

Wilhelm Schäfer / Karl Stauffers Lebensgang

Karl Stauffers Lebensgang

Eine Chronik der Leidenschaft

von

Wilhelm Schäfer



1912
Dritte Auflage
München und Leipzig bei Georg Müller

Hermann Hesse gewidmet

Lernen

I.

Ich bin geboren im September des Jahres 1857, als ein verspätetes Augustgewitter das enge Waldtal der Ilfis wie im Frühjahr mit dem Donner von krachenden Lawinen füllte und das Dorf Trubschachen mit Wasserstürzen fast ersäufte. Es will mir scheinen, als wäre der Lärm von diesem Morgen nicht mehr aus meinem Leben fortgegangen bis heute, wo ich, mit dreiunddreißig Jahren schon ein Greis, die Niederschrift beginne. Wie die Sonne damals noch fleißig die Gärten beschien, so hab ich freilich zwischendurch auch ein paar Dinge, soweit ich konnte, bis an die Grenze der Vollendung gebracht — warum ging es so schnell mit mir und warum kam ich nicht ins Alter wie die andern — nur hieße das wohl Maß und Inhalt meines Lebens verwechseln, wenn ich die paar radierten Blätter als Sinn und Ziel von soviel Aufwand betrachten wollte.

Ich war das erste Kind von sechsen; doch wenn ich meiner Mutter glauben darf, und was berechtigt

mich zu zweifeln, da mir die Sonne ihrer klaren Liebe allzeit den Weg beschien, hab ich ihr mehr zu schaffen gemacht als die fünf andern, von denen allerdings nur einer, der Eduard, ein Knabe war. Meine Mutter stand noch im Anfang ihrer Pfarrhelferei, als sie mich trug: und wenn ich mir ihr Bild betrachte – es ist längst blaß geworden und gibt die Schatten nur noch verblasen auf dem Silbergrund – wie sie mit breiter Krinoline neben meinem Vater dem Pfarrhelfer sitzt, der den Zylinderhut zwar etwas schief doch sonst gemessen trägt: muß ich vermuten, daß sie ein Mädchen von nicht alltäglicher Schönheit gewesen ist. Was ich von ihr als Bild in der Erinnerung trage, ist freilich älter – auch die Erinnerungsbilder unserer Lieben altern unmerklich mit, sodaß wir mühsam aus der Erscheinung der letzten Zeiten nach den Zügen suchen, wie sie früher waren – es ist die Frau, wie ich sie malte, immer noch mit einer Farbe im Gesicht, die wie das Fleisch auf Rubensbildern ist, jedoch mit vielen Zwickelfalten und einem Paar Augen, das darin fast mit einer blanken Kälte steht. Sie galt, wie ich vielfach erfuhr, schon früh für eine Frau von freier Bildung und praktischem Sinn; als Tochter eines bernischen Pfarrers war sie in England Erzieherin gewesen und hatte daher eine

Haltung mitgebracht, die mir manchmal zu pädagogisch doch immer ungewöhnlich war.

Sie hätte mir — wenn sich für einen Sohn dergleichen sagen läßt — mit der Erbschaft ihrer handfesten Art eine bessere Lebenssicherheit gegeben, wenn nicht mein Blut vom Vater her mit dunkleren Wünschen belastet gewesen wäre. Nicht, daß der jemals so ins Strombett seiner Leidenschaften geraten wäre, wie mirs geschah; er war wie meine Mutter aus gutem Berner Haus und trug den Stolz davon in seiner gemessenen Haltung noch zur Schau, als ihm die Schatten einer ererbten Melancholie den Geist zum zweitenmal und dann für immer verdüsterten. Er schien — gleich mir — von derber Art und galt im Land als Bauernpfarrer, von dem noch heute drastische Späße im Schwange sind; nur innen war die Rasse abgelebt, er kam mit der Wirklichkeit seiner Pfarrkinder nicht zurecht; zu städtisch für die Bauern und für die Stadt dennoch zu ungelenk, litt er sein Leben lang an einer Verletzlichkeit, die ihm zum Schicksal wurde. Indem ich die Unrast dieses Vaters in einem Körper trug, der durch die Mutter mit den Säften bernischen Volkstums gesättigt war, bin ich mir selber und den andern in meiner Jugend als ein Sinnbild gesunder Kraft erschienen, um vor der

Höhe meiner Mannesjahre — freilich grausamer vom Schicksal angepackt als er — gleich meinem Vater gebrochen dahin zu müssen.

* * *

Trubschachen ist kein heller Ort; im Tal der Ilfis da gelegen, wo der kalte Trubbach mündet, weist er von seinen Matten ins breite Wiesenland um Langnau hinunter, um selber in den Falten steiler Tannenhänge schon dem Gebirge anzugehören, das sich zum Napf, dem vielgerühmten Aussichtsberg des Emmentals auf vierzehnhundert Meter hebt. Ich bin nur bis zum dritten Jahr in dieser Welt gewesen, weil der Vater schon im Frühjahr 1860 als Pfarrer nach Neuenegg im Sensetal berufen wurde. So blieb mir von der schwarzgrünen Stimmung dieser Landschaft nichts in der Seele als ein Frühlingstag, an dem der Föhn über Nacht den Schnee mit Regen löste, obwohl der Boden noch hartgefroren war, sodaß die gelben Gewässer der Ilfis mannsstarke Tannenbäume, Hütten, Dächer und Gebälk mit totem Vieh, auch einmal Hirten dicht beim Pfarrhaus an meinen erschrockenen Kinderaugen vorüberführten, die das Schreckbild der heimatlichen Bergnatur nicht mehr vergaßen. Nicht aber, um mit Furcht und Wehmut an die Schrecknisse zu denken, vielmehr um mich

nach Knabenart zu freuen an diesen Hirten, die nicht mit lahmen Armen nach Hilfe flehten, sondern mit Sparren rudernd immer noch ihr Leben zu retten dachten.

Obwohl das Pfarrhaus in Neuenegg größer war und wie ein Landschlößchen am Hügel stand, kam mir der Abschied von Trubschachen erst garnicht recht; ich hatte einen Spielanschluß im kinderreichen Nachbarhaus gehabt, wo ich als der Pfarrsohn verhätschelt wurde, sodaß ich mich aus Neuenegg noch lange klagend nach den gewohnten Kindern sehnte. Auch meinem Vater bekam das Sensetal nicht gut; es zieht sich zwischen Hügeln nicht ohne Anmut bis nach dem alten Städtchen Laupen hin, wo die Sense in die Saane mündet und mit ihrem Wasser weit unterhalb von Bern der Aare zufließt. Doch sind die Hügelketten nach der Art von solchen Tälern im flachen Vorgebirge einförmig gebildet, und weil der Blick sich durch die Biegungen des Flusses stets von neuem in einer andern Mulde gefangen sieht, sich niemals an die weißen Berge oder in blaue Fernen verlieren kann, sondern immer durch die Grashänge und die schmalen Tannenränder darüber beschränkt ist: so stellt sich leicht die atembrückende Beklemmung ein, daß man um Sterbens willen den Himmel und die

Welt dahinter sehen und einmal einen weiten Ausblick haben möchte. Dazu kommt noch, daß die Sense mit Überschwemmungen ihr Bett vielfach verändert und so den Talgrund mit Tümpeln und sumpfigen Stellen ausgefüllt hat, darum die breiten Erlen- und Weidenstände in feuchten Mondnächten wie Geisterscharen auf mitternächtige Kämpfe warten. Wenn da hinein ein regnerischer Sommer kommt, sodaß die grauen Wolkenmassen tagsüber den Wiesenkessel bis unter den Tannenforst hinunter mit einem lastenden Deckel schließen und abends immer wieder aus dem Wasser und den klebrigen Wiesen die weißen Schwaden steigen, um den Wolkendeckel an den Rändern neu zu dichten für den andern Tag: dann muß schon einer in dieser einsamen Welt geboren und der Sonne entwöhnter als andere Menschen sein, um nicht mit jedem neuen Regentag in stärkere Traurigkeit zu fallen.

Wenn dann noch Widerstände menschlicher Herkunft einem Mann den Beruf verbittern, wie es meinem Vater zu Neuenegg geschah, bevor er sich mit den veränderten Verhältnissen zurechtfand: kann einen, der beschaffen ist wie er es war, der Trübsinn schon befallen. In Trubschachen hatte er nur Hirten als Pfarrkinder gehabt, die einen Oberhirten brauch-

ten, das Vieh zu segnen und zu den kirchlichen Gelegenheiten ihres einfachen Lebens mit seinem Gotteswort dabei zu sein; im Sensetal, wo es schon damals Fabriken und reich gewordene Bauern gab, wo mancher Weiser nach dem Uhrwerk der bernischen Bürgerpolitik gestellt war, sollte auch der Pfarrer Parteimann werden. Ich sehe mich noch genau mit meinem Vater zum erstenmal das Tal abschreiten, darin die Häuser von der Brücke bis ins Gehölz verstreut und feindselig gegeneinander standen, wie die Gesichter neugierig an die Fenster kamen und grinsten, wenn er vor einem Falschen den Hut abzog. Der Frühling brachte ihm diesmal nicht so viel Blumensträuße ins Haus, wie er aus Trubschachen gewohnt war, wohl aber sah er seine gutmütige Unerfahrenheit in manchen Zank hineingezogen. Dazu der Regen, unaufhörlich die Wege weichend, daß Heu und Frucht verdarb; zuletzt die Überschwemmung, nicht wie in Trubschachen mit dem Föhn anschwellend und verschwindend, sondern Tag um Tag das breite Tal ausfüllend, bis die gelbe Flut langsam versank und alles Wiesenland unter einem klebrigen Schlamm zurückließ. Als der September danach noch heiße und endlich schöne Tage brachte, war ihm schon alles so mit Regentraurigkeit gefüllt, daß ihn der

Onkel Schärer in eine Anstalt besorgen mußte, aus der er uns nach dreißig Monaten erst wiederkam.

Wie eine Mutter dasitzt mit drei Kindern, deren Vater und Ernährer in eine Heilanstalt gesperrt ist, das hab ich selber zwar miterlebt, weiß aber das Bittere davon nur aus Erzählungen späterer Zeit; damals war ich ein Knabe, dem der Vater — wie Trubschachen — allmählich aus dem Bewußtsein fortgegangen war. Am meisten wohl, weil auch in Neuenegg die Nachbarschaft mir bald Vergnügen machte: Es wohnten gegenüber im alten Schulhaus nicht nur die Lehrersfrau, die sich später mit mir in der Unterklasse plagen mußte, sondern auch ihre Töchter, die mir im Alter etwas vorausgingen und mich mit meinen blauen Augen und den roten Backen — wie sie mir später sagten — ein allerliebstes Buebli zum spielen fanden. Sie kamen täglich in den Pfarrgarten herüber, der sich hinterm Haus auf dem Hügelrand in ein Wäldchen zog, wo wir Igel fangen, Begräbnis spielen, klettern und graben konnten, und wenn mir etwas Unangenehmes aus dieser Zeit geblieben ist, so doch nur dies, wie oft ich mit zerrissenen Hosen und verlorenen Strümpfen die Sorgfalt meiner Mutter ärgerlich machte, die sich

mit ihren drei Kindern allein redlich abplagen mußte.

Ich hätte damals einen jungen Dichter vorstellen können mit meiner Naturempfindlichkeit; ich weiß genau, es war das Frühjahr, bevor der Vater wiederkam — ich kann also höchstens erst fünfjährig gewesen sein — daß ich mit meinem Schatz, ich war schon frühzeitig auf der Suche nach den Liebesfreuden, die jungen Birkenbäume in dem Wäldchen nacheinander abküßte, weil sie nun wiederkamen mit Knospen, Blättern und den lustigen Kätzchen. Es hat mich danach jedes Frühjahr, wenn auch nicht mehr so kindlich, gepackt: wenn dieses Gesause durch die schwellenden Zweige geht, das im Winter niemals kommt und mit den ersten Blättern aufhört: es ist, wie wenn die Ruten, biegsamer geworden vom steigenden Saft, einen andern Klang gäben. Der Geruch von den harzenden Knospen mag dazu beitragen, daß man den Frühlingswind so aufregend um die heißen Ohren fühlt, und dies vielleicht, daß für uns Berner der Winter länger als sonst mit seinem nassen Schnee den Frühling zurückhält, der dann mit einem Föhnsturm gewaltsam aus dem Neuenburger Land einbricht.

In der Schule ging es mir vom ersten Anfang an

nicht nach dem Wunsch der Eltern. Obwohl ich doch die Lehrersfrau, die in den untern Klassen selber unterrichtete, als die Mutter meiner Gespielinnen kannte — oder kam es daher, daß sie nichts über mich vermochte — hab ich die erste Schulzeit noch garnicht als Lernzeit in der Erinnerung, wie später ein gutes Stück von meinem Leben; mein Gemüt muß schwer begriffen haben, was der Verstand mit lesen und schreiben oder gar mit rechnen sollte. Dagegen muß eine komische Nachahmungssucht in mir gewesen sein, indem ich jeden Großen, der ins Pfarrhaus kam, so lange beobachtete, bis ich etwas an ihm nachzuahmen fand, um ihn nachher dem Gelächter preiszugeben. Natürlich wurde mir die moralische Anzüglichkeit darin mehr verübelt — noch lange hat man mir als Pfarrerssohn einen grausamen Charakter daraus ableiten wollen — als daß man auf meine natürliche Beobachtungsgabe einging; bis die im Zeichnen einen Ausweg und damit auch die moralische Rechtfertigung fand: Denn das ging mit einer künstlerischen Neigung zusammen, die in der Familie beiderseitig erblich war; mein Großvater, vom Vater her, war eine Art Dilettant gewesen, und meine Mutter hatte in England, wo zu aquarellieren bei den jungen Damen damals fast gebräuchlicher als

lesen und schreiben gewesen sein soll, sogar im Ernst daran gedacht, Künstlerin zu werden.

Sie zeichnete wirklich nicht ungeschickt; vor allem aber leuchtete in unserer Häuslichkeit ein künstlerischer Stern, der einmal wirklich dem Schweizer Volk geschienen hatte. Der Bruder unserer Mutter nämlich, der schon erwähnte Onkel Schärer, von Beruf Irrenanstaltsdirektor, war ein Freund von Walthard dem Maler gewesen, der den Jeremias Gotthelf hatte illustrieren wollen, aber damit nicht fertig geworden war, weil ihm der Dichter darüber starb. Er hatte, was bis dahin fertig gewesen war, meinem Onkel geschenkt, und von dem hatte wiederum unsere Mutter einen Teil der Blätter in Verwahrung. Es waren meist Figuren aus dem bernischen Volksleben im Sinn der dreißiger Jahre, dünn und sauber gezeichnete Umrisse, alte Guggisberger mit Regenschirmen und sonstiges Bauernvolk; es gab aber auch Feuersbrünste, Raubschlösser und Galgen, namentlich die Bewegung war manchmal nicht übel festgehalten. So muß ich diesen verschollenen Künstler, der ehemals Theologe gewesen war und erst 1870 starb, als meinen ersten Lehrmeister in der Kunst ansehen; wenn nicht schließlich doch das meiste auf meine Mutter fällt, die unermüdlich in der Anleitung

war, seine Figuren sauber und richtig nachzuzeichnen.

Meine eigene Sucht zur Nachahmung mimischer Züge und Gebaren aber nahm mit einer so gebildeten Fertigkeit der Hand doch wieder ihren eigenen Weg, wie er der Mutter nicht ganz recht war; ihr blieb die Zeichnerei immer ein Teil von dem, was man in Bürgerkreisen Bildung nennt, und daß ich etwa einmal ein Künstler werden könnte, lag damals noch ganz außerhalb. In der Schulstube stand die große schwarze Holztafel, und darauf mit der griffigen Kreide zu hantieren, war mir bald ein viel größeres Vergnügen als die spitzige Arbeit mit dem Bleistift. Zuerst die Lehrerstöchter und danach andere Kinder mußten mir herhalten und bald war ich der angestaunte Held, der ihre Köpfe in wenig Strichen ähnlich auf die Tafel bringen konnte. Daß ich den Umkreis dieser Geschicklichkeit rasch erweiterte und auch die Erwachsenen auf die Tafel zeichnete, brachte mir dann wieder den selben verhaltenen Vorwurf ein, wie meine Grimassenkünste vorher. Man ließ mich machen; doch nur mit der Besorgnis, was für Übel sich für mich selber daraus entwickeln könnten. Wenn ich bedenke, was für einen Gang mein Leben später gelaufen ist, und wie sich das Böseste, was einem

Mann geschehen kann, an mir erfüllte, kann ich die Sorge der Mutter wohl verstehen; doch weiß ich dann erst recht, wie unerbittlich alles kommt — von innen heraus wie eine Pflanze treibt unser Schicksal die Geschehnisse, und wenn es rote Blüten tragen will, trägt es sie trotz dem Gärtner — und wie unnütz es war, in meiner Jugend soviel Tage schwarz durchzustreichen.

Auch daß der Vater mich — er kam zurück, als ich sechs Jahr alt war — später sechs Monate lang fort aus dem Pfarrhaus in ein Nachbardorf zum Lehrer tat, war gut gemeint im Sinne der Pädagogik; nur daß die leicht dem Kind und jungen Menschen ein Ziel vorsteckt, das für sein Wesen unerreichbar ist. Aus einem Bernhardiner kann kein Hundezüchter der Welt eine Dogge machen; wie man ihn schert, die Haare wachsen wieder. Man kann ihn wohl dressieren, doch ist ein Mensch kein Hund, und alle Bildung, die auf Dressur beruht, kann nichts mehr aus sich selber leisten. Sie meinten damals zu Hause in ihrem treuen Erziehersinn, daß ich nur deshalb in der Schule nichts lernte, weil ich mit der Lehrersfrau zu gut bekannt war und ihr darum nicht folgte. Doch habe ich dem strengen Schulmeister auch nicht gefolgt, in meinem Leben nur das erste böse Loch gebabt; denn

eines Tages wie ein verkaufter Hund anfangen müssen, sich in ein fremdes Haus, in fremde Menschen und Gebräuche, in eine fremde Landschaft hineinzufinden, wo er gewohnt war, Bäume und Wege wie Spielgenossen zu haben, die er morgens nach der seltsamen Nacht gleich sich erwacht begrüßte und in denen seine Träume sich erlebten: dazu liebt ein so junger Mensch die Dinge seiner Welt im ersten Verständnis noch zu sehr.

Der Anlaß war freilich, daß mein Vater schon alle Nichtsnutzigkeit aus mir kommen sah, die im Volksmund den Pfarrerssöhnen zugesprochen wird. Er hatte eines Tages, ich weiß nicht mehr von welcher Kasse, ein Zwanzigfrankstück mitgebracht, das ihm von einem Kassierer ausgezahlt war, weil der seinen Sammlerwert nicht bemerkte. Es war der junge Napoleon als Konsul darauf und schönes gelbes Gold, wie es neuerdings nicht mehr geprägt wird. Abends bei der Lampe zeigte er es vor, wie das Anneli von drüben dabei war. Ich fand selber nichts Besonderes an dem Stück, nur daß der Kopf noch nicht so fett und gar nicht so tyrannisch war, wie ich ihn aus den Zeichnungen von Walthard kannte; doch sah ich, wie die braunen Blicke des Anneli sich an dem Gold verzehrten, und als mein der Vater,

trotz seinem Ernst und seiner schönen tiefen Stimme zu Scherzen geneigt sein konnte, es ihm an den Halssaum hielt: Wie, Anneli, das wäre jetzt ein Bröschli für dich? und sie mit ängstlich aufgerissenen Augen totenblaß wurde, da konnte ich nachher lange nicht schlafen vor Gedanken. Denn weil ich gerade von einem verkleideten Prinzen und Drachentöter gelesen hatte, der sich die Liebe einer Königstochter eroberte durch kühne Taten, indem er ihr zuletzt aus umständlichen Gefährnissen den sehnsüchtig gewünschten Gürtel der Sultanin von Bagdad brachte — warum gibt man Kindern dergleichen zu lesen, wenn die Tugenden darin so garnicht gelten sollen – und weil es gerade wieder einmal im Frühjahr war, wo mich der Föhn in meinem Blut bedrängte, und wo die Wildheit noch keinen Ausweg hat und ahnt: so ging ich andern Morgens, als die Eltern aufgestanden waren, an den Ort im Schlafzimmer, von dem ich wußte, daß der Schlüssel zum Sekretär dalag, und nahm den Napoleondor an mich.

Bis zum Mittag blieb er in meiner Tasche; dann als das Anneli zum Spielen kam, zog ich sie in den Kirchhof hinunter, der hinter einer Mauer vor unserm Pfarrhaus lag und die kleine Kirche so umschloß, daß die Kirchgänger von unten her durch einen gewölbten

Treppenaufgang heraufstiegen. Er war mir nicht so schauerlich wie den andern Kindern, diesmal aber schien er mir der richtige Ort; da, wo er hinter unserm Stallschuppen mit einer verborgenen Bastei ins Tal vorsprang, ließ ich sie schwören, daß sie mich nicht verraten werde. Sie tat zwar sehr erschrocken, als sie mit geschlossenen Augen die Arme vorstrecken mußte und ich ihr das runde Gold in die bläßliche Kinderhand legte; doch half es ihr nichts, daß sie weinte, ich war ein Prinz, der seine Taten nicht zu bereuen braucht, und so mußte mir das Anneli den Willen tun, das Ding in ihrer Tasche heimzutragen.

Mir war natürlich nicht wohl zumut; ich wußte gleich, daß dies nur böse ausgehn konnte, aber wenn es mich alles, was mir lieb war, gekostet und wenn mir die Strafe zehnmal strenger als sie kam, gleich vor Augen gestanden hätte: das Gold wäre doch in ihre Hand gekommen. Denn – daß die Eltern darin einen Knaben verstehen möchten – etwas Ungeheuerliches dem Anneli zuliebe zu tun, einen Aufruhr der Gefahr um mich zu versammeln als ihr Held: das war es doch allein, was mich den Diebstahl – wie sie sagten und auch nicht anders sagen konnten – begehen und meinem Knabentrotz diese Schuld aufladen ließ.

Es wurde an dem Tag nicht mehr gemerkt; nur

am Abend nach dem Essen, als der Vater in seiner Stube war, indessen wir noch bei der Lampe mit der Mutter saßen, kratzte es dreimal leise an dem Fensterladen, was unser Zeichen war, und als ich unter einem Vorwand noch hinauskam vor die Tür, stand mein Schatz im Mondschein an der Mauer und zog mich an der Hand in die dunkle Ecke, wo wir hinterm Holzbock unser Spielversteck hatten. Sie zitterte so, daß ihr der Atem schnatterte: ich hätte eine Sünde getan und würde mich unglücklich machen; sie brächte darum das Gold zurück. Ich war natürlich trotzig und wollte mich als Drachenprinz nicht lächerlich machen; sie aber spielte mir auf ihre kindliche Weise das Register der klagenden Frauen vor, bis mein Zorn sie fügsam machte. Darüber trat ihre Mutter drüben vor die Haustür und rief nach ihr; sie sprang fort und drückte mir das Goldstück rasch in die Hand. Ich ließ es fallen, daß sie es klirren hörte, noch einmal stehen blieb, dann aber fortlief und es trotzig liegen ließ wie ich, der kaltblütig durch den Streifen Mondschein nach unserer Steintreppe ging und mit Absicht polternd die Haustür öffnete.

Als ich am nächsten Morgen in der besten Helligkeit aufwachte, stand die Mutter mit meinen Kleidern neben mir. Sie ahnte nichts, als sie erzählte,

daß die drüben nach ihren Fiebertropfen geschickt hätten, das Anneli sei krank geworden über Nacht; ich hatte gleich meinen Grimm bei der Hand, daß es nun bös ausgehen müßte durch sie; denn daß ich das Goldstück draußen immer noch aufheben und unbemerkt an seinen Platz legen könnte, übersah ich nicht. Als ich nach dem Frühstück anscheinend absichtslos an dem Holzbock vorüberging, lag es wirklich noch zwischen braunen Tannenspänen auf dem Pflaster; ich ließ es liegen und erwartete mit Trotz das Elend, wie es nun kommen mußte. Es dauerte bis zum Nachmittag — unterdessen war unsere Magd ein paarmal und auch die Mutter selber auf dem Holzplatz gewesen, einer hatte mit den Füßen darauf getreten, wie man später sah, gesehen wurde es von keinem — da bat das Anneli in seiner Angst und Verwirrung seine Mutter, auf unserm Holzplatz nachzusehen, ob sie was fände. Sie ging, die Ärmste zu beruhigen, und hob erstaunt das Goldstück aus den Spänen.

Es war für mich ein rundes Stück Metall; den andern aber war es ein Zwanzigfrankenstück und hatte vordem, wie der Napoleonskopf als Konsul sogleich erwies, im Sekretär des Pfarrers gelegen, wo es auch richtig fehlte: so gab es eine von den Gerichts-

verhandlungen, wie sie jedes Elternhaus ein paarmal erlebt, und die nur deshalb so erregt verlaufen, weil der Vater als Gerichtsherr auch noch Ankläger und Anwalt ist. Erst ging er mit dem übernächtigen Napoleon ins Nachbarhaus; er ließ mir einen Blick zurück, der mir um so mehr verhieß, je länger er von drüben nicht wiederkam. Als das endlich geschah — es muß wohl eine Stunde gedauert haben und die Mutter war ihm längst nachgegangen — sah er dem Konsul ähnlich mit dem bloßen Gesicht und dem verkniffenen Pfarrermund. Ich saß hinter dem Haus und sah sie durch die Sträucher kommen, den Vater, wie wenn er die Bibel zum Altar trüge, die Mutter blutrot wie immer, wenn sie aufgeregt war, hinter ihm her. Ich ließ sie zweimal rufen, bevor ich zögernd hineinging; und dies weiß ich so merkwürdig genau, wie wenn es gestern gewesen wäre: als ich den Drücker schon in der Hand hatte und noch einmal zurücksah über den Pfarrgarten, in mein Wäldchen, wo die schlanken Stämmchen sich im Frühlingswind leicht bewegten und über ihnen der wolkenreiche Himmel stand mit einem einzigen tiefblauen Fleck: da fühlte ich mich von den Bäumen und den Wolken, vom Himmel und den Blumen, von allem, was hier mein Spielkamerad gewesen war, so verraten, daß ich am

liebsten drunten nach der Sense hinuntergelaufen und ins Wasser gesprungen wäre. Ich hatte den Zorn der Eltern zwar reichlich verschuldet, aber ich war kaum achtjährig und mich hat später nicht gewundert, wenn es so jungen Kindern schon zu bitter auf der Welt geworden war, daß sie freiwillig in Angst oder Trotz wieder fortgingen.

Natürlich hatte das tapfere Anneli mich nicht verraten; aber was vermag ein Kindergehirn an sich zu halten, obwohl es nichts sagt, wenn drei Erwachsene es mit Fragen, Vorwürfen, Strafen und Bitten bedrohen? Was nun der Vater noch von mir forderte, war das Bekenntnis meiner Schuld; das wollte er mir mit Strenge und Strafen und verfänglichen Fragen abgewinnen: Schon mein Stolz, den ein Knabe mehr als ein Großer haben kann, weil der sich viel leichter rührsamen Erwägungen opfert, hinderte mich daran; daß er mir aber Fallen stellte mit berechneten Fragen, brachte mich in einen so verstockten Haß gegen seine Unredlichkeit – wie ich es damals nannte und empfand – daß ich mich wirklich hätte töten lassen, statt ihm ein gutes Wort zu sagen. Als er nicht nach seinen Wünschen mit mir zurechtkam, brach aus dem großen Mann ein Zorn wie aus einem Tier; wie man ein quiekendes Schwein zur

Schlachtbank schleppt, so beim Kragen genommen wurde ich strampelndes Bündel in den Keller getragen und eingesperrt.

Drei lange Tage saß ich da, ein Bub von acht Jahren, in dem Lattenverschlag, wo sie mir eine Matratze und einen Stuhl hineingetan hatten und nur Wasser und Brot brachten; oben über die Steintreppe gingen die Schritte und warfen nachher ihren Schatten wie die drehenden Speichen von einem Rad durch meinen halbdunklen Raum. Es war kalt und meine ungewaschenen Hände starrten mir in den Taschen; aber es hätte noch grauenhafter sein können in den Nächten, wo ich die Tiere schreien und die Geister auf dem Kirchhof gehen und flüstern hörte: einmal in diesen Zwang gestellt, Trotz gegen Trotz, wie ich es nicht anders verstehen konnte, gab ich nicht nach.

Es ist verhängnisvoll, daß zwischen Sohn und Vater ein besseres Verhältnis erst dann eintritt, wenn der Sohn anfängt, den Vater zu verstehen, während es doch umgekehrt sein sollte. Heute, wo ich das melancholische Gemüt des Vaters mitberechne, wie er von Ahnungen geplagt ein bittres und böses Leben für mich kommen sah; wie er, der selber im Verkehr mit seinen widerspenstigen Bauern daran litt, daß

er sich nicht beherrschen konnte, aus Furcht um die gefährlichen Anlagen meiner Natur nichts anderes dachte, als meinen Trotz zu brechen; heute möchte ich ihm sagen, den nun schon lange kein Neuenegger mehr ärgert: Siehst du, mein Leben ist im Galopp gelaufen und hat den Wagen endgültig umgeschmissen; aber nicht, weil du oder irgendeiner etwas versäumt hat, sondern weil auch das wildeste Leben sich abrollt wie ein Knäuel Schnur. So unbegreiflich grausam ist dies alles, daß wir nicht verlernen sollten, uns an den Augen zu bestimmen, statt böse Worte oder härtere Gewalt zu brauchen. Wenn du mich damals verstanden hättest — und du warst doch ein Mann, wie ich es heute bin – wenn du mich so verstanden hättest, wie ich dich heute verstehe, der Sohn den Vater; du hättest meine Hand genommen und gesagt: Sieh Kari, so einfach ist das mit den Drachenprinzen und Sultanstöchtern nicht, daß man dem Vater einen Napoleonsdor aus dem Kasten nimmt. Du wirst dich noch verwundern müssen, wie grausam sich dein volles Leben einmal in Kleinlichkeiten auflöst, und dann die strengen Sorgenfalten im Gesicht der Eltern deuten. Nun gib der Mutter einen Kuß um den unnützen Ärger und lauf hinüber zum Anneli, daß es gesund wird, wenn die Angst vorüber ist.

So aber zuckte das Leben der Eltern drei Tage und zwei Nächte lang in Bitterkeit und Sorge um mich hin und meines trotzte sich abseits in einen Keller gesperrt bis in den bösen Haß hinein.

Jeden Morgen, Mittag und Abend kam der Vater herunter und fragte kurz, ob ich gestehen wollte? Ich brauchte nur die Falten um den Mund zu sehen, seine wunden Augen, und sofort schnürte sich inwendig alles zu. Es kam wohl auch dazu, daß er in der Zeit meiner ersten Eindrücke so lange fort gewesen und mir dadurch ein Fremder geworden war; um so mehr als sein dunkles Wesen gegen die Helligkeit der Mutter so herb abstach. Als sie am dritten Tag in meinen Käfig kam – die Dämmerung fing schon wieder an, sich zur Nacht zu verdichten – und nichts tat, als bitterlich weinend ihren Arm um meinen Hals legen: da heulte ich jämmerlich und heiß mit ihr; und als sie fragte: Gelt, mir sagts mein Bub, da nickte ich ihr zu und ließ mir mein Geständnis abstreicheln in einer sehnsüchtigen Dankbarkeit.

Es war die erste schwere Bitternis in meinem Leben, das erste Loch der Lieblosigkeit darin, daß ich mich von allem verraten sah, was sich sonst in täglicher Übereinstimmung mit mir befunden hatte. Ich konnte

mich danach weder an den Pfarrgarten noch an meine andern Spielplätze zurückgewöhnen, und daß ich dann bald fortmußte zu dem fremden Lehrer im Nachbardorf, empfand ich wie eine Folgerichtigkeit; es war mehr ein Gefühl, daß ich im Trotz aus dem Pfarrhaus fortgelaufen wäre, als daß ich die Pädagogik darin spürte, oder gar ein Schuld- und Besserungsgefühl, wie mein Vater sich erhoffen mochte.

Glücklicherweise ist mir sein Bild auch noch in anderer Erinnerung lebendig geblieben, sonst hätte ich von meiner Jugend in Neuenegg nicht soviel Helligkeit in der Erinnerung behalten, daß ich alles, meine verlorene Kunst und meinen gestürzten Ruhm auf ein armseliges Häuflein legen und heimrennen möchte, wo ich nichts als der Pfarrersbub, aber von Grund aus glücklich war. Nichts war doch schöner als der Sonntagnachmittag, wenn wir alle miteinander auszogen, meist in den dunklen Tannenforst hinauf, der dem Sensetal mit den Sagen und Siegen der Landesgeschichte wie ein Heiligtum aufgesetzt war. Der Vater summte nur selten mit seiner schönen Stimme ein paar Töne, hatte es aber gern, wenn die Mutter mit uns sang, während wir durch die Hügelhänge ins hohe Korn hineingingen, das selbst die Großen auf dem schmal geschlängelten Weg bis über die Hüte aufnahm in das

bewegte Meer schwankender Ähren. Bis wir oben in dem feierlichen Wald zwischen den uralten Stämmen und den hundertjährigen Riesenbärten hängender Silberflechten von selber still wurden und zaghaft hineinschritten in die tausendjährige Dunkelheit. Das war dann die Stimmung, in der seine ernsten Augen heller wurden, weil er von dem anfing zu sprechen, was ihm mehr als andern und mehr als alle Bauernpolitik, selbst als das Gotteswort den Seelengrund mit Liebe und Ehrfurcht füllte: von der stolzen Geschichte der Bernburgerschaft, die in diesem abgeschlossenen Vorgebirgstal zweimal den Sieg gegen fremde Machthaber gewonnen hatte, einmal vor so wenigen Jahrzehnten, daß noch Augenzeugen lebten, gegen die Franzosen; dann aber vor einem halben Jahrtausend gegen den fribourgischen und savoyischen Landadel. Während der Widerstand gegen die Franzosen ein vergeblicher gewesen war, indem sich die bernische Regierung doch andern Gewalthabern beugen mußte, hatte Rudolf von Erlach dem Landadel bei Laupen für alle Zeit den Helm zerschlagen.

Hie Panner, hie Erlach! Wenn so der Vater den Schlachtruf des alten Erlachers, mit uns am Laupendenkmal sitzend, über das Schwarzimburger Land hinsprach, das sich mit seinem Hügelgewirr zur

zackigen Stockhornkette hinzog, über der dann wieder die reinen Berner Alpen in den Abendhimmel leuchteten, um endlich aufzublühen in rosiger und danach tiefroter überirdischer Herrlichkeit: dann war er nicht mehr der verärgerte Pfarrer zu Neuenegg, kaum noch unser Vater, vielmehr ein Augenzeuge, der auf geheimnisvolle Weise von der Schlacht berichten konnte, um allen Laumütigen die Heimatliebe des alten Erlachers einzupredigen. Er sprach dann unser ehrliches Bernerdeutsch mit der lieben Heimeligkeit und dem Brustton darin. Er holte uns den Erlach gleichsam von seinem Pferd auf dem Münsterplatz herunter und stellte ihn hier an den Laupenstein, wo er die Fähnleinführer vor sich versammelte in markiger Rede, bis die Schmiede mit ihren Wagen und all die andern Zünfte aus dem Forst niederprasselten ins Tal und das übermächtige Aufgebot der Adelsmannschaften fürchterlich vernichteten.

Das Laupendenkmal ist nichts als ein hoher Stein; doch brauchte ich in der Fremde bloß daran zu denken: so stand und steht die Geschichte meiner Landschaft auf mit aller Heimatliebe, mein Vater sitzt wieder da und spricht in unsere Augen hinein. Der Ernst ist noch in seinen Zügen, aber alle Bitterkeit ging fort; es leuchtet von einer uralten Feierlichkeit und seine

tiefe Stimme spricht berndeutsch, wie wenn die Landschaft selber zu sprechen begonnen hätte.

Wenn wir danach im Mondschein aus dem unergründlich dunklen Forst hinunterstiegen in unser Tal, wo der Friedhof um die alte Kirche vorgebaut war wie eine Bastei, dahinter auch das Pfarrhaus vor dem Wäldchen dastand wie ein uralter Herrensitz: dann kamen wir selber mit heißen Köpfen aus der Laupenschlacht zurück, um den Frieden zu genießen als freie Bürger eines freien Landes. Er war kein Buchstabenmensch, mein ernster Vater, nur gab es Fäden in seinem Geist, die zu scharf gespannt waren durch den Straßenkampf der Gegenwart; die Fäden sind ihm zuletzt ganz gerissen und auch wir Kinder haben unser Teil dazu getan: trotzdem, wenn ich später aus dem Übermut meiner Jünglingsjahre ein rechter Mann zu werden dachte, war es sein Bild, was mir vorschwebte.

Daß ich so bald aus dem Nachbardorf zurückkam, schon im Frühherbst, und also nur über den Sommer bei dem Lehrer bleiben mußte, verdankte ich der Tante Sophie, die überhaupt durch ihren seltenen Besuch gleich einem Kometen mit dem Schweif ihrer Talente und Einfälle unser Pfarrhaus beglückte. Sie war an einen Engländer namens Read verheiratet und konnte nur jedes dritte Jahr im Spätsommer ihrem Heim-

weh nachgeben. In ihr war die Jugend unserer Mutter lebendig geblieben, ohne die Sorge um widerspenstige Kinder und einen kranken Mann; sie sang, daß wir Kinder uns nichts herrlicheres denken konnten, sie zeichnete und malte mit Wasserfarben, aber nicht wie die Mutter nach Vorlagen, sondern nach der Natur; wenn sie uns hinausführte und einen Rucksack voll Fröhlichkeit mitnahm: es waren wahre Freudenfahrten der Selbstgenügsamkeit. Ihr Wonnegefühl, wieder einmal für ein paar Wochen in der geliebten Heimat zu sein, war wie einer von unseren Bächen; das rauschte, plätscherte und quirlte den ganzen Tag, trieb unsern Kinderunsinn wie Mühlen an und glitzerte im flüchtigsten Sonnenstrählchen. Was man mir nachsagte in meiner ersten erfolgreichen Zeit, daß ich ein paar Dutzend Menschen mit fortreißen konnte in dem fröhlich stürzenden Schwall meiner Gedanken: das hat sie mir wohl beigebracht, die leider nach diesem Sommer ausblieb und drei Jahre später an einer langwierigen Krankheit zugrunde ging, ihrer Fröhlichkeit bis in die letzten Stunden mächtig, wie die Verwandten, gleich beglückt von ihr und darum tief betrübt, uns danach schrieben.

Ihr letzter Sommer in Neuenegg war auch mein letzter dort, indem ich mit dem Frühjahr 1866 als

Zögling ins Waisenhaus zu Bern gegeben wurde. Damit begann das Leben, in das mir der gezwungene Aufenthalt bei dem Lehrer das erste böse Loch gerissen hatte, langsam die Fäden zu zerschneiden, die mich als Kind der bernischen Landschaft so an die Jahreszeiten, die Bäume und Berge darin gebunden hatten, wie es die Glücklichen zeitlebens hält, die als Bauern oder Hirten treu bis zu Ende in ihrem Gehege bleiben. Noch war es nicht mein eigener Unruhgeist, der mich forttrieb; nur die Zukunftssorge, die alljährlich Tausende von Eltern ihre ängstlich behüteten Söhne als Bildungsmaterial in die Städte liefern läßt, von wo nicht alle die Wege ihrer Jugend wiederfinden. Mich aber, der sie sehnsüchtiger suchte, als irgend einer mein rasches kurzes Leben lang, mich hat die Heimat in dieses fremde Land geworfen mit einem Fluch, daß ich daheim nicht gehen kann, wenn ich auch wollte, weil wir uns beide treulos geworden sind.

II.

Was sich Eltern denken, wenn sie einen Knaben von meinem Alter in die Stadt und ganz in den Schulzwang tun, wie sich die junge Seele damit abfinden soll, daß die Tageszeiten der Familie, des elterlichen Hauses und der Spielkameraden auf einmal abgeschnitten sind um das schmale Bett, darin sie — wie die anderen Schulrekruten — in einem hohen Saal ganz ohne Fassung liegt: das muß wohl sein, wie Abraham seinen Sohn Isaak zum Opfer brachte. Ich soll damals ein ungewöhnlich kräftiger Bub gewesen sein mit meinen achteinhalb Jahren und ich hatte dieses Dasein des verkauften Hundes bei meinem Lehrer schon erlebt, auch war ich immer noch in Bern halbwegs zu Hause, weil meine Eltern dort noch viele Verwandte und manchen Anhang hatten, und schließlich konnte ich zur Not heimlaufen in drei Stunden: doch andere aus dem Jura droben oder aus dem Oberland, die hab ich Regenbäche vor Heimweh heulen sehn.

Denn Waisen gab es wenig im Waisenhaus; es mochte früher einmal dafür gegründet worden sein; jetzt warens meist bernische Landpfarrer, die von der wohldotierten Anstalt den Nutzen hatten, ihre Söhne in billiger Pension und guter Aufsicht zu haben. Wer Bern kennt und einen Blick für bürgerliche Baukunst hat, dem muß die breite Front im Gedächtnis sein unterm hohen Dach, wie sie zwischen Bäumen den breiten Waisenhausplatz abschließt, schon ein wenig in der Senkung nach der Aare hinunter, die rund ums alte Bern in einer tiefen Rinne fließt. Mir war das Gebäude bei gelegentlichen Besuchen in Bern schon von außen gezeigt worden als der Ort, an dem ich einmal der Bildung ausgeliefert werden sollte; es war mir mit der breiten Einfahrt immer vornehmer erschienen, als der simple Zweck vertrug. Wie ich nun am Aufnahmetag mit meinem Vater hineinkam und vor dem Tor, im Vorgarten, im Flur und auf den Treppen überall die Landpfarrer mit ihren Knaben stehen sah — manche von diesen hatten schon Brüder in der Anstalt, die sich ihrer großspurig annahmen — erwies sich das Gebäude inwendig garnicht so herrschaftlich.

Ich erinnere mich noch gut der Stimmung, mit der ich durch die nüchternen Räume und Flure ging,

ängstlich die Hand meines Vaters haltend, den hier viele kannten und begrüßten, wobei ich dann jedesmal abwartend beiseit stehen mußte. Der gleichmäßige Lärm von den Schritten und Gesprächen, das Gelächter und die Bewegung so vieler in der selben Angelegenheit bewegten Pfarrer, Landbürger und Knaben gab ein Ereignis für mich, wie ich noch keins erlebt hatte in meinem melancholischen Sensetal: irgend etwas aus den Erzählungen des Vaters vom alten Bern, von der Laupenschlacht und den Franzosen, etwas von der Bedeutung, die noch immer im Leben der eidgenössischen Bundesstadt liegen mußte, war auf einmal um mich. Die kalte Sorge kam erst, als mit dem Nachmittag das Gebäude leerer wurde, als ich schließlich mit meiner Bücher- und Wäschekiste neben einer langen Schrankreihe übrigblieb, wo nun auch meine Schicksalsgenossen, von der Obhut älterer Schüler angeleitet und überwacht, den kleinen Kram auspacken mußten, der uns von der Heimat als einzig sichtbarer Rest geblieben war. Es konnte nicht so mit einem Tag aus sein, auch hier — wo soviel Genossen waren — mußte es fröhliche Spiele und Freundschaften geben; aber irgendwie war doch die erste Jugend aus, die Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit des kindlichen Daseins abgeschnitten, und die

Verpflichtung hielt uns in sauber getünchten Wänden fest.

Ich hatte mancherlei gehört von den geheimnisvollen Gebräuchen, mit denen die Neulinge zu nächtlicher Stunde von den älteren Schülern in den Zwang der neuen Gemeinsamkeit eingeführt wurden und daß es dabei bitterböse Prügel gäbe: das mischte dem Schlaf der ersten Nächte noch eine besondere Unruhe bei. Als das Licht gelöscht und von dem Obmann Ruhe befohlen war — ich lag ziemlich am Fenster in dem größeren der drei Schlafsäle, hatte meine Sachen nach der Anweisung an die Kleiderstange am Fußende meines Bettes aufgehängt und die Strümpfe sauber gefaltet auf den Schemel gelegt — hörte ich wohl, daß die andern nicht schliefen, daß es überall in dem Saal wisperte und daß einige trotz dem Verbot leise aufgestanden und mit nackten Füßen — es gibt ein schmatzendes Geräusch auf den Brettern — zu andern Betten hingegangen waren, wo sie noch leise schwatzten. Aber das erwartete Schwurgericht für uns Neulinge kam nicht in dieser Nacht und in der nächstfolgenden nicht; weil, wie wir nachher erfuhren, eine strenge Warnung vom Herrn Jäggli, dem Vorsteher der Anstalt, ausgegangen war.

Dieser Herr Jäggli, ehemals Schuhmachergesell,

dann trotz guten theologischen Studien durch eine unüberwindbare Befangenheit und einen nervösen Sprachfehler am Predigen gehindert und dadurch in dieses Nebengeleise der praktischen Pädagogik hineingeraten — übrigens ein sonderbar blaß aussehender Mensch mit glattrasierten blutleeren Lippen, die nur einen dünnen Strich durch sein Gesicht zogen — war selber Zögling im Waisenhaus gewesen und hatte die Nutzanwendung der eigenen Quälereien gezogen. Wo ein anderer harmlos im Studierzimmer gesessen hätte, umkreiste er wie ein wachsamer Schäferhund uns, seine verängstigte Herde. Jeder von den Alten wußte, daß nur ein Schemel umzufallen brauchte und schon wäre er dagewesen mit seiner runden drahtgeschützten Fuhrmannslaterne und seiner kleinen Kommandostimme, die sich niemals in einen Zorn hineinschrie, immer knapp und trocken blieb und doch von den bösesten Kerlen respektiert war.

So kamen wir — soweit wir aus uns selber schlafen konnten — vorläufig durch eine ungestörte Nacht in die Seltsamkeit dieses gemeinsamen Lebens, wo alles: schlafen, essen, arbeiten, spielen mit der Schnur scharf bestimmter Zeiten voneinander getrennt war und als äußerliches Zeichen dieser militärischen Ordnung auch eine Art Uniform uns von den andern

Schülern der Stadt unterschied. Denn dieses wohldotierte Waisenhaus war selber keine Unterrichtsanstalt, oder wenigstens nur für die Abcschützen, die andern besuchten von dort aus die höheren Schulen der Stadt, meist das Gymnasium. Aus seinen früheren Zeiten, bevor es immer mehr den Landpfarrern anheimgefallen war, bestand noch eine Anstaltskleidung, die durch ihren altmodischen Schnitt für die Träger eine Quelle täglicher Verhöhnung geworden war. Bis auch hier Herr Jäggli, der die Verdrießlichkeit davon am eigenen Leib erfahren hatte, eine Besserung durchsetzte. Mit unsern blauen Tuchanzügen, die bequem und ordentlich geschnitten waren und nur noch durch die Messingknöpfe an eine Uniform erinnerten, sahen wir nicht übel aus. So schmuck muß dieser Anzug gewesen sein, daß manche Väter den Schnitt für ihre Knaben bis auf die gelben Knöpfe als Muster nahmen. Da Herr Jäggli, so sehr er selber danach aussah, garnicht auf verdrücktes Wesen hielt, uns täglich zum Spiel, manchmal auch zu fröhlichen Wanderungen hinausführte, vor allem aber als ein richtiger Soldatenmensch von Schweizer Art – übrigens selber ein Meisterschütze – seine Freude am Turnen und Exerzieren hatte, so sehr, daß wir sogar ein paar Kanonen bedienen lernten und zu landesfest-

lichen Gelegenheiten richtig mit Pulver daraus böllerten: gab es manchen Schüler in der Stadt, der mit Neid auf uns sah und gern an dieser fröhlichen Lebensart teilgenommen hätte. Denn nichts liegt einem gesunden Knaben näher, als im Spiel die Wichtigkeit der Großen nachzuahmen. Wenn mir irgend etwas außer dem Elternhaus eine unverlierbare Freude am schweizerischen Volkstum eingeprägt hat, ist es Herr Jäggli gewesen. Ihm muß ich auch zuschreiben, daß ich mir so rasch das Heimweh der ersten Tage abgewöhnte und mit einem Eifer in diese militärische Lebensweise einging, als ob sie wirklich schon etwas Wichtiges im öffentlichen Leben meiner Heimat bedeutete.

Daß ich selber bald zu einer Art Führerrolle kam, verdankte ich der Hartnäckigkeit, mit der die älteren Schüler auf ihrem Quälerrecht bestanden und es nach einigen Wochen trotz der Wachsamkeit des Inspektors ausübten. Wie auch sonst ein Schabernack selten von einem Einzelnen an Vielen, sondern von den Vielen an einem Wehrlosen ausgeübt wird – insofern ist mir der Eulenspiegel immer als ein edlerer Held erschienen – und drei sonst harmlose Knaben, Knechte, Soldaten oder Sennen nur einem vierten Fremden zu begegnen brauchen, um schon zur Hänselei geneigt

zu sein, wie sich also die Verhöhnung absonderlicher Künstler als ein natürliches Bedürfnis der Menge erklären läßt: so bestanden auch hier die Eingelebten auf ihrem Recht. Wir Neulinge hatten uns schon mit der Sicherheit in Schlaf gewiegt, daß nichts derart geschehen würde, und auch Herr Jäggli schien in der Wachsamkeit nachzulassen, als doch die Stunde kam.

Ich war gerade eingeschlafen, als ich es klatschen hörte, wie ein Bäcker seinen Teig schlägt, nur so dicht wie Trommelschläge, dazwischen das Geräusch von vielen nackten Füßen, die sich um etwas balgten. Es war so dunkel, daß ich mit dem schwachen Licht spähend bloß den Umriß der langen freistehenden Schrankreihe sah, hinter der sich augenscheinlich der Vorfall begab. Sie hatten, wie sich nachher zeigte, einen von uns Neulingen aus dem Bett gerissen und ihn gezwungen, eine Klettertour auf den Schrank zu machen, wobei sie ihm kneifend und schlagend auf sein unbewehrtes Hinterteil nachhalfen. Sowie ich sein Hemd auf dem Schrank durch das Dunkel leuchten sah, hielten sie ein und zogen nach flüsternder Beratung zum zweiten Opfer. Ich hörte nun ziemlich ein dutzendmal aus der Dunkelheit die gleiche Folge von Geräuschen und sah, wie sich auf der Schrankreihe das helle Band der im Hemd hingehockten Gestalten lang-

sam vermehrte; immer mit der Sicherheit, daß ich gleich auch da oben in die Schmetterlingssammlung eingereiht sein würde. Ich war noch ein kleiner Kerl von achteinhalb Jahren, der den Sinn davon nicht begriff, nur die Tücke darin und daß sich immer soviel große Knaben auf einen von uns kleinen warfen.

Sie kamen an dem Abend nicht mehr zu mir; wir waren augenscheinlich in Rationen eingeteilt für den Genuß. Das war keine Erleichterung für mich, weil nun den ganzen Tag über der Augenblick vor mir stand, wo ich selber die fatale Besteigung machen sollte. Es war keine Angst — ich konnte meine Zähne zusammenbeißen wie irgendwer — viel mehr der Grimm, daß ich dieser Sache so machtlos ausgeliefert war. Ich habe später freilich auch davon den Bodensatz auskosten müssen und auf den Folterbänken von San Bonifacio mit Riemen festgeschnallt das Scheußlichste ertragen, und wenn ich mit einer Gewißheit des Lebens sterbe, so ist es die, wie unentrinnbar wir unserm Schicksal ausgeliefert sind — wehrlos wie ein Ahornblatt, das sich mit dem vorbestimmten Vorrat seiner Säfte aus der Knospe wickelt und danach stolz im blauen Himmel schaukelt, bis ihm irgendwo eine hergewehte Krankheit frühzeitig seine Form zerfrißt, oder der Herbstwind seinen dürren Knäuel über die

Straße treibt, damit es im Schmutz verfault oder zufällig an einem weggeworfenen Zigarrenstummel verkohlen muß. Damals hatte ich diese Erfahrungen der Fatalität noch nicht und grübelte den ganzen Tag nach einem Ausweg; der einzig mögliche war die Anzeige bei Herrn Jäggli, das aber tut kein Knabe, daß er sich ehrlos vor sich selber und vor den andern macht.

So hätte ich mich schließlich doch ins Unvermeidliche geschickt, wenn ich der erste gewesen wäre. Es war diesmal noch dunkler als am Abend vorher, auch schienen sie sich mehr zu eilen; die Lichter waren kaum gelöscht, als das Teigbäckergeräusch losging. Da machte mir der Zorn alle Selbstermahnungen zunichte; als sie – ich war der vierte in der Reihe – mir die Decke abreißen wollten, hatte ich mich fest hineingedreht, und wie sie nach dem ersten Widerstand stärker waren und mich wie eine Puppe aufwickelten und aus dem Bett reißen wollten, kam ich ihnen mit einem Sprung zuvor, hatte ohne Vorbedacht den Schemel in den Fingern, den ich mit beiden Händen kaum aufheben konnte, und schlug damit sinnlos um mich. Dabei traf ich gleich einen so an den Kopf, daß er mit einem sonderbaren Schmerzenslaut hinstürzte. Wie die andern sich im Dunkeln um den bemühten

und einige mir den Schemel aus den Händen reißen wollten, warnte vom Flur her, wo augenscheinlich der Aufpasser stand, ein scharfer Zischlaut: für eine Minute war nichts zu hören als das Gepatsch eiliger Füße und das Geraschel von den Betten. Ich selber ließ den Schemel fallen und schlüpfte ins Bett, meine Decke raffend, so gut ich es noch vermochte.

Dann kam von der Flurtür her Geräusch und ein blasser Schein, Herr Jäggli rückte an mit seiner Fuhrmannslampe. Erst blieb er an der Tür abwartend stehen, ging danach leuchtend an Bett um Bett vorbei, bis er an meinem stillstand. Rundum waren auf einmal die Atemzüge zu hören, wie wenn alles schliefe; das vermochte ich nun nicht, als er mir, der den umgefallenen Schemel erblickt hatte, mit der Laterne ins Gesicht leuchtete. Ich blinzelte erst und sah ihn dann mit offenen Augen an. Was ist das mit dem Schemel, fragte er; ich gab ihm keine Antwort, stand aber auf und legte meine Sachen wieder nach der Ordnung zurecht, die Strümpfe glatt gefaltet obenauf. Er schwieg dazu, bis ich mich wieder legte, leuchtete noch einmal alles ab um mein Bett und gab mir schließlich um meiner Unordnung willen in seiner knappen Sprechart einen Verweis. Ich spürte wohl die Frage darin und merkte auch, wie gar kein Atemzug

mehr zu hören war, weil alle jetzt auf die Entdeckung warteten, indem ich mich beschweren würde. Ich schwieg aber hartnäckig still, sodaß er schließlich unsicher geworden seinen Gang mit der gleichen Sorgfalt fortsetzte, an der Tür zuletzt noch einmal gute Nacht gebot und sacht, wie er gekommen war, verschwand.

Ich habe den kindlichen Vorfall so gut behalten, weil von dieser Stunde mein Ansehen in der Anstalt herrührte, daß ich ein starker Knabe und kein Klatscher wäre. Die Alten rechneten mir hoch an, daß ich geschwiegen hatte, und die Neuen waren mir dankbar für den Hieb. Ob sie mich auch in der Nacht darauf mehr geräuschvoll als schmerzhaft verprügelten, so brauchte ich doch nicht mehr auf den Schrank, und die übrigen nach mir auch nicht. Ich war auf einmal eine Art Held geworden, einer auf den die andern wieder wie zuvor in Neuenegg beim Spielen horchten. Wenn ich mir alle Kindlichkeit davon abziehe, bleibt eine Art Einsicht übrig, daß dies von vornherein mein Los war und daß meinen späteren Erfolgen und meiner kurzen Berühmtheit soviel unverdienter Zufall und ein bißchen Lächerlichkeit anhaftete wie dieser meiner ersten Heldentat.

Im Gymnasium fing das Elend der Dorfschule

wieder an beim Abc der Römer und nachher der Griechen. Die Grammatik war nicht der richtige Weg für mich, Sprachen zu lernen; es ist, wie wenn die griechischen Standbilder erst in Stücke zerschlagen werden sollten, damit man ihre Schönheit von Grund aus begriffe. Ich habe später Italienisch in garnicht vielen Monaten so gelernt, daß ich in Rom als Italiener durchkam, weil die Sprache doch fürs Ohr und eine Art Gebärde ist, die sich nachahmen läßt. Im Gymnasium arbeitete ich mich an der Grammatik in eine Feindschaft mit meinen Lehrern hinein, die schließlich die Schulstunden zur Gerichtsverhandlung machte, in die ich jeden Morgen mit neuen Listen kam Ich wurde, mit den Jahren ein paarmal sitzen bleibend, auch hier für meine Mitschüler eine Art Räuberhauptmann; aber es war doch keine Ehre wie beim Spiel dabei, immer als der eine zu gelten, der die Sünden der faulen und verstockten Klassenbrüder auf sich nahm, weil sie an ihm gemessen für ihre Lehrer immer noch erträglich waren.

Das wurde erst mit den Jahren besser, als neben den alten Sprachen die Naturwissenschaften zum Vorschein kamen; hier, wo alles ins Lebendige zielte, wo mir mit jedem neuen Experiment die Natur reicher und rätselvoller aufging und schließlich zu einer Un-

ermeßlichkeit von Geheimnissen wurde, gegen die mir die Schöpfungsgeschichte aus dem Sensetal einfältig und bäurisch vorkam, wo mein Kopf nicht nur ein Kasten mit Schubfächern war, um mit Vokabeln und Konjugationen vollgestopft zu werden, wo meine Augen zu sehen und selbst die Nase etwas zu riechen und die Wißbegierde alle Hände zum Greifen voll hatte, wo ich Erfahrungen sammeln und verwerten konnte, wo ich mit meinem Verstand und Gefühl mir selber ein Stück von dem großen geheimnisvollen Leben wurde, nicht nur ein Schüler für die Schule war: da kam von selber auch die Lernfreude über mich, aus der allein die Energie zu wirklichen Leistungen bestritten werden kann. Was meine Lehrer einen begabten aber faulen Schüler an mir nannten, das gibt es garnicht; aus sich selber ist keine Begabung faul, sie wird nur von der Schule stumpf und verdrossen gemacht, wenn sie Steine statt Brot bekommt, wies in der Bibel heißt. Der Fleiß der Unbegabten, mit dem die Schule wie das Leben rechnet, ist Packträgerarbeit, wie man sagt, wo die Kollis nur aufgestapelt niemals ausgepackt werden, und mancher später, ein ganzes Lagerhaus im Kopf, mit glänzenden Zeugnissen ins Leben entlassen wird, der mit bestandenem Examen den Schlüssel verloren

hat. Ich kann so recht nur von den Künstlern sprechen: aber da sind die Fleißigen, die so Bild für Bild sinnlos heruntermalen, gewiß die eigentlichen Faulpelze, während andere, die nur selten etwas zuwege bringen und niemals eine Vollendung sehen, in einem Aufwand unerhörter Energie mit dem Herrn um Erfüllung ringen.

So kam ich also mit der Schule erst zurecht, als ich für meinen neugierigen Geist in den Naturwissenschaften etwas Lebendiges zu lernen fand; und ich kann auch noch heute mit Vergnügen daran denken, wie ich als älterer Schüler experimentierte, Sammlungen anlegte und Präparate machte, weil das erfülltes und nicht versäumtes Leben war. Mein Sinn stand freilich auch damals nur auf das eine Ziel, wohin er von Anfang an gerichtet war; und wie ich so im Schreiben mein unberatenes Leben als Schüler überdenke, muß ich erkennen, was der Fromme Fügung nennt, und was mir als die letzte Lebenseinsicht übriggeblieben ist: daß es die viel angeführten Zufälligkeiten garnicht gibt, alles vielmehr in einem fatalen Zusammenhang steht, durch den man unrettbar auf dem vorbestimmten Weg vorwärts geschoben wird. Ich könnte mir ja sagen, daß ich den Zeichenlehrer Vollmar am Gymnasium fand, sei nur ein

Zufall gewesen, weil nun einmal an jeder solchen Anstalt ein Zeichenlehrer ist, dem ich mit meiner Begabung von selber verfallen mußte. Doch brauchte dieser Vollmar dann nicht ausgerechnet derjenige von meinen Lehrern zu sein, der zu dem mütterlichen Haus Schärer in Bern als Nachbar in freundschaftlichen Beziehungen stand und der Spielkamerad von meiner Mutter gewesen war.

Es war ein sonderbarer Mann, einer von den Leuten, wie sie in jeder Stadt gewissermaßen als der Abfall der Kunst im bürgerlichen Leben, meist als Zeichenlehrer am Gymnasium übrigbleiben. Sein Vater war noch auf eine altmodische Art Künstler gewesen, Tierarzt und Tierbildhauer zugleich; ihm war das Reiterdenkmal des Siegers in der Laupenschlacht, Rudolfs von Erlach zugefallen, das mit den vier Bären am Sockel auf dem Münsterplatz stand und mir seit meiner Jugend als das Denkmal aller Denkmäler galt. Daß nun der Sohn dieses Meisters mein Zeichenlehrer wurde, mich sogar als seinen Schützling und eigentlichen Schüler betrachtete, gab mir ein Gefühl der Zugehörigkeit zur künstlerischen Gilde des Heimatlandes, darin ich mir je nach meinen Zukunftsträumen eine Wichtigkeit zusprechen konnte. Was ich von ihm lernte, war viel und we-

nig zugleich; er zeigte mir bald, daß ich mit der spitzigen Umrißzeichnung in Walthards Manier nicht weiterkäme, er brachte mir bei, auf Licht und Schatten der Dinge zu achten und die mit breiten Kohlestrichen hinzusetzen, womit allein die malerische Wirkung, Plastik und Gegenständlichkeit zu erreichen wären. Das war ein so vorzügliches Rezept für mich, wie er ein guter Apotheker war, nur genügte diese Apotheke nicht, um Kunst zu machen. Viel wichtiger war sein eifriges Bernburgertum und daß er mir die Augen öffnete, wie die stolze Geschichte unserer Stadt sich auch in den Formen der Bauten, Brunnen, Lauben und Brücken zeigte. Es waren Forschungsreisen in die Vergangenheit für mich, wenn er mit mir ins Nydeck hinunter oder an die Schifflaube zog, wo das Hausgerümpel der kleinen Leute sich aus der Aar hinaufdrängte bis zu den stattlichen Bürgerhäusern und Türmen der oberen Stadt. Niemals später ist mir so deutlich gemacht worden, wie der Künstler kein Weltreisender in willkürlichen Motiven sein könne, daß er mit der Kunstfertigkeit seiner Hand zwar eine besondere Begabung aber mit dem, was er fertig brächte, doch nur ein Teil des Volkskörpers wäre, dem er wie jeder Handwerker, Beamter oder Kaufmann als ein Werkzeug seiner Entwicklung und seines Ruh-

mes angehöre. Freilich, wie anders ist Bern als sonst eine Stadt in der deutschen Welt; wo alles, was die Augen sehen, aus unabhängigem Bürgersinn entstand, der durch Jahrhunderte seine stolzen und kläglichen Jahre hatte, aber die Selbstherrschaft bis in unsere Tage behauptete. So müssen die gotischen Städte gewesen sein, als sie — den Griechen gleich im Gemeinsinn — ihre Rathäuser bauten.

Aus der Schule wurde ich mit der Tertia erlöst; kurz vor meinen Abgang fiel noch ein rechtes Schülerereignis, das zu meinem späteren Leben nachträglich in eine unheilvolle Beziehung kam. Ich weiß nicht mehr genau, wie es entstand; es muß wohl bei der Mathematik gewesen sein, daß ich einen Zettel weitergab, wie er meistens bei sogenannten Klassenaufgaben die Runde macht. Er wurde diesmal bei einem Nachbarschüler entdeckt und bei der Untersuchung blieb ich als derjenige übrig, von dem er ihn erhalten hatte. Nun weiß jeder, der einer Klasse angehörte, daß bei solchen Dingen der einzelne auf die eigene Geschicklichkeit und Verantwortung angewiesen ist, sodaß es unter Schülern als ehrlos gilt, einen andern zu verraten: Als mich der ertappte Emil Welti — ich hätte ohne unsere späteren Beziehungen seinen Namen vielleicht vergessen — in seiner Verwirrung dem Lehrer ver-

raten hatte, war er für die Klasse nicht mehr vorhanden. Es mag sein, daß ich als der Verratene mein Teil dazu tat, die andern aufzuhetzen; jedenfalls wurde die Parole unerbittlich eingehalten, mit dem Geächteten kein Wort zu sprechen, obwohl er als der Sohn des damaligen Bundespräsidenten sonst einen Anspruch auf Beachtung hatte.

Das dauerte einige Wochen, bis sich der Vater selber und zwar auf eine praktische Art einmischte. Ich hatte wieder einmal die Bären an dem Erlachbrunnen zeichnen wollen, war jedoch schließlich ins Nydeck hinunter und über die Brücke an den Bärengraben geraten, weil ich versuchen wollte, die Bären lieber nach der Natur zu zeichnen. Das mißlang mir zwar; aber als ich nach manchem vergeblichen Versuch mein Skizzenbuch zuklappte und verdrießlich den unheimlichen Drolligkeiten der Tiere zusah, wie sie sich aufrichteten und in dem braunen Pelz dann etwas von Berner Sennhirten an sich hatten mit der Kapuze überm Kopf, tippte mir jemand mit der weißen Beinkrücke von einem Regenschirm auf die Schulter, und als ich mich umwandte, stand ein alter Herr da, fast von meiner Größe, der niemand anders als der Bundespräsident war. Ich muß die Mütze nicht fröhlich abgenommen haben; denn er winkte

mir gleich ab, war aber dann so selbstverständlich, wie ers in größeren Dingen auch sein konnte: Ob ich der Stauffer sei? Und als ich Ja sagte und die Mütze trotzig wieder aufsetzte, machte er schon seinen Vorschlag: es sei von seinem Emil nicht nett gewesen, mich zu verraten, aber vierzehn Tage Verruf sei doch genug. Er wolle uns, der ganzen Klasse, wenn es die Lehrer erlaubten, ein Fäßchen Bier auflegen zu einem Versöhnungsabend; doch sollte damit die Sache auch vergessen sein. Das war ein Vorschlag, der den gescheiten Staatsmann zeigte, und ich saß ihm auch gleich im Hanfsamen drin. Nur wie er schon gehen wollte und ihm ein Wind den Regenschirm aufjagte, packte er darüber doch seinen Grimm noch aus, wie wenn ich selber der Windstoß gewesen wäre: So, Bürschli, nun lauf mir nicht noch einmal über den Weg!

Ich hab es doch getan, habe den alten Herrn später in seinem Haus gemalt als sehr willkommener Gast und bin ihm nachher in Rom ein eifriger Cicerone gewesen: aber als die Freundschaft aus war, hab ich gespürt, was solch ein alter Bundespräsident und Schweizer Bundesrat vermag. Damals nahm ich die Warnung nicht bedrohlicher, als sie gemeint war. Mir waren andere Dinge wichtig als der alte Welti, ob-

wohl er Bundespräsident und ich ein unnützer Pfarrersbub war. Nicht lange danach wars mit Latein und anderen Schulnöten für mich vorbei; mein Lebensweg ging seitwärts in die Büsche, während die Genossen sich Jahr für Jahr fleißig bis zur Prima hinauf saßen, um nachher jeder eine andere Berufsweisheit zu studieren. Ein halbes Jahr lang duldete Herr Jäggli mich langen Bengel noch im Waisenhaus, dann trat ich ganz ins Atelier des Zeichenlehrers Vollmar ein; nicht, weil es den Eltern recht gewesen wäre, daß ich nun Künstler werden sollte, sondern weil es bei meinem faulen und verstockten Wesen, wie die Lehrer sagten, vorläufig keinen andern Ausweg gab, als etwa auch so ein Zeichenlehrertum.

Ich kam mit einigen anderen Jungleuten zur Kost in die alte Invalidenkaserne, wo sich denn bald das Früchtchen aus mir entwickelte, das die Lehrer nicht ohne hämische Hoffnung erwarteten. Ich war mit den Jahren so unabläſſig als Taugenichts und Bummler gescholten worden, daß ich mich allmählich in einen Trotz verfressen hatte, das nun auch recht zu sein. Was ich bei dem eifrigen Vollmar lernen sollte, konnte ich längst, irgendwelche Kameraden, meinen Ehrgeiz aufzustacheln, fehlten mir. Dazu ging ich ins siebzehnte Jahr, war ein baumstarker Kerl, in dem die

Säfte der Jugend nicht nur in sehnsüchtigen Mondnächten rumorten; es gab im Invalidenhaus und auch sonst wüste Nächte, wo ich der zahmste nicht war. Zwischen Saufereien und ganz verlumpten Tagen fand ich schließlich den Anschluß an irgendwelche Fröhlichkeit nicht mehr. Wenn ich früher in den Ferien und vielfach Sonntags gern nach Haus gelaufen und von dort aus mit dem Rucksack in die Berge gestiegen war, verlor ich jetzt, wo daheim die strengen Vermahnungen des Vaters und der vorwurfsvoll klagende Blick der Mutter auf mich warteten, auch dazu jede Lust. Ich hatte nie Geld und machte Schulden, wo es noch möglich war; ich erwarb statt der Schulkameraden halb abgerutschte Saufkumpane zu Genossen, duzte mich mit einigen Dutzend Kellnerinnen in der Stadt und verkam selbst in der Kleidung, sodaß die Klagen und Befürchtungen über mich wie die bösen Winde ins Sensetal wehten.

Als mich schließlich der Vollmar wochenlang nicht mehr gesehen hatte, als sie mich selbst im Invalidenhaus nicht mehr dulden wollten und meine Trinkschulden mir weder eine Wirtschaft noch einen ruhigen Gang durch die Stadt erlaubten, sodaß ich mich wie ein herrenloser Hund herumtrieb und schon bedenklich in die Nähe der Existenzen geraten war, die man

im Winter an den Hauptbahnhöfen oder sonst ohne Mantel mit den Händen in der Tasche der Wärme nachgehen sieht, holte mein Vater den verlorenen Sohn ins Sensetal zurück.

Es gab ein Strafgericht, darin mir die Verzweiflung der Eltern das einzig bittre war, obwohl ich auch sie mit der Scheu eines zuviel geprügelten Hundes ertrug, hoffnungslose Beratungen mit meinem Lehrer Vollmar und endlich die Verbannung. Ich sollte, weil ich nichts reelles, nicht einmal Zeichenlehrer zu werden vermochte, einem Stubenmaler nach München in die Lehre gegeben werden, den der Vollmar zufällig kannte. Es war mir aller Boden so unter den Füßen fortgerutscht, dabei war mir der Aufenthalt zu Hause unter den traurigen Augen der Eltern und bei den verängstigten Geschwistern so leid, daß ich selbst diesen Ausweg wie eine Befreiung ansah. In dem verstockten Trotz, aus dem sich alle Untaten sicher zuletzt erklären lassen, weil doch in den Verkommensten noch eine Art Seele übrigbleibt, die vor sich selber recht behalten muß in aller Wüstenei und sich in einer Art Auflehnung und Selbstvernichtung zugleich entlädt, wenn sie nicht von Haus aus ganz ein trauriges Gemächte ist, nahm ich mit meiner Kiste im Frühsommer 1874 zum zweitenmal Abschied aus Neuenegg.

Am Nachmittag vorher schlich ich mich fort, noch einmal in den Forst hinauf. Mein Mißgeschick wollte, daß mir in den grünen Kornfeldern vorher das Anneli begegnete mit seiner Mutter. Sie sagte mir kein Wort, ging scheu vor mir zur Seite, wie die andern und mit der gleichen Trauer im Blick; ich rief ihr etwas nach im Trotz, was sie doch nicht mehr hörte, fing an zu laufen und zu toben und fand mich schließlich heulend am Laupendenkmal wieder. Da lag noch immer unter mir das Tal mit seinen Erlen, aus denen ich einmal ein Bild vom Erlkönig machen wollte; da stieg das Hügelgewirr des Schwarzimburgischen Landes bis zur Stockhornkette, die wie ein dicker Wolkenwulst vor dem Himmel lag, aus dem ein Stückchen Silberblick der Berner Alpen leuchtete und verschwand: Alles war wie sonst, nur ich selber sollte ein Verlorener geworden sein, einer, der nichts bedeuten konnte für die Geschichte seiner Heimat — an deren Denkmal er stand — als ein beiseite geworfenes und zerschmissenes Geschirr. Ich muß wohl sagen, es regte sich keine Demut in mir und keine Absicht der Besserung, nur ein frecher Trotz, diesen Menschen im Tal hier unten und drüben in Bern zu zeigen, daß etwas anderes in mir drängte als Lumperei und Schulden.

Es war schon dämmrig, als ich wieder hinunter ans Pfarrhaus kam, das immer noch wie ein Landschlößchen am Hügel stand. Ich folgte einem Einfall und trat ins Schulhaus, wo schon die Lampe brannte und die Lehrerin mich erstaunt und fast erschrocken ansah. Ich lachte ihr mitten ins Gesicht, als ich nun Abschied nahm, und wie die Gute meine Hand mit einer schüchternen Vermahnung an den Gram der Eltern hielt, schüttelte ich sie ordentlich und reichte sie auch dem Anneli hin, das erbärmlich weinte; in der Tür aber wandte ich mich noch einmal um, das rechte Wort für meinen Zustand suchend, das ich dann komisch genug noch fand, indessen mir nun selber Tränen über die Backen liefen: Was aus mir werden soll, Frau Dietrich? Ein Mann soll aus mir werden!

III.

Wenn ichs genau bedenke, ist auch in den bitteren Stunden meines Lebens immer noch die Neugier dabei gestanden, was nun käme; die saß, als ich die lange Reise nach München machte, getreulich neben mir und hatte immer denselben Trost, daß ich nun so oder so doch in die Malerstadt einzöge; denn daß ich ein berühmter Künstler werden müßte, blieb mir so sicher wie mein Herzschlag.

Obwohl es eine bittere Fahrt für ein Pfarrerssöhnchen war, zu einem Stubenmaler in die Lehre zu gehen, tat ich sie gern und machte die Augen auf. Ich war noch nicht gereist, so kam mir alles neu vor, das Gedränge auf den Hauptstationen, die viele Umsteigerei, wie sie damals noch üblich war, und nicht zum wenigsten, wie sich die Bauart der Häuser mit der Mundart der Reisenden mählich änderte. Als ich endlich über den weiten Bodensee kam, wo die Alpen ferner gerückt vom Säntis bis nach Vorarlberg mit einer unendlichen Zackenreihe standen, die

oben wie ein Gebiß scharf in den Rändern abgeschnitten war und nach unten mit den Vorbergen und den Ufern in ein Dunstband verlief, wo ich zum erstenmal die blaue Uniform der bayrischen Beamten sah und ihre Sprache hörte, die mir ganz kauderwelsch vorkam: begriff ich erst, daß Länder keine Landkarten, sondern Weiten waren, darin die Städte nicht einsam sondern in einem unübersehbaren Netz von Höfen, Klöstern, Dörfern standen. Gegen Abend, als es kein Ende nehmen wollte, als ich vom sitzen steif geworden war und der Zug noch immer weiterfuhr, an den Stangen und Drähten vorüber, die sich wie Notenlinien — verrückt geworden von der Musik der Räder — unablässig hoben und senkten, als die Lüfte still wurden und den toten Glanz bekamen, der manchmal abends die Landschaft überfallen kann: da faßte mich das erste Heimweh an. Bei Graffrath hörten die letzten Berge auf, und wie ich dann immer noch weiterfuhr in die bayrische Hochebene hinein, kam mir der Schwindel, als müßte man — weil doch die Erde rund ist wo sie nun flach wurde — bis nach Ungarn hinuntersehen und nach Rußland.

Es war schon dunkel, als wir endlich in das Lichtermeer des Hauptbahnhofs einfuhren, wo mich der

Maler Wenzel richtig herausfand und nach der Holzapfelstraße brachte. Er war ein kleiner schweigsamer Mann mit einem schon ergrauten Ziegenbart, den er samt seinem Schnauzer in die hohle Hand nahm und nachdenklich in eine Spitze auszog, wenn er sprechen wollte, was nicht häufig war. Wir mußten noch eine mörderliche Strecke zurück durch schlechte Straßen, daß ich mich wunderte, warum ich nicht schon an der vorletzten Station ausgestiegen war. Er wohnte an der Kante draußen, wo solche Handwerker in der Großstadt wohnen, in ein paar engen Zimmern zwischen lauter kleinen Leuten; wie ich hineinkam und die Frau sah in dem ärmlichen Hausrat, ein verdrücktes blasses Wesen mit einem noch blasseren Kind, wie ich die Luft schmeckte und an das Knabenzimmer mit der Bibliothek in Neuenegg dachte, das nun in dieser Nacht ganz leer war und voll Wiesenduft, indessen hier der Dunst nach schlechter Wäsche und Petroleum roch: da sah ich wohl, in was für eine andere Schule als ein Gymnasium ich nun gekommen war. Doch hielt ich mich noch tapfer, auch den andern Tag, an dem ich früh um fünf Uhr aufstehn und mit zur Arbeit mußte; und so fort die Woche durch, bis endlich der Sonntag kam. Ich hatte mich gefreut, nun einmal einen Blick in die Stadt zu tun;

er gab mir einen alten Kleiderkasten abzuschleifen, den ganzen Tag bis in den Abend. Da packte mich das Heimweh mit einer Todestraurigkeit, daß ich nun für mein ganzes Leben in solchem Elend gefangen sei mit meinen Künstlerträumen.

Als es nun wirklich wochenlang so fortging, und ich noch außerdem der Frau die Schuhe putzen, Milch kochen, Wasser tragen und das Kind verwahren mußte, wenn weniger zu tun war, sodaß ich mir nur recht viel Arbeit draußen wünschte, um nur nicht in solcher Luft zu sein; und als ich bald merkte, wie ich mit meiner Geschicklichkeit zum Marmorieren und Schildermalen dem Wenzel für seine eigene Ungeschicklichkeit in feineren Arbeiten wertvoll wurde: da ließ ich eines Tages zwar nicht gegen ihn sondern gegen die erschrockene Frau meinen Zorn ausplatzen, meine Eltern hätten dazu das Lehrgeld nicht für drei Jahre voraus bezahlt. Das half dann so viel, daß sie für die Hausarbeiten ein Mädchen nahm und mir Sonntags wenigstens den Nachmittag freigab. Doch blieb es sonst das harte Leben, darin sich solche Lehrlinge durchbeißen müssen, nur daß ich doch viel älter und immerhin durch etwas Schulbildung verwöhnt war. Einmal hatten sie auf meinem Bett eine typhuskranke Frau ins Krankenhaus transportiert, sodaß ich

nicht mehr darin liegen konnte und wochenlang auf einer Bank im Zimmer des Meisters schlief, bis es sich anders machte; ein anderes Mal kam auf der andern Seite eine Frau ins Kindbett nieder, daß ich sie durch die dünne Wand schreien hörte die ganze Nacht: Es war ein böser Sommer für einen Menschen von siebzehn Jahren, der Griechisch und Latein gelernt hat und Künstler werden will; und wenn ich manchmal an das Sensetal dachte, wie ich daheim ein schmuckes Bürschlein gewesen war, dem alle geschmeichelt hatten, wenn es mit seinem stattlichen Vater Sonntags spazierenging, dann schmeckte ich die Tränen in den Mundwinkeln, wie wenn ich Bitterwasser getrunken hätte.

Die Arbeit selber schreckte mich nicht, ich fand sogar allmählich etwas Tüchtiges darin, so jeden Morgen mit dem Handwerkzeug hinauszuziehen; denn weil es vielmals Neubauten waren, darin wir arbeiteten, mit lichten Zimmern, und weil es überhaupt kein fröhlicheres Handwerk gibt, als mit einem Pinsel den Leuten Türen, Wände und Schilder anzumalen, weshalb auch die Stubenmaler – freilich auch dem schönen Echo in den leeren Zimmern zuliebe – meist am singen oder pfeifen sind: kriegte ich bald einen richtigen Eifer. Es war wohl auch, daß meine Un=

rast endlich einen Berg vor die Füße bekommen hatte, der bewältigt werden mußte; ich lernte gipsen, anstreichen, marmorieren, masern, schablonieren, Schilder malen, und lernte es so bald, daß ich dem Meister täglich meine zwei Gulden verdiente, die er bei diesem merkwürdigen Lehrling einsteckte.

Meine Absicht war, bis in den Winter soviel zu lernen, daß ich selber als Geselle gehn und mir dadurch die Mittel zum Besuch der Akademie verdienen könnte; den Eltern zum Beweis, daß ich doch etwas anderes als der Taugenichts war, den sie verachtet hatten. Aber alles muß gelernt sein, selbst als Lehrling einem Meister durchzubrennen; denn als ich das zu Neujahr tat und kurzerhand bei einem andern als Geselle eintreten wollte, fiel unvermutet ein so kalter Winter ein, daß alle Arbeiten draußen und an Neubauten aufhörten. Er konnte mich nicht annehmen, sonst Arbeit fand ich auch nicht und weil ich als Lehrling trotz meiner Geschicklichkeit keinen Lohn erhalten hatte, etwas zu sparen: stand ich nach wenigen Tagen wirklich auf der Straße. Ich hätte freilich jederzeit zum Meister Wenzel in die Holzapfelstraße zurück gekonnt; so aber war mein Trotz nicht beschaffen, daß er sich duckte, wenn es nicht gleich geriet.

Ich habe dann, um nicht zu hungern und zu frieren, die kläglichen Arbeiten getan, die den Obdachlosen für ein paar Pfennige übrigbleiben, ich habe Holz gespalten, Gepäck zur Bahn gebracht und bin mit Handwagen durch die Stadt gefahren. Es war am Ende kein Vergnügen mehr, weil ich nicht immer etwas fand und nicht genug zum Essen verdiente, kaum meine Schlafstelle bezahlen konnte. Ich mußte schließlich versetzen, was überflüssig an meiner Kleidung war, sah wie ein Strolch aus, und wenn man dabei nichts mehr zu essen hat und hungrig durch die Menge der Pelzkragen und warmen Mäntel geht, ist es keine Maskerade mehr.

Als es garnicht mehr ging und ich vor Entkräftung und Bitterkeit fast am Heulen war, wie ich mich eines Tages arbeitsuchend um die warmen Stellen im Hauptbahnhof herumtrieb — es war so kalt, daß man den Atem der Pferde wie Alphörner vor ihren Nüstern sah — fiel mir mein Spruch ein, den ich im Herbst noch meinem Bruder Eduard ins Waisenhaus geschrieben hatte, das schwerste wäre doch, sich einen Willen anzueignen, sodaß man jederzeit zu sich sagen könnte: ich will, und dann auch kräftig sei, es zu tun. Ich mußte einsehen, daß solche Sprüche immerhin noch auf der billigen Grundlage einer gesicherten

Existenz ihr Wesen machen, und wieviel reeller die grausame Weisheit Goethes war, daß, wer den letzten Taler ausgegeben, auch den Zusammenhang mit der Menschheit verloren habe. Ich war mit meinem Willen und der Geschicklichkeit eines ordentlichen Handwerks wirklich ausgeschlossen und hätte gern die Säue des verlorenen Sohns gehütet, wenn das bei dieser Winterkälte gegangen wäre; schon aber in mich zu schlagen und heimzuschreiben vermochte ich noch nicht. So recht in der letzten Verdrossenheit geriet ich schließlich vor eine Anschlagsäule und hätte nicht gedacht, daran einen Ausweg zu finden. Wie ich aber grimmig die Ankündigungen der Theater las und etwas von der Ausstattung durch den Hoftheatermaler Quaglio, fiel mir erst ein, daß diese Institute nicht bloß vorn einen Eingang fürs Vergnügen sondern hinten auch einen für die Arbeit hätten, und mir am ehesten Beschäftigung bieten könnten, weil da im Gegensatz zu allen andern Gelegenheiten meines Fachs hohe Saison war.

Ich machte mich gleich zum Hoftheater hin und war so tückisch in meinem Willen und einer bibelhaften Sicherheit, hier aus meinem Elend erlöst zu werden, daß ich trotz allen möglichen Abweisungen schließlich doch zum Quaglio selber vorkam. Der schien

aus irgendwelchen Gründen Gefallen an mir zu finden und stellte mir Beschäftigung in Aussicht, freilich erst nach vierzehn Tagen. Ich war so wenig geübt in der Bettelei, daß ich mich damit abfertigen ließ; zwar wie ich wieder draußen auf der kalten Straße war und dachte, daß ich in vierzehn Tagen dreimal verhungert und erfroren wäre, mußte ich vor Wut lachen und mit den Zorntränen in den Augen machte ich mich sogleich noch einmal an den Mann zurück, als wenn ich etwas vergessen hätte. Er sah mich erstaunt an, daß ich zum zweitenmal daherkam und raunzte nur, wie das die Münchener machen, wenn sie unwirsch sind, immer noch den Kohlestift in der Hand, mit dem er an einem großen Karton herumfuhr. Ich sagte ihm nun mein Elend, was er sich gleichmütig arbeitend anhörte, wobei sein Schatten in dem schlecht belichteten Raum wie ein Teufel an der weißen Fläche je nach der Drehung größer oder kleiner wurde. Zum Schluß fragte er mich recht von unten her wie eine Dogge, ob ich denn keine Eltern hätte? und als er hörte, wer sie waren, holte er aus der losen Tasche einen richtigen blanken Vereinstaler heraus, zu anderthalb Gulden, und gab mir den als Handgeld, wie er sagte: aber heimschreiben, raunzte er

dann noch, heimschreiben und in vierzehn Tagen pünklich da sein.

So hatte ich auf einmal den Anschluß an die Menschheit wieder in der Tasche, wo ihn meine Hände aus Vorsicht nicht losließen, und meinen Willen auch; obwohl ich mir den Taler eigentlich erbettelt hatte und damit weder ein Hoftheatermaler noch sonst ein Künstler geworden war, wovon mein Ehrgeiz geträumt hatte, fühlte ich mich nun doch wieder gesichert genug, meinen Eltern heimzuschreiben und sie um einen Vorschuß zu bitten, den ich auch erhielt. Allerdings mit einem größeren Posten Vermahnungen, als ich sie damals verwerten konnte: denn auf dem Dachboden eines Hoftheaters geht es anders zu als in einem bernischen Landpfarrerhaus; auch mit dem besten Gottvertrauen allein kann sich da keiner durchbeißen. Solange der vertrackte Winter so kalt blieb, ging es mir wie einer ins Haus verschlagenen Feldmaus; fast zwei Monate lang habe ich ausgehalten, schlecht bezahlt aber immerhin vor Straßenbettelei bewahrt. Und was ich auf diese Art zu sehen kriegte von der Rückseite der Kulissenwelt, hat mir jedenfalls für später alle Illusionen der Theaterkunst genommen und das war kein geringer Erfolg. Denn wenn ich bedenke, daß es Menschen gibt, die

sich vor Bildern und Statuen wie ernsthafte Kenner benehmen und nachher vor dem geschmacklosen Unsinn einer mit dem Tüncherquast zusammengemalten Pappdeckelwelt entzückt sind, muß ich einen Zauber für wirksam halten, aus dem ich damals schon Ernüchterung fand.

Mit dem März kamen dann endlich die Regenwinde, daß man vor der Stadt die ferne Alpenkette frühmorgens in einer unnatürlichen Veilchenfarbe sah. Nach dem strengen Winter gab es nun Anstreicherarbeiten die Fülle, weil viele Neubauten zum Frühjahr noch bezogen werden sollten; alle Tage wurde in den Zeitungen nach Gesellen gesucht. Ich kletterte von meinem Dachboden herunter, sagte dem Quaglio meinen schönsten Dank und wurde ein gesuchter Geselle für die kleinen Meister, weil ich einen Raum selbständig dekorieren konnte, was sie nicht vermochten. So malte ich ziemlich alle Räume im Schloß zu Laim und verdiente meine zwei Gulden dreißig Kreuzer im Tag, konnte mir Kleider kaufen, ein ordentliches Kosthaus nehmen; und war auch richtig bald so weit, mir um dreißig Gulden mein Malzeug anzuschaffen: Palette, Staffelei, Pinsel und Farben.

Alltags war freilich keine Zeit, da hieß es von der

Frühe bis ins Dunkel die Helligkeit ausnützen für die Arbeit: aber Sonntags war ich dann Künstler für mich selber. Und wenn es auch nicht einmal ein Lehrlingsstück wurde, hab ich damals doch mit achtzehn Jahren mein erstes Bild, ein Selbstporträt gemalt. So war ich immerhin noch früh genug ans Ziel gekommen; denn daß ich mit dem Herbst auf die Kunstschule konnte, schien mir sicher. Ich hatte mir den Berg gewaltsam unter die Füße getreten und ob ich auch noch über den Sommer als Stubenmaler in München geblieben bin, täglich zwölf Stunden Brotarbeit und Sonntags für mich selber nicht weniger, es war doch keine unfröhliche Zeit. Ich wußte nun und hatte es jedermann bewiesen, daß ich kein Nichtsnutz und Faulpelz sondern ein Kerl war, der sich trotz Griechisch und Latein im Leben selber half.

So wurde ich auch brieflich mit den Eltern wieder einig und als ich über den Sommer mir Geld für die Reise gespart hatte und auch wieder gut in Kleidern war, dacht ich mir nach diesem Jahr nicht nur rechtschaffener Arbeit auch einmal Ferien machen zu können; außerdem wollte ich mit meinen Eltern jetzt im Ernst die künstlerische Zukunft bereden. Im Juni 1874 war ich gekommen und im

August 1875 machte ich mich wieder fort aus München, nach vierzehn sauren Monaten. Die Fahrt war diesmal drollig genug, weil ich als ein richtiger Stubenmaler mir angewöhnt hatte, mit allen Leuten lustig darauf los zu schwadronieren. In Lindau fand ich lärmende Genossen, mit denen ich in Romanshorn richtig den Zug vertrödelte. Statt nach Bern kam ich an dem Tag nur noch bis Zürich. Es machte mir nicht viel, als daß ich da hängen blieb; ich mußte an den grünen Heinrich denken, wie der mit seinem Totenschädel noch übler daran gewesen wäre und wie es dem zuletzt noch leidlich gut ausging. Ich fand bei dem einen der lustigen Kumpane – es war ein schwäbischer Schneider, der bei seinem Onkel in ein kleines Konfektionsgeschäft eintreten wollte – für die Nacht merkwürdigerweise Unterschlupf in seinem Bett, was mir insofern schlecht bekam, als er mich nach den ersten Stunden mit seiner Sägemühle weckte. Ich konnte drum die halbe Nacht nicht schlafen, sah durch das offene Dachfenster in den Himmel, der garnicht dunkel, nur immer tiefer in einer herrlichen Bläue wurde, und hob mich in der Frühe über ihn fort, um aus dem Dunst der Kammer zum wenigsten an frische Luft zu kommen. Das ging so einfach nicht, weil das Klappenfenster in dem schrägen

Dachboden viel zu hoch lag. Ich kletterte also im Hemd auf einen Stuhl und habe, die Arme auf das Dach hinausgehängt, eine Stunde lang gestanden und mir Zürich wie ein frühwacher Kater angeschaut.

Ich hatte schon vorher Wasser rauschen gehört, nun war die Limmath tief unter mir, die hier geräuschlos floß und nur bei den Brücken unten ihr Geschäume hatte. Ich sah zwar mit dem schrägen Schnitt des Daches kaum noch einen Streifen von ihr; rechts guckte der schlanke Turm vom Fraumünster herüber und daneben, wie wenn er auch wie ich aus einem Dachfenster glotzte, ein Stück vom Turm der Peterskirche mit seinem Zifferblatt. Darüber stieg mit seinen Gäßchen, vom Großmünster überwacht, das stadtbedeckte Ufer lustig in die grünen Höhen. Ich war noch nicht zu Hause, war erst in Zürich, nicht in Bern, und doch war ich daheim, und nie in meinem Leben hat mich das herrliche Gefühl der Heimkehr so überwältigt wie damals, als ich halb schlafend in dem Dachfenster wie ein Kind in Mutters Armen hing. Als ich schließlich in einem süßen Gähnen die Arme hob, fiel mir ganz rechts der See mit seinem blinkenden Licht auf und wie noch schwarz vor dem Morgen die Alpen darüber

standen. Er war hier reichlich so fern wie von München die Zugspitze auch, nämlich der Glärnisch, aber er stand doch anders vor dem Himmel und war ein Schweizer Berg: da faßte mich die Unruhe, nun auch mit dem ersten Zug fort und nach Haus. Wie ich aber von meinem Stuhl in die Versenkung der Kammer hinunterkam, schnarchte der Schneider immer noch und hatte dabei sein schlechtes Gebiß so aufgesperrt unter der knopfrunden Nase, daß ich mein Skizzenbuch herausholte und ihn mit aller Zeichenkunst aufzeichnete, die ich damals noch brauchte. Er mag es noch heute haben, mein kurioses Gastgeschenk; denn als ich ihn damit weckte, verwunderte er sich eine schwäbische Waschschüssel voll. Ich aber hatte mit dem Erfolg genug von meiner Gesellenzeit, bat ihn, mir unten aufzuschließen, und klapperte in der Frühe an den Bahnhof hin.

Ich hatte zwar am Abend den Rest von meinem Geld nicht nachgezählt, doch mußte es für jeden Fall zur Heimfahrt reichen. Wie ich mir aber schon barschaftsfroh ein Billett auf den Frühzug nach Bern gefordert hatte und aus den Nickeln die Silberlinge suchte, die ich mir tags vorher in Romanshorn noch für ein bayerisches Goldstück gewechselt hatte, wars nicht anders, als ob nur noch ein Fränkli für die Nickel

als Wache übriggeblieben wäre; die andern waren unterwegs und hatten mirs Grüßgott vergessen. Nun half mir alles Gefluch auf den heimtückischen Schwabenschneider nichts, der natürlich dem einträglichen Zufall unserer Reisebekanntschaft ein bißchen nachgeholfen hatte; denn die Haustür, wenn ich sie fand, war zu; und wenn sie offen gewesen wäre, wer hätte mir den Schwindel geglaubt? Ich saß also zum Schluß der Heimfahrt doch wieder in dem Zustand da, den ich diesmal lieber vermieden hätte; ich ließ das fast erworbene Billett wehmütig fahren und ging vor eine der sauber geschriebenen Tabellen, an den Ziffern meine Barschaft prüfend: sie reichte nur bis Baden. Außer dem spitzbübischen Schwaben hatte ich in Zürich keine Bekanntschaft und sonst fiel mir auch kein Ausweg ein: Diesmal zählte ich am Schalter erst meinen Franken mit den Nickeln hin, bevor ich mir bescheiden mein Billett nach Baden forderte; mit der verbissenen Absicht, mich damit bis Bern zu schmuggeln, wie ichs aus Sonntagsfahrten in Bayern kannte.

So schlief ich denn im Zug gleich ein, nachdem der Schaffner dagewesen war, hatte den Künstlerschlapphut übers Gesicht gezogen und wartete in meine Ecke gedrückt nach einer halben Stunde in Baden ab, was sich begeben würde. Aber der Schaffner war ein Lands-

mann, der sich bei mir noch einen Dank besonders verdienen wollte, als er mich wachrüttelte und gerade noch rechtzeitig vor der Abfahrt auf den Perron hinausbeförderte. Wie ich dastand im lustigen Sommermorgenwind zu Baden in der Schweiz und die Wagen neben mir schon wieder ins Laufen kamen, doch ich war in keinem drin — es war Platz genug, ob ich mitfuhr oder nicht — kam es von selber, daß ich gerade noch am letzten Wagen die Stange erwischte und mit einem Sprung hineinkam. Leider aber hatte mich der wachsame Schaffner noch erblickt, und war er in Baden mein brüderlicher Landsmann gewesen, so wurde er in Turgi die Handhabe der erzürnten Obrigkeit. Ich hatte gedacht, zum mindesten noch bis Olten zu kommen; aber wie solche Schnellzüge in der Schweiz sind, da hielten wir schon wieder für irgendeinen Anschluß in Turgi und ich, der ich doch im richtigen Zug gewesen war, mußte ihn fahren lassen.

Es ist keine üble Landschaft um Turgi, wo die Reuß und die Limmath mit der Aare ineinanderfließen und so ziemlich das ganze Seewasser der deutschen Schweiz zusammenläuft, während hinten die alte Habsburg ihren dicken Zeigefinger hebt. Es half mir auch nichts, daß sie mich an den Rudolf von Habsburg erinnerte, der in der Schweiz bis auf

die kümmerliche Ruine heruntergekommen war und den die Deutschen doch zu ihrem Kaiser machten. Es war ein richtiger Sommermorgen, wo die weißen Frühwolken von selber auf der dicken Wärme schwammen, und es wäre nicht einmal so übel gewesen, jetzt von der lockenden Ruine am blauen Horizont Besitz zu nehmen und auf einen abenteuerlichen Umschwung zu warten; aber ich wollte nach Bern und stand noch immer auf dem kleinen sauberen Bahnhof von Turgi, wo mich der rot bemützte Vorsteher von der Seite musterte, als er sein Signalgestänge zurechtgekurbelt hatte und sanft schwitzend dem Zug nachsah. Er mochte meinen, daß ich den Anschluß nach Waldshut abwarten wollte, um so mehr, als ich danach durch meine Brille die Fahrpläne eifrig musterte.

Als nach einer halben Stunde aber das Zügli von Waldshut angekommen und nach reichlichem Aufenthalt mit verkehrter Lokomotive wieder abgedampft war, als schließlich auch der Frühzug nach Zürich mit kurzer Haltezeit durchfuhr und ich noch immer meine einsamen Gänge, von der Pumpe in den Schatten der Kastanie, in den Wartesaal und durch das Vorgärtchen machte: schien ich ihm wohl verdächtig; er hatte auf einmal allerhand mit rasselnden Schlüsseln zu verschließen, bis ich mich verdrieß-

lich in das Örtchen wandte. Es war so sauber wie der Bahnhof und hatte ein Gasthaus, in dem ich gern gefrühstückt hätte, weil mir der leere Magen zu schaffen machte. Doch fand ich auch da den Stein der Weisen nicht, soviel ich grübelte, ging weiter hinaus und legte mich seitab vom staubigen Weg in den Schatten von einem Apfelbaum, der leider noch keine Herbstfrüchte trug, bis in den Mittag verkatert und verdrossen auf das Glück zu warten. Ich konnte von dem Platz aus die Bahnstrecke sehen, wo hinter Bäumen und einer grünen Hecke die Reisenden in den Zügen an mir vorüberfuhren, wie ich noch gestern mit dem Schwaben und dem andern aus dem Glarnerland an den Heuern und Häusern vorbeigefahren war.

Ich wollte schließlich noch einen Versuch machen, ohne Billett einzusteigen; wenn ich auch jedesmal an der nächsten Station hinausgetan wurde, mußte ich mit Geduld doch einmal nach Bern kommen. Wie ich an den Bahnhof kam, hatte der Bahnhofsvorsteher gerade seinen Hühnerstall nach Eiern abgesucht und kam mit beiden Händen voll daher. Er war ein schwarzer Tessiner mit einem sanften Schnurrbart und sah wie ein gutgepflegter Kater aus. Ich ging schon wieder nach der Pumpe, weil dahinter der

Schatten von der Kastanie war; das mochte ihm zu dumm erscheinen, er kam mir nach und fragte, beide Hände voll von Eiern und die rote Kappe wie einen Fes im Nacken: was ich da wollte? Wasser trinken, sagte ich und wollte mich ans Pumpen geben; er aber ließ nicht locker und hatte bald das Sinnbild und die blöde Wirklichkeit heraus, daß ich mit einem Zug abfahren möchte, wo kein Schaffner nach den Billetten sah. Wie ich ihm meine Lage erklären wollte und die Geschichte mit dem Schneiderschwaben erzählte, merkte ich erst selber, wie dumm sie war und daß sie keiner glauben würde.

Dieser Tessiner beispielsweise glaubte sie nicht; er ließ die Eier fast aus den Händen fallen vor Gelächter. Als er mir aber höhnisch kommen und mich wie einen Landstreicher von dem Bahnhof verweisen wollte, packte ich mit einem Einfall meinen Paß aus und hielt ihm den hin. Er konnte ihn nicht in die Hand nehmen, weil ihn die Eier hinderten, sah nur hinein und las; dann wars, wie wenn über der Strenge seines vorsteherlichen Gesichtes ruckweise die Sonne menschlicher Güte aufginge. Er trug die Eier eifrig in seine Stube, wo die Apparate tickten, kam wieder vor und war für meine Dinge auf einmal von einer Gläubigkeit, die mich erstaunte. Erst dachte ich, es

könnte ein entfernter Verwandter, irgendwie ein vergessener Stauffer sein, der seinen Namen auf meinem Paß gelesen hätte. Er stellte sich aber richtig vor und hatte einen Thurgauer, keinen Tessiner Namen. Wohl aber war er wie ich ein Pfarrersohn und zwar auch darin mir gleich, daß er nach einem vergeblichen Gymnasium sich auf ein Nebengeleise der Bildung gerettet hatte. Er war aus der Erinnerung ähnlicher Leiden gerührt und besorgt wie ein Bruder um mich; brachte mich schließlich, weil noch kein Zug nach Olten kam, hinauf zu seiner Frau, die recht eine blonde Ostschweizerin war. Sie mußte mir den Rest von seiner Mahlzeit wärmen, es gab sogar einen Halben Most, und meinetwegen hätten unterdessen zwei Dutzend Züge nach Bern abfahren können, so hungrig war ich. Nur, als er mir nachher noch ein Billett vorschießen wollte, kam es heraus, wie viel er selber in solchen Quetschen gewesen und wie mancher Schneiderschwab ihm über den Weg gelaufen sein mußte; denn er verlangte auf einmal ein Pfand: da die Uhr anscheinend schon im Pfandhaus zu München geblieben wäre, wollte er sich mit der Weste zufrieden geben, wo zum wenigsten noch die Tasche dafür säße, zumal sie bei der Hitze für mich entbehrlich wäre.

Als er die Weste hatte, die seine Frau sauber gefaltet in die Kommode legen mußte, war die Freundschaft wieder ganz in Ordnung und blieb auch so, bis ich von ihm und der blonden Frau, selbst von den Kindern – es schienen ihrer viele zu sein – wie ein Vetter herzlichen Abschied nahm und mit einem Billett bis Bern in der Tasche meines zugeknöpften Rockes nach soviel Mißgeschick doch noch fröhlich aus Turgi fuhr. Ich kam auch richtig mit dem blassen Abend nach Bern, nur nach Flamatt nicht mehr, und mußte in der Dunkelheit die drei Wegstunden nach Neuenegg laufen, bis Flamatt übers Bümplitzer Feld und dann ins Sensetal. So kam ich doch nicht, wie ich gedacht hatte, als Sieger am hellen Tag nach Haus, sondern tief in der Nacht nach einem schwülen Marsch, weil die Luft tagsüber gewitterhaft und dick geworden war.

Ich mußte ein paarmal am dunklen Pfarrhaus klopfen, das noch immer wie ein Schlößchen an dem Hügel stand, wie wenn ich gar nicht weggewesen wäre; nur auf dem Kirchhof schien mir ein neues Kreuz zu leuchten. Als endlich oben die Mutter ihren Kopf vorstreckte, die mich seit gestern erwartend nicht geschlafen hatte, und dann nach einer Weile der Vater die Haustür öffnete, war ich nach meiner ersten Ausfahrt wieder

zu Hause, wenn auch ein bißchen wie ein läufig gewesener Hund; und nichts war drastischer für meine Lage, als daß der Vater, der sich doch freute, daß es mit mir soweit noch gut gegangen war, und der die Mutter vor Freude weinen sah, weil sie nun ihren Ältesten wieder hatte, den Mund zu keinem Wort auftat, bis er mich endlich — ich war schon längst bei einem verspäteten Abendbrot — strafend fragte, nachdem er mich mit väterlicher Sorgfalt gemustert und meinen Mangel längst entdeckt hatte: wo hast du deine Weste?

IV.

Meine Eltern überraschte ein Mißgeschick mit mir; sie erwarteten trotz allem noch ein unnützes Pfarrerssöhnchen, das nur den Sinn und Drang täglicher Arbeit besser begriffen hätte: was sie zurückerhielten, war ein Stubenmaler, an dem die vierzehn Monate brutaler Großstadtwirklichkeit, vor der sie selber in ihrer ländlichen Bürgerexistenz trotz manchen Sorgen behütet waren, geschunden und auch Farbe gelassen hatten. Sie entsetzten sich an meinen groben Manieren und bedachten nicht, daß sie mich selber einem Anstreicher in die Lehre gaben. Es war in den ersten Wochen nicht erquicklich, bis ich mich wieder in den Ton von ihrer harmlosen Landwelt eingefunden hatte. Ich fand ihn und mich selber mit, als ich nun wieder ans lesen kam. Denn in München bei meinem Wenzel in den zwei Stuben und bei den Kostleuten nachher gab es keine Bücher, und zwölf Stunden täglich im Akkord arbeiten, was das heißt, weiß auch kein Pfarrer, der es nicht an sich selber

durch ein Unglück erfahren hat; da greift die Hand, wenn sie am Abend noch Zeit und Geld für anderes hat, lieber zum Maßkrug als nach dem Bücherbrett.

Jetzt nach der ersten Faulheit brach der Hunger in meinem Kopf mit einer Lesewut aus, der die ganze Dorfbibliothek in meinem Zimmer rasch zum Opfer fiel. Es war zwar meist im Gotthelfstil des Bitzius, aber von einem bösen Kuhhandel lesen oder selber beteiligt sein, bleibt zweierlei, auch wenn es realistisch geschildert ist: denn wer erst liest, der sitzt doch irgendwo, gemächlich oder nicht, und hat den Eisregen und das Geplack der Arbeit buchstäblich in der Hand; er kann aufhören, wenn er will und ist gleich wieder in sich selber geborgen als ein Herr, der diese Bilder des Lebens an sich vorüberlaufen läßt, aber selber nicht mitlaufen muß. Er wird unmerklich in die Lebensluft der Bildung gehoben, die — noch so streng erworben — von Grund aus das Gegenteil der sinnlosen zwangsweisen Arbeit ist, weshalb denn auch die Geplagten so gern Romane lesen. Ich wurde über den Büchern rascher wieder in die Manieren meines häuslichen Kreises zurückgeführt, als es die bitteren Mahnungen des Vaters und die strengen Bitten der Mutter vermocht hätten. Was dann als Künstler übrig-

blieb, war immerhin ein anderer, als der Anstreichergeselle in München, der sich mit einem polternden Trotz und auch einem Teil Großmannssucht Malzeug kaufte. Als ich erst wieder mit der Zeichenmappe gegen den Forst hinaufzog, war meine Mutter doch wieder meine Lehrmeisterin geworden; ich hatte in den vierzehn Monaten für meine Kunst nur diese Einsicht eingebracht, daß mit der Faust um die Existenz gekämpft wird, daß aber Bildungsdinge sich nur beharrlich und bescheiden, in einer ehrlichen Demut langsam erringen lassen.

Wie ich mich so dem heimatlichen Kreis wieder einfügte und Studien von heikelster Vollendung zeichnete, fehlte es natürlich nicht, daß ich den Herren vom Ochsischen Legat damit gefiel und zum Januar wirklich ein Stipendium für München bekam, vorläufig zwar nur bis zum August, doch ohne Zweifel, daß ich bei guten Zeugnissen auch weiterhin von der Gnadensonne des Legats erwärmt sein würde. Ich blieb so bis Januar in Neuenegg und wenn mir überhaupt etwas den vollen Genuß dieser Monate beunruhigen konnte, war es nur dies, daß ich als Stubenmaler den gelegentlichen Liebesfreuden handgreiflicher nachgegangen war, als ich es mir als Pfarrerssohn in Neuenegg erlauben durfte. Sonst war es nächst meiner ersten Jugend

die einzige Zeit meines Lebens, in der ich mich ganz dem Behagen meiner Neigungen hingeben konnte. Was ich mir damals an Bildern ausdachte, wie ich mit meinen Augen von der Landschaft und allem darin Besitz ergriff, um es für meine Pläne verwerten zu können, darin fehlte noch die Bitterkeit der ersten Erfahrung, daß nichts seltener wäre in der Kunst als der Genuß an der fertigen Leistung, daß jeder Erfolg einem die Augen nicht nur für neue Schwierigkeiten, sondern auch für die Unzulänglichkeit der eigenen Begabung öffne, die sich so mit ihren Träumen an den Grenzen ihrer Kraft grausam zerriebe. Damals vermochte ich noch nichts und fühlte mich als rechter Dilettant den kühnsten Plänen gewachsen. So konnte ich auch wieder, und mit derselben Wichtigkeit, mein Herbarium und meine Steinsammlung haben, konnte in die Stockhornberge klettern; bis mich mit den kürzeren Tagen doch die Unrast meines ausgeruhten Körpers verdrießlich machte. Wie eine frisch lackierte Lokomotive lag ich da in Neuenegg, die Probefahrten waren überstanden, gut eingefeuert war ich auch, nur abfahren sollte ich noch nicht. Auf was für trübselige Rangiergeleise mich die Kunstschule noch bringen sollte, bevor es erst nach Jahren zur Fahrt losging, bei der die Mängel der inneren Konstruktion doch immer

wieder zu Entgleisungen führten: das hätte ich damals keinem Propheten geglaubt.

* * *

Bei meinem ersten Lehrer, dem Professor Kräbuber, ging mirs noch gut. Ich mußte Kreidezeichnungen nach antiken Gipsfiguren machen und konnte dabei das Vollmarsche Rezept des ein- und ausgewischten Schattenspiels so vortrefflich anwenden, daß er meine Art zu zeichnen sehr bald lobte und mich an die alte rabenschwarze Kupferseele — wie wir ihn nannten — den Kupferstecher Johann Leonhard Raab empfahl, der aus lauter Lehreifer eine Naturklasse freiwillig übernommen hatte und nur Schüler duldete, die ihm paßten. Da fing freilich der Katzenjammer an, aus dem ich danach nicht mehr hinauskam und der mir seitdem immer als das Erbteil rechtschaffenen Künstlertums deutlich geworden ist, eine Strafe der Götter für die Menschen, die ihnen mit eigenen Schöpfungen ins Handwerk pfuschen wollen.

Das Atelier lag in der alten Akademie ganz oben, wo man heute noch die Bogenfenster sieht, durch die das alte Männchen in die Straße hinunterguckte, besonders wenn Soldaten mit Musik vorüberzogen, in die er ganz vernarrt war. Man kam zur rechten Hand der Treppe durch einen länglichen Raum hin-

ein, wo unter den Seidenpapierrahmen der Fenster zwei Kupferstecher saßen. Auch im Lokal der Schule, das sich quadratisch anschloß, saßen wieder zwei Kupferstecher; nur mußten sie die Rahmen wegnehmen, wenn wir zeichneten. Dahinter hockte in einem schmalen Raum die Doris, des Alten vielgeplagte und von uns allen verehrte Tochter, und dann erst kam er selber, dem wir da oben alle wie die Lehrlinge eines Hexenmeisters mehr in Furcht als Ehrfurcht dienten. Denn er saß selten drin auf seinem Stuhl, irgend etwas trieb das unruhige Männchen, umher zu springen, und schneller noch als seine Beine liefen die scharfen Brillenaugen. Wenn er hinter einem stand, war es nicht anders, als wenn man mit einem krabbelnden Maikäfer im Nacken zeichnen sollte, und da er eigentlich immer da war oder da sein konnte, gab es bei ihm nichts von der Schluderei, die sonst in den Sälen der Akademien häufig ist.

Wir hatten das Modell, um das wir in einem dichten Halbkreis saßen, immer für eine oder zwei Sitzungen, in vier Stunden also mußte bestenfalls die lebensgroße Zeichnung eines Kopfes fertig sein. Ich dachte natürlich beim erstenmal, recht mit meinem Vollmarschen Rezept loszufahren; er ließ mich auch stillschweigend meine kühnen Bogen mit der Kreide

kutschieren, nur als die Sitzung fertig war und ich befriedigt schon ein Lob von ihm erwartete, der den älteren Schülern immerzu mit Rügen dazwischengefahren war, sagte er so recht eindringlich, daß es die Kupferstecher draußen und seine Tochter nebenan auch hören mußten: meine Art zu zeichnen wäre eine Schweinerei, die ein Holzhacker grad so machen könnte. Das war das erste von den vielen Malen, wo er mir mit der Peitsche um meine Ohren knallte; ich kam mir richtig wie ein Holzhacker vor, der sich hier eingeschlichen hatte, und was von der Großsprecherei des Stubenmalers noch in mir steckte, das wurde kleinlaut bis in die roten Ohren: Ich fürchtete einen Augenblick, nun würde er mich zum Hohngelächter der andern Schüler und zum Spott der Kupferstecher gleich wieder aus der Klasse jagen; und wenn ich mich früher beim Spott und beißenden Tadel meiner Lehrer sozusagen auf mein künstlerisches Selbstbewußtsein zurückgezogen hatte — was ich kann, könnt ihr doch nicht — sah ich mich jetzt gerade da bis auf die letzte Nichtsnutzigkeit entblößt und war am Abend bei der Antrittskneipe wieder so lautlos, wie ich damals beim Meister Wenzel am ersten Sonntag einen Kleiderkasten geschliffen hatte.

Am andern Tag aber, als ich mich hinter zwei an-

dern her an meinen Platz schlich und gar nicht wagte anzufangen, holte mich der Alte zu sich herein und war von einer väterlichen Freundlichkeit, die ich mir garnicht deuten konnte. Er hatte die Arbeiten seiner besten Schüler mit ziemlichem Umstand aufgepflanzt und gab sich eine redliche Mühe, mir meine Böcke daran zu widerlegen. Irgend etwas an meiner Hand mußte ihm doch gefallen haben, und wenn es auch noch wochenlang so fortging wie am ersten Tag, daß ich mich nach den Sitzungen unter Vorwänden beiseite drückte, bin ich doch allmählich einer von seinen Lieblingsschülern geworden.

Was ihm an meiner ersten Zeichnung mißfallen hatte, war nur die Frechheit, mit der das Ganze — wie die Maler sagen — erst einmal hingeschmettert war, um mit den Feinheiten nachzukommen. Seine Grundmeinung blieb, daß der Vorzug einer Zeichnung gerade in der ersten Anlage bestände, die man nur ausarbeiten, nicht mehr verändern dürfte. Wenn ich im Anfang die Haltung eines Kopfes leicht andeuten wollte, hielt er mir schon die Hand fest: Sehn Sie denn nicht, wie schön das ist, wie edel? Das muß im ersten Strich zu spüren sein. Und wenn mirs dann natürlich mißriet, nahm er mich vor bei der Hand, dicht ans Modell, die Schättle an den

Wipmern erst einmal anzuschauen, um dann mit mir rückwärts zu springen zwischen den eng gestellten Staffeleien: So, jetzt mit dem frischen Eindruck dran! Doch von der Weiten, von der Weiten! Da ließ ich denn natürlich alle Kühnheit der Vollmarschen Licht- und Schattenkünste fahren und versuchte es mit dem feinen Strichrezept der Mutter von Waldharts Gnaden; um ihn ganz wild zu machen: Jetzt wollens mich verhöhnen als Kupferstecherla!

So wars in jeder Sitzung ein neuer Kampf mit andern Widerhaken; aber wenn mirs später bei meinen radierten Blättern ein paarmal geraten ist, war es der alte Raab, der immer noch mit Spechtaugen dahinterstand. Während im Antikensaal die schlimme Bummelei gewesen war, daß immer einer zum andern ging und ihn mit Geschwätz störte, und daß die mit dem meisten Stroh innen und außen am Kopf die ärgsten Aufschneider waren, von denen sich die größten Meisterwerke mußten herunterreißen lassen, ging es beim alten Raab, der selber keiner der Unsterblichen und bescheiden wie ein Schwarzspecht war, in einer sauberen Ordnung zu; denn wer erst einmal bei ihm begriffen hatte, wie schwer es war, nur einen Fingernagel recht schön herauszukriegen, der spürte, was an einem Kopf von Holbein unerreichbar war.

Ich bin bei dem merkwürdigen Mann bis zum Sommer 1877 geblieben; weil er kein mißmutiger Nörgler sondern eine Art Freiwilliger der Kunstlehre war, hab ich nicht nur zeichnen, sondern überhaupt bei ihm gelernt, eine künstlerische Arbeit als Gewissenssache zu nehmen; vielleicht zu sehr für meine Natur, die schon von selber auf eine restlose Bewältigung eingestellt war. Denn als ich später einmal vierzehn Tage lang an dem Mund des alten Lauer arbeitete und dann doch wieder alles abkratzen mußte: schien das dem alten Leibarzt vom Kaiser Wilhelm schließlich zuviel Energie. Doch war es keine Pose, als ich dem alten Herrn entgegnete: daß es das garnicht gäbe; man käme nur manchmal an eine Ecke, wo die Begabung der eigenen Kritik nicht mehr oder noch nicht genügen könnte; dann müsse man einpacken oder es mit Gewalt versuchen.

Daß die Schule des alten Raab die richtige für mich war, muß ich mir schon aus dem Eifer entnehmen, den er in mir auslöste; mehr gearbeitet habe ich auch als Anstreichergeselle nicht und dabei war ich trotz allem Ingrimm bei der Arbeit abends ein fröhlicher Kerl, der es selbst den Faulpelzen im Trinken und Lustigsein voraustat. Einmal wurde ich sogar für ein paar Tage lang eine Art Berühmtheit der

bayrischen Hauptstadt. Es war zum Fasching eine von den großen Kneipen gewesen, wie sie die Kunstschüler jedes Jahr mit Eifer und Tollheit machen. Ich hatte mich als Berner Maidschi verkleidet; weil mein Schnurrbart nie was rechtes wurde und damals nur erst eine Art von blondem Schimmelpilz war, hatte ich die Oberlippe von diesem männlichen Anwuchs gereinigt und mochte nun mit meinem rotbäckigen Vollmondgesicht wie ein Berner Landmädchen von schwerem Kaliber aussehen. Jedenfalls wurde ich in der Nacht wie verrückt herumgeschwenkt und überall traktiert, sodaß ich mit dem Morgen in die Lumperei geriet, die meist das Ende von solchen Übermütigkeiten ist. Wir blieben in der Kneipe übrig bis zum Nachmittag, und als die andern dann nach Hause krochen, endlich ein paar Stunden lang zu schlafen, schien mir die kalte Luft nach dem verräucherten Dunst der Kneipe so klar zum atmen, daß ich ins bummeln kam und richtig die Maximiliansstraße hinunterschlenderte. Ich war dösig von der wüsten Nacht und die Weiberkleidung gewohnt, wie sie mir um die Beine schlampte; so dachte ich mir wenig dabei, daß es noch gar nicht Fastnacht, erst der Sonntag vorher war, und als mir ein Kürassierrittmeister mit seiner eleganten Frau daherkam,

juckte es mich auch, gerade den um Feuer anzusprechen.

Mein Kostüm war in der Nacht nicht sauberer geworden, und ich selber sah nach der wüsten Tanzerei ungewaschen aus: jedenfalls aber wurde ich nun erst recht für ein Frauenzimmer gehalten, das von dem zornroten Rittmeister übel angefahren wurde, indessen sein Dämchen fast in Ohnmacht fiel. Rasch staute sich das elegante Sonntagnachmittagspublikum um uns. Ich war noch frech genug, einen älteren Herrn mit einem Franzjosefsbart und grauen Gamaschen gleichfalls um Feuer zu bitten; der sprang einen Schritt zurück, hob seinen Stock und schimpfte mich Saumensch. Worauf denn auch schon der Mann mit dem Helm erschien und mich Ärgernis beiseite brachte; zuerst, damit er mich von der Straße hatte, nebenan in die Post, dann mit einem rasch herbeigerufenen Wagen ins nächste Polizeiamt. Natürlich ging das nicht ohne moralische Redensarten; es war komisch, auch einmal von der Polizei in Erziehung genommen zu werden und noch dazu als Fraumensch. Wie ich aber — bevor sie mich einsperren wollten — von dem Polizeileutnant, der ein ziemlicher Stecken war und meine dralle Gestalt mit unverhehltem Vergnügen musterte, meinen Namen abgeben sollte,

raffte ich meine Unterröcke hoch und holte den Erstaunten meine Ausweiskarte von der Akademie heraus. Sie glaubten mir trotzdem die Männlichkeit erst ganz, als sie mir den weiblichen Plunder vom Leib gezogen hatten und ich mich in meiner eigenen Hose als ein unverkennbares Jungmannsstück darstellte. Ich konnte uneingesperrt nach Hause gehen; andern Tags stand die Geschichte dann mit allem möglichen Aufputz, glücklicherweise ohne meinen Namen, in den Zeitungen; natürlich wußten alle Schüler in der Klasse, daß der Schweizerkarl, wie sie mich damals nannten, der Frechling gewesen war, und so prusteten einige, als am zweiten Tag darauf der alte Raab die Geschichte im „Freien Landboten" las und mit dem Zorn seiner ehrlichen Ordnung erklärte: wenn der Lump in seiner Klasse säße, er würfe ihn eigenhändig hinaus. Er hätte das wohl nicht getan, weil ich es war, aber mir wars doch lieb, daß ich meinen Kopf auf die Zeichnung gebeugt verstecken konnte.

Mir hatte die Geschichte einen Freund eingebracht, der mir in der Folge wichtig werden sollte, einen Berliner namens Katsch, dessen Mutter in Berlin und Petersburg eine Christofelwarenfabrik besaß und der in München gleich mir die Malerei studierte. Ich

war keinmal mit ihm in derselben Klasse, weil er einige Jahre älter und im Studium voraus war, wohnte auch nicht mit ihm zusammen, aber für das sogenannte akademische Leben wurde er der unzertrennliche Begleiter von mir. Es gibt darin nicht bloß fröhliche Kameradschaft, sondern auch schon den ganzen neidischen Klatsch und die gehässige Stänkerei, mit denen das öffentliche Leben der sogenannten Künstlerschaften später angefüllt ist.

So gab es einmal erbitterte Streitigkeiten um die Finanzen der großen akademischen Fastnachtskneipe. Sie war bis dahin immer mit einem Defizit ausgegangen; diesmal aber hatte der Katsch als Vorsitzender die Sache so glänzend durchgeführt, daß wir Akademiker mit einem Überschuß von mehreren hundert Mark dasaßen. Es war damals gerade die große Überschwemmung in Szegedin gewesen; nun stifteten wir dafür und noch für andere Wohltätigkeiten je hundert Mark, erregten aber mit dieser Eigenmächtigkeit den Zorn der sogenannten Gegenpartei. Die Streitigkeiten um den Rest von siebzig Mark zogen sich bis in den Sommer hin. Um endlich damit fertig zu werden, wurde ein allgemeines Freibier für die Akademiker bei den Klosterbrüdern zu Schäftlarn beschlossen, das mir als eine

unserer Fahrten in der Erinnerung geblieben ist: Schon am Tag vorher gingen wir ziemlich ein Dutzend als Quartiermacher ins Isartal hinauf, bei Großhesselohe in den Grünwalder Forst und über Grünwald zum Brunnmeister an der Römerschanze. Es war ein warmer wässeriger Junitag, wo man selbst stillsitzend schwitzig in den Kleidern wird, und wir hatten in der Menterschwaige bereits den ersten Frühtrunk getan — da wir überall erzählten, um selber günstig aufgenommen zu werden, daß wir als Abgesandte der ganzen Akademiker kämen, die andern Tags in ungeheuren Heerhaufen anrücken würden, begannen überall die Bauernwirte schon mit schlachten — so war es Mittag geworden, als wir bei dem Brunnmeister einfielen. Wir wurden als Bekannte von selber gut aufgenommen und blieben bis zum Abend bei einer Kegelpartie, wobei uns einer namens Kispert, der später tiefsinnig wurde und immer schon ein kurioser Mensch war, nacheinander zeichnete und mich besonders gut herausbrachte, wie ich mit Hemd und Hose meinen ungeschlachten Körper auf den einwärts gestellten Füßen balancierte und durch die altmodische Silberbrille mit kreisrunden Gläsern einer Kugel nachsah.

Ich hätte das vielleicht vergessen, weil Karikaturen

so ziemlich das einzige sind, was den Malschülern gerät, wenn nicht durch eine Bemerkung desselben Kispert unsere Fahrt nachher zu einem nachdenklichen Ende gekommen wäre. Die ersten Nebelschwaden des Abends setzten schon an, als wir mit der Fähre nach Baierbrunn hinüber und dort den herrlichen Fußweg durch den Buchenwald hinunter, mit reichen Blicken in das Isartal, nach Schäftlarn gingen. Es gibt außer der Heimat wenig Landschaften, die mit solcher eindringlichen Helligkeit in meiner Erinnerung stehn: unten als Gegensatz zu den prahlenden Prächten der grünen Grashänge und Buchenwälder das breite Steinbett, vielfach in trockene Arme verlaufend, darüber im Vorblick die blauen Felshänge der Benediktenwand und rechts davon das Dreieck vom Herzogstand, gegen den dunstigen Horizont knallweiß umsäumt mit den Spitzenzäcklein der Schneeberge. Irgendwo drängte sich der Mond schon in den noch hellen Tag, wie blankgeputztes Messing; über den Wiesen spannen die Nebel lang wehende Tücher aus der feuchten Luft, und wo eins von den roten Dächern seine breite Behaglichkeit aus den grünen Gründen hob, hing phantastisch geformt der verschwelte Vesperrauch darüber.

Auch bei uns im Berner Land sind die Berge blau,

aber wie es hier aus allen Schatten blühte, das war genau so, wie die Bayern ihre Uniformen haben. Wir waren miteinander betroffen von der herrlichen Bläue, in der das Grün der Bäume und Wiesen, der steinichte Grund, die Nebelschwaden, selbst die roten Dächer gebadet waren, und als wir an dem letzten Ausblick über Schäftlarn noch einmal unsere Augen in einem großen Zug dies alles eintrinken ließen, mochte in uns allen schon ein Gefühl von dem gewesen sein, was der Kispert auf einmal sagte. Es war ein schwächlicher Mensch mit einer klangschönen Stimme, die sich nie in unsern lärmenden oder ironischen Ton gewöhnen konnte, immer mit einer seltsamen Art von Ernst behaftet schien: Er müsse glauben, daß wir alle miteinander Hochstapler oder Einfaltspinsel wären. Wir sprächen und hörten immer vom Naturstudium; ob die Natur vielleicht die Speckfarbe von unsern Bildern hätte und ob in dieser Schönheit vor uns irgend etwas anderes für unsere Augen, also auch für die künstlerische Freude daran, entscheidend wäre, als dieser blaugrüne Farbenklang, die Form daran sei ganz unnütz. Ob aber einer von uns oder unsern Lehrern dergleichen malen könne? Der Stauffer und der Katsch und ich nicht, weil wir alle miteinander oberflächliche Simpel sind und weil wir keinen Lehrer

haben in ganz München, der hier schon in die Schule gegangen ist.

Die Worte waren nicht so merkwürdig, sondern wie sie jeden von uns zu treffen schienen; mich zum wenigsten bis in den Grund, sodaß wir wie nach einer Leichenpredigt erst eine Weile stumm dastanden, bis einer nach dem andern sich schweigend zu gehen wandte. Und wenn ich auch derjenige war, der sich noch einen Trost erfand und ihn den andern sagte, daß die alten Meister das auch wohl gesehen und also Gründe gehabt hätten, es nicht zu malen: ich fühlte damals schon die Unvorsichtigkeit davon genau, und wenn ich dann im zweiten Jahr danach, in Groß=hesselohe, und viel später noch einmal im Jura an diese Dinge mit dem Pinsel zu rühren wagte – frei=lich beidemal mit einer schlimmen Niederlage – kam das von diesem Spätnachmittag im Isartal und dem Wort des seltsamen Kameraden, mit dem wir jungen Malgemüter noch erfüllt waren, als wir in Schäft=larn einzogen.

Es ist nur ein kleiner Ort, aber in dem Kloster daneben wird das beste aller Biere gebraut; wir wur=den mit der Ankündigung unserer akademischen Trin=kermassen gebührend aufgenommen und hatten an dem Abend mit dem Bürgermeister eine fröhliche

Sitzung, bei der wir nach Jungmannsart den ernstgestimmten Teil der Gedanken vorläufig in den Schrank da innen legten, aus dem das meiste glücklicherweise nicht mehr zum Vorschein kommt. Denn wer noch ohne diesen Leichtsinn seine Kunst ausüben wollte, müßte mehr als ein Genie sein, das am Ende nur ein gesteigerter Leichtsinn ist.

Am andern Tag aber rückten im ganzen nur noch einige Dutzend Freibierler an, sodaß wir schließlich noch die Bauern einladen mußten, um mit dem Geld fertig zu werden. Der Bürgermeister bekam einen Ehrengänsebraten, und schließlich vermag ein halbes Hundert junger Maler bei Freibier in einem sonnigen Buchenwald Lärm genug zu machen; nur daß wir zwölf Quartiermacher abends vorsichtig einen andern Rückweg nahmen, um nicht für die vergeblich geschlachteten Hühner auf bäurische Weise haftbar zu werden.

* * *

Weder die Fröhlichkeit solcher Fahrten noch die Bedenklichkeit solcher Worte vermochten damals meine Arbeit zu stören; ich war von Anfang an gründlicher vom Künstlerhochmut kuriert als die Genossen, die meist von der Schulbank her, zum Teil aus wohlhabenden Häusern kamen; ich wußte zu genau, wie

wenig ich vorläufig mit einem ablenkenden Gedanken anfangen konnte. Malen ist zeichnen mit der Farbe, hatte der alte Raab zu mir gesagt, können Sie nicht zeichnen im tiefsten Sinn, wie wollen Sie denn malen? Ob das im ganzen richtig war, bekümmerte mich nicht so sehr, wie daß ich sicher wußte, was mir noch alles am Zeichnenkönnen fehlte. Mit dem Sommer 1877 war ich freilich aus der Naturklasse entlassen worden und hatte mit meinen Zeichnungen, die ich nach Hause brachte, namentlich einem Schäfer mit Hund, den ich mit spitzem Bleistift in jeder Form durchbildete, nicht nur meinen Leuten daheim, sondern auch der Kupferseele meines Lehrers sichtbare Freude gemacht. Durch ihn war ich an Dietz empfohlen, der damals seine berühmte Malklasse hatte; ob mich der Brummbär annehmen würde, wußte ich freilich noch nicht, als ich zum Herbst mein neues Studienjahr mit einer schönen Reise anfing.

Ich hatte in Basel eine Tante Judith, von der ich mir um einiger Gefälligkeiten willen eine besondere Belohnung erhoffte. So war ich im Spätherbst mit meinem Freund Lutz dahin gefahren, hatte die Tante zwar freundlich, aber sonst ohne Erinnerungen gefunden und war ein paar Tage lang demütig und doch nicht unverzagt vor den Handzeichnungen Hol-

beins im Museum gewesen; denn wie unsagbar sauber auch in der künstlerischen Form diese Arbeiten waren, wie hellseherisch in jeder Linie und fast noch beherrschter in dem, was er ausließ: das sah ich damals noch nicht — wie denn zu ihrem Glück die meisten Künstler, oder wenigstens die erfolgreichen, immer nur soviel von der Kunst der Meister erkennen, wie ihrer eigenen Übung zuträglich ist, andernfalls es außer den Professionisten nach Holbein kaum noch Bildnismaler gäbe. Ich war zudem durch schöne Ferien ausgeruht, hatte mit günstigen Zeugnissen mein Stipendium wieder in der Tasche und ahnte die Tücken des Pinsels nicht, daß ich — statt meine erworbenen Zeichenkünste zu kolorieren, wie auch der Laie immer meint — als Maler von Grund aus neu anfangen mußte.

Natürlich übernachteten wir — es war damals so recht noch die Trompeterzeit — in Säckingen. Ob sich das nach Holbein nicht gehörte? Wir waren jedenfalls kläglich ernüchtert, obwohl Säckingen doch ein nettes Städtchen ist; aber wie wir in der kleinbürgerlichen Behaglichkeit vergebens die Scheffelsche Romantik suchten und schließlich mißgestimmt im Gasthaus bei unsern Kalbsknochen saßen als ein paar nüchterne Malerjünglinge ohne Locken und Kala-

dreser, muß uns wohl der blaue Unsinn solcher Poetasterei selber lächerlich geworden sein. Wir wurden auf eine galgenhumoristische Weise lustig mit einer vierfüßigen Unterhaltung in Versen und forderten dadurch eine kuriose Ungastlichkeit heraus, indem der Wirt, ein grau und wunderlich gewordener Mann, stundenlang einen Kreislauf um den runden Tisch machte, wo wir unter der Hängelampe saßen und uns die Stadtnachrichten von der gefallenen Kuh und der Wespenplage im Scheffelvers vorlasen: Punkt zehn Uhr drehte er schweigend die Lampe aus und beschied uns damit zu Bett. Alles andere in dem Haus schien schon zu schlafen und so war der grämliche Eisenbart, der uns mit der Kerze in die Kammer leuchtete, der letzte Eindruck dieses an der Trompeterpoesie gescheiterten Tages.

Seitdem habe ich mir die Scheffelschen Verse abgewöhnt, und daß wir andern Tags den Rheinfall und Schaffhausen mit einer verbissenen Enttäuschung sahen, daß wir selbst an dem berühmten Stein am Rhein mit fahrlässigen Scherzen vorüberfuhren, kam alles von Säckingen her, wo uns eine romantische Illusion im Alltag zum Teufel gegangen war. Ich hab das später noch ein paarmal erlebt, mit der Isola Bella, der Peterskirche in Rom und der be-

rühmten Aussicht von Fiesole und bin einer fadenscheinigen Bildungsphantasterei auf die Spur gekommen, die solche Orte mit einem dickgoldenen Heiligenschein herkömmlicher Schönheit umgibt. Wer die angedichtete Poesie davon in seinem Dasein braucht, der gehe niemals nach den Orten seiner Sehnsucht wirklich hin.

Das unfreundliche Wetter mag auch sein Teil dazugetan haben, daß wir junge Dachse so ironisch rheinaufwärts fuhren. Erst am Bodensee wurde uns wieder wärmer ums Herz. Wie da freilich gegen Steckborn der Rhein auf einmal zum Untersee aufgeht, wie die grüne Reichenau ihren schlanken Rücken darin spiegeln läßt und am Horizont der Dom von Konstanz gleich einem Panzerschiff auf dem Wasser heranzuschwimmen scheint, wie hier die Kegel vom Hegau ihre stumpfen Häupter über einer klassischen Linienfülle heben und schließlich an dem wieder verengten Rhein Schloß Gottlieben mit seinen dicken Türmen dicht am Ufer steht, wo die Päpstlichen den Huß wie einen seltenen Kapaun gefangenhielten, bis sie ihn braten konnten: das war der Reichtum einer Welt, die keiner poetischen Maskerade bedurfte. Es gab für uns danach in Konstanz, Überlingen und am Abend noch in Meersburg einen herrlichen Tag, wo wir an

der Fruchtbarkeit der Landschaft, ihren tiefen und sanften Farben, den malerischen Silhouetten der Uferbäume und an der edlen Bildung alter Bauten reine Freuden erlebten, namentlich in Überlingen, diesem übriggebliebenen Seewinkel mittelalterlicher Schönheit.

In Meersburg aber hatte ich ein Erlebnis, das mir um meines Namens willen merkwürdig einwuchs, und mir in meinen bösen Tagen noch zu schaffen machte, obwohl es nur ein wenig Betrunkenheit war. Es gibt in Meersburg ein altes Schloß, das noch vom fränkischen König Dagobert erbaut sein soll, ein ungeschlachtes Ding von Gebäude. Da bekamen wir für ein paar Nickel von einem Invaliden merkwürdige Geschehnisse erzählt, von denen mir eins aus einem närrischen Grund besonderen Eindruck machte: daß von hier aus Konradin, der letzte Hohenstauffe seinen Unglückszug nach Italien begonnen habe. Schade, sagte ich zu meinem Freunde Lutz, der die Anspielung nicht einmal gleich verstand, schade, daß ich nicht Konradin heiße, wo ich doch auch ein Stauffer bin. Und abends beim Wein verwuchs sich das noch weiter zu einer hitzigen Aufschneiderei. In dem kleinen Gasthaus, ich glaube es hieß zum Schiff und ging mit seinem Erker über die Straße, gab es eine Saaltochter

namens Petronella, ein anzügliches Bündnerkind, hoch gewachsen und schwarzäugig. Sie bediente uns, und weil mir der rote Meersburger aus dem Scheffelschen Ekkehart rühmlich bekannt war und seinen Ruhm noch übertraf, hatte ich bald, wie die Engländer sagen, die Zähne unter Wasser. Die Petronella gebrauchte ein Paar Augen, mit denen sie Blick für Blick die Gaslaternen einer kleinen Stadt anstecken konnte; ich war rasch in Brand und weil ich den vorläufig mit rotem Meersburger löschte, kam ich mit den unnotwendigen Gesprächen, die solchen Dingen vorausgehen, auf eine scherzhafte aber hitzig gesprochene Prahlerei: Ich wäre der letzte Hohenstauffe, Carlo von Stauffen, und besuchte die Stätten meiner Ahnen. Natürlich spielte die Petronella in dem Geschwafel auch ihre Rolle, weil ich ihr zuliebe nun nicht nach Italien führe; als aber gegen Mitternacht das Bett den Wein ablösen sollte, erwies es sich, daß Petronella mit im Zimmer der Kinder schlief, das durch die davorliegende Kammer der Wirtin von allen Gelüsten hitziger Gäste abgetrennt war. Sie hatte sich nicht so gezeigt, daß ich mich nicht von ihr spöttisch verraten glauben mußte; jedenfalls gab es in unserm Gastzimmer noch einen Monolog, bei dem der Stiefelknecht die Kraftworte

gegen die Tür zu bollern hatte, bis es dem treuen Lutz gelang, den Rausch des letzten Hohenstauffen ins Bett zu bringen.

Mit der schwarzäugigen Petronella wurde ich beim Frühstück trotz der getäuschten Hoffnungen noch wieder einig; der Namensvetter Conradino aber ging mir nicht aus dem Kopf, und als ich selber nach Italien gezogen und wie er verraten worden war, nur treuloser und mit anderer Häßlichkeit: da habe ich den Monolog aus Meersburg vielmals repetiert, nur daß ich keinen Stiefelknecht hatte und mit den Fäusten an tonlose Kerkerwände schlug.

Der Frühgang durch die Rebgefilde bis Hagnau war trotz dem rauchenden Schlachtfeld in meinem Kopf sehr schön, auch das Stückchen Uferfahrt mit dem Schiff von da bis Friedrichshafen; erst nachher bis Ulm ging mirs übler. Dafür war Ulm um so schöner; aber nicht das Münster war es, was mir den stärksten Eindruck machte, sondern daß Ulm eine Festung war mit Laufgräben und Wällen voller Soldaten rundherum. Es war zum erstenmal, daß ich so etwas sah und somit einen Begriff von dem Deutschland kriegte, das 1870 die Franzosen mit Flinten und Granaten aus ihrem Kaisertum hinausgeschossen hatte. Wir fuhren an dem Abend noch bis Augsburg; wie das

in jungen Köpfen nach solchen Räuschen geht, lief ich da durch die alten Gassen, trat ins Rathaus des Elias Holl, sah den Perlachturm, den Dom und die alte Pracht der Stadt doch wieder in der Katerwehmut des heimlichen Hohenstauffen. Die Scheffelsche Romantik war durch eine Phantasterei abgelöst, in der ich mir nun selber eine Rolle zugeeignet hatte. Am Nachmittag war ich dann wieder demütig in der Münchener Akademie, kein verratener Konradin mehr, sondern der Carlo, dessen Ehrgeiz vorläufig nicht weiter reichen durfte als glücklich in die Malklasse von Dietz zu kommen.

Das war freilich ein anderes Leben als beim alten Raab, und ich weiß noch gut, wie mich das Atelier zuerst entzückte: ein hoher Raum, in dem das Tageslicht bis auf eine einzige Spalte abgesperrt war, sodaß es mit einem starken Strahl hereinbrach und das Modell schräg von der Seite überschüttete. Da sah ein Kopf zuerst wie ein Mondgebirge aus mit brennenden Lichtern und scharf hineingeschnittenen Schatten; aber wie ich ihn sauber mit Braun unterlegte, um dann mit der Farbe darüber zu gehen, fuhr mir der Dietz sackgrob um die Ohren. Es war derselbe Anfang wieder wie beim alten Raab, wie wenn ich ganz vergebens so lange gezeichnet hätte.

Denn nun wurde mir gezeigt, wie solch ein Kopf gar kein Mondkrater mit scharfen Schattenrissen sondern ein malerisches Spiel nicht nur von Licht und Schatten, sondern auch von kalten und warmen Tönen wäre. Ich war so ganz auf die Zeichnerei gestellt, daß ich damit lange nicht zurechtkam und mein Weihnachtsfest 1877 mit einer Sturmflut von Katzenjammer feierte. Denn nicht genug, daß ich vom Dietz immer wieder abgekanzelt wurde, das Zeug wegzutun, weils kein Schad drum wäre, auch in der alten Pinakothek, wo ich mit meinen Zeichenkünsten allmählich schon dreist zwischen den van Dyck- und Rubensbildern umhergegangen war, merkte ich nun erst, wo ich sie als Malerei betrachtete und das Helldunkel daran in lauter — nicht willkürlich kolorierten sondern in der Natur studierten — Farben aufgelöst sah: wie unmöglich es mir fürs erste war, in solchem Sinn ans malen zu denken.

Die Anatomie dazu mit dem Höllengestank, wo man sich abquälen mußte, einen Arm zu präparieren, und doch nichts herausbrachte, als ein ganz verschnitztes Ding: es stand damals so mit mir, daß ich mich kaum noch auf einer Kneipe sehen ließ, meist zu Hause bei meinen Büchern hockte, weil ich denen keine Rechenschaft zu geben brauchte; denn alle Groß-

mäuligkeit, an der ich sonst immer litt, war mir vergangen.

Weil ich die Zähne zusammenbiß, war ich trotzdem im Winter bald so weit, daß mich der Dietz selber tröstete: Aha geltens, jetzt kommens drauf! Aber wie ich so recht im Zug war, einen Kopf in einer Sitzung hinbuttern zu lernen, hatte der Dietz, der damals kränkelte und überhaupt ein Gallicker war, die Lust mit uns verloren und gab die Malklasse auf. Da saßen wir denn alle miteinander, und ich besonders, mit unserer säuglinghaften Malerei auf der Straße; denn irgend einen andern, der den Dietz als Malhandwerksmeister hätte ersetzen können, gab es in München nicht; und als schließlich die Schule an Löfftz kam, der dadurch mein eigentlicher Lehrer der Malerei wurde, war das wieder ein neuer Anfang. Denn obwohl der Löfftz selber ein Dietzschüler war, paßte die Butterei für seine Art nicht; er war ein vorsichtiger und feiner Mann, dem nicht leicht etwas vollendet schien; er setzte gewissermaßen die Methode vom Raab ins Farbige über, auf die Bravour gab er garnichts, wie er überhaupt jeder Art von Schwindel und Großmannssucht — auch auf der Leinwand gibt es dergleichen — abgeneigt war.

Wodurch ich später die Leute in Berlin verblüffte

und mit meinen vierundzwanzig Jahren eine Art verspätetes Wunderkind wurde, das war eigentlich alles seine Schule. Ich bin von Frühjahr 1878 bis zum Sommer 1880 bei ihm fleißig wie ein Akkordarbeiter gewesen, habe Köpfe und Akte gemalt und mich mit meiner Begabung abgequält, die nicht sehr auf die Farbe gestellt war. Eigentlich ist mir nur ein Kopf bis ans Ende geraten, ein Kerl mit rotem Bart und einer kühnen Nase; da aber ließ der Professor auch mir zuliebe das Modell vierzehn Tage länger stehen, so daß die ganze Klasse mißmutig auf mich warten mußte. Als ich den Kopf mit dem Bildnis einer jungen Frau noch übertreffen wollte, streikten die andern, die nach vierzehn Tagen wie immer fertig waren, während ich erst meine Anlage hatte und also zu garnichts kam.

Das wurde mir zum Schicksal, weil ich mit dem Bild einer schönen Frau vielleicht den Unwillen meiner Landsleute abgewendet hätte, als ich im Sommer 1880 in Bern ausstellte, um mein Stipendium ein weiteres Jahr zu kriegen; denn der rotbärtige Kerl mit der schönen Nase kränkte sie, weil er keinen Kragen umhatte, und ein anderes Bild, der Winkelwirt, mißfiel den soliden Bürgern, weil der Kerl so abgewirtschaftet aussah. Als ich es einem Verwandten

schenken wollte, nahm ders nicht an, weil seine Besucher den Kerl vielleicht für einen Verwandten halten könnten, und als es später in Berlin zur Verlosung angekauft wurde und einem Arbeiter zufiel, der damit freudig nach Haus kam, jagte den seine Frau aus dem gleichen Grund mit dem Bild hinaus. Was ich sonst den Bernern zeigen konnte, einen großen Gemüsestand und ein kleines Gemüsestilleben mit einem Mädchen davor, meine Landschaft aus Großhesselohe, gefiel noch weniger; die mir eine üble Zukunft prophezeit hatten, behielten wieder einmal recht, mir wurde mitten im Studium und trotz meiner günstigen Zeugnisse das Stipendium entzogen, sodaß ich zum Sommer 1880 in einer üblen Lage in München übrigblieb.

Damals war es der Katsch, der mich durch seine Freundschaft solange über Wasser hielt, bis ich mich freigeschwommen hatte. Er war im Frühjahr schon nach Berlin zurückgegangen; dort aber hatte ihn das Heimweh nach München und nach unserer akademischen Fröhlichkeit gepackt und als er hörte, wie mirs die Berner machten, schrieb er, der liebe Kerl, mir einen Freundschaftsbrief: ich solle zu ihm kommen, bei ihm wohnen und in einem Anbau malen, den seine Mutter dafür einrichten wollte.

Es blieb mir garnichts übrig, als den treugemeinten Vorschlag anzunehmen, denn was ich sonst versuchte, um an Verdienst zu kommen, nahm den kümmerlichen Verlauf, den diese Dinge bei jungen Künstlern nehmen, die durch keinen Namen im Kunsthandel empfohlen sind: Da war ein Architekt, der ein Café ausmalen lassen wollte und sich schon die Skizzen machen ließ, doch kam das Café garnicht zum Bau; da gab es ein Besteck, das im kunstgewerblichen Verein allen sehr gefiel, nur keinem so, daß er die Ausführung bestellte; da war mein kleiner Gemüsestand, den ich an einen Kunsthändler verkaufen wollte, aber weil das Kind davor sechsjährig statt eine süße Jungfrau war, nahm mirs keiner ab; da war schließlich sogar das Bildnis eines Architekten, das ich wirklich malen durfte, nur war das Honorar ein Wechsel auf unbestimmte Zukunft, indem ich dafür eine Empfehlung an eine verwandte Schokoladenfabrikantenfamilie in Dresden bekam, bei der ich mich im Herbst auf der Reise nach Berlin für ein paar Wochen durchmalen sollte. Das ganze Jahr 1880 war für mich die Wartezeit der hingehaltenen Hoffnungen; als Stubenmaler war ich viel besser daran gewesen, als nun, wo ich als halbstudierter Maler meine Energie nicht für die

Nahrung ausnützen konnte; denn wieder anzustreichen, woran ich oft in meiner Verbitterung dachte: das wußte ich zu gut, wie mich das Leben damit endgültig niederreißen würde.

Die einzige unsichere Grundlage meiner weiteren Existenz bestand in vierzig Mark, die ich im Monat von vier Damen als Entgelt für Malstunden bekam; doch stopfte das gewissermaßen nur die Löcher in den Hosen, die mir viel Sorge machten. Denn weil ich ein schwerer Kerl war, trotzdem ich turnte, und schließlich meine hundertundachtzig Pfund wog, war mir alles in der angespannten Knappheit rascher verschlissen als den andern. Je kühner sich die Pläne aus der beschränkten Gegenwart in meinen Briefen nach Hause Luft machten, um so elender wurde meine Garderobe; als ich eines Tages dahinterkam, wie die Phantastereien von Verdienst und großen Bilderpreisen anderer Leute regelmäßig mit den Klagen um meine durchgesessenen Hosen wechselten in diesen Briefen, hörte ich mit beidem auf.

Nach Hause ging ich in dem Sommer nicht mehr. Die Heimat war mir so verleidet worden, daß ich selbst mit den Eltern Händel kriegte übers Vaterland. Auch waren sie schon längst nicht mehr im stillen Neuenegg, weil der Vater als Pfarrer an die

Strafanstalt in Bern gekommen war. So wälzte ich die Wochen dieses Sommers mißmutig vor mir her, und wenn ich schließlich in einer Rauferei noch bös zu Schaden kam: war der gespannte Zustand meiner mit Gott und der Welt hadernden und zur Nichtsnutzigkeit verdammten Existenz mit schuld daran. Daneben freilich meine rauflustige Natur, die leicht durch eine Ladung Alkohol in Händel kam:

Es war zunächst garkeine besondere Trinkerei gewesen; wir hatten irgendwo gesessen und krakehlt; es gab noch einige andere, denen es wie mir erging, und die dem Ingrimm an der eigenen Existenz in allgemeinen Kunststreitigkeiten Luft machten. Im Sommer vorher waren zum erstenmal seit 1870 die Franzosen wieder in der Münchener Ausstellung gewesen und hatten Stoff genug für Wirtshausgespräche hinterlassen. Wir kriegten uns im Grunde aber nur über das an die Köpfe, was der Kispert damals bei Schäftlarn sagte und was hier als die neue Einsicht der Franzosen kam; weil ich meinen Lehrern ergebener als die meisten war und weil mir überhaupt der Abschied von München auf der Seele lag: nahm ich in Schutz, was sie angriffen.

Doch muß wohl irgendeiner Geld und Geburtstag zugleich gehabt haben; denn auf den Veltliner

Roten gab es nach Mitternacht auf einmal Sekt, für den ich damals als den trinkbaren Inbegriff äußeren Wohlstandes eine Inbrunst hatte. Der und mein ungelöster Grimm verwirrten mir den Sinn, sodaß ich einen harmlosen Scherz meines bernischen Landsmanns Vollenweider bös mißverstand. Ich mochte dem zu hitzig geworden sein; denn während ich gerade noch links hinüber einem höhnischen Spötter mit Händen und Worten dazwischenfuhr, warf mir der Vollenweider ein Stückchen Eis ins Gesicht. Es traf mich mit der Spitze wie ein Messerstich und weil mir die Nässe davon gleich an der Backe herunterlief, glaubte ich wirklich für einen Augenblick, daß ich von irgendeinem tückisch gestochen worden wäre. Als ich das Blut abwischte mit der Hand, war es natürlich Wasser und gegenüber saß der Vollenweider, der mit dem kleinen Oberkörper kaum so hoch war wie der Tisch, und meckerte mich höhnisch an. Da fuhr ich aus der Eckbank heraus, daß Gläser und Flaschen flogen, und dem boshaften Kerl an die Gurgel, bis er blau wurde. Die andern rissen mich zwar von ihm ab, doch war dem Wirt die Sache leid, und er tat uns allesamt hinaus.

Wie das nun auf der Straße weiter ging, weiß ich nicht recht. Ich muß in meinem Kopf ganz toll ge=

wesen sein. Als wir noch immer krakehlend die Straße hinuntergingen — es ist unheimlich nachts, wenn alle Häuser mit toten Fenstern stehen und die Worte und Schritte merkwürdig an den Wänden hallen — kam der Vollenweider, der wohl aus Furcht vor mir einen andern Weg genommen hatte, hilferufend hinter uns her: ihn hätten ein paar Kerle angefallen. Ich hörte nicht mehr auf die Warnungen, rannte, wie ein dummer Stier auf irgendeinen Lappen losrennt, den Kerlen nach und wußte nicht einmal sicher, ob es die richtigen waren: Brauknechte, wie sichs nachher bei der Gerichtsverhandlung ergab, die natürlich, als ich ihnen so dazwischen fuhr, auch ihre Fäuste und ein Messer brauchten. Denn als die andern, Unrat witternd, weil sie mich kannten, gleich mit Hetzgeschrei ankamen, hatten mir die Kerle nicht nur einen Rockärmel abgerissen und meinen Hut zertrampelt, sondern ich hielt auch ein sonderbares Andenken im Arm; eins von jenen Schnappmessern, wie die Bayern sie stets bei der Hand haben, stak querdurch und mein Blut tropfte daran nieder, wie wenn ein Eiszapfen schmilzt. Weh tat es zuerst garnicht; aber als die beiden Schutzleute, die uns abfaßten, die Geschichte sahen, besorgten sie mich rasch zur nächsten Unfallstation. Da saß ein junger Doktor — er trug einen

Kneifer und war ein langer schwindsüchtiger Mensch — schlafend hinterm Tisch und mußte erst mit Mühe geweckt werden. Er sollte mir das Messer herausziehen und den Arm verbinden, daß ich heimkönnte; als er ihn aber genau besehen und befühlt hatte, machte er mir behutsam einen dicken Verband rund um das ganze Messer herum und ließ mich noch in derselben Nacht ins Krankenhaus bringen.

Die Klinge war mir so unglücklich in den rechten Arm gefahren, daß mir nur mit einer unsäglich geschickten Operation am andern Morgen die Sehnen in der Hand erhalten wurden. Ich mußte ziemlich eine Woche lang im Krankenhaus aushalten und lief nachher noch einige Wochen dazu mit dem verbundenen Arm herum. Da hatte ich Gelegenheit, auch einmal von der andern Seite her über die Kunst nachzudenken: daß sie mir auf ein Haar mit aller Dressur der Augen und der Bildung an den Meisterwerken von einem Brauknecht abgeschnitten worden wäre; denn wenn die Sehnen der Hand zum Teufel waren, hätte ich mir den ohne Hände geborenen Raffael bei Lessing zum Muster nehmen können. Darüber war dann die Ferienzeit eingefallen; als ich wieder hinauskam, war der Vollenweider heim und auch die letzten von den andern. Ich blieb als das lebende Sinnbild

meiner Anhänglichkeit an München allein in der Stadt kleben und verlor darüber die Lust an ihr. Nur meine unfertigen Kopien in der Pinakothek hielten mich noch, und daß ich mit einem lahmen Arm die Schokoladenfamilie in Dresden doch nicht malen könnte.

So klang meine Münchener Studienzeit, die ich beim Meister Wenzel so blindwütig begonnen hatte, nach sechs Jahren doch wieder in einen verlorenen Kleinmut aus. Einmal ging ich noch einsam nach der Menterschwaige und nach Schäftlarn hinaus, um mich in der Erinnerung früherer Waldfesttage und Nächte still in Stimmung zu trinken. Es wurde aber nur eine verdrossene Wehmut daraus; denn als ich auf der Menterschwaige die Bögen neben dem Kuhstall sah, die ich im Sommer vorher noch dem Pächter mit dem Katsch zusammen ausgemalt hatte, um unsere Zeche zu bezahlen, fiel es mir bei, wie eigentlich nun auch der Abschied von der Jugend kam. Denn so wie damals ziemlich fünf Wochen lang die Bergwälder und Wiesengründe des Isartals mit den Schwärmerblicken junger Maler zu durchstreifen, denen noch alles tributpflichtig für ihre Zukunft scheint; Berge, Häuser und Gewässer, Vieh und Menschen und der Wolkenhimmel; von allem mit den Augen Besitz ergreifen für die zukünftigen Bilder, und

die goldenen Berge nicht vergessen: das alles würde nun nicht mehr sein können, weil die Sorge zu leben wiederkam.

Und auch die Kunst würde anders sein; denn wie ich damals in Erinnerung des armen Kispert — der unterdessen melancholisch geworden und in seine Heimat verschollen war — meine Landschaftsstudie aus Großhesselohe malte: wann würden mir die Hände dazu noch einmal frei sein. Damals hatte mich die Erinnerung an das Wort von den unerreichbaren Farben der Natur und dem braunen Schwindel unserer Lehrer bei meinem Trotz gepackt, sodaß ich anderthalb Wochen lang an einem Waldbild malte, wo die schlanken Buchenstämme wie die zierlichen Pfeiler eines grünen Gewölbes um einen Tümpel standen. Ich war beglückt von meiner Kunst gewesen und hatte schon geträumt, statt mühseliger Bildnisse doch nur Landschaften zu malen, und hatte mich auch durch den Berliner Witz des Katsch nicht stören lassen, daß der Tümpel nur das Setzei in meinem grünen Spinat vorstellen sollte.

Beim Brunnmeister an der Römerschanze blieb ich zur Nacht, sprach mit dem alten ehrlichen Bauer von dem Heu und von dem Vieh und dachte, um wieviel reeller solche Menschen zu ihren Sachen ständen:

Ein bißchen Liebe und ein bißchen Fleiß und alles wuchs ihnen in die Hand, das Heu und die Kälber; nur bei uns Künstlern, wenn die Begabung einen Knacks hatte oder die Wachsamkeit einmal versagte, war es aus trotz aller ehrlichen Arbeit: weil die Kunst kein redliches Handwerk, mehr eine lasterhafte Neigung war, die immer nur aus Zufall einem von Hunderten doch noch zum Guten ausschlug.

Als am Morgen danach das Heu in den nassen Schwaden dalag uud ein feiner Regen es mit Gründlichkeit durchnäßte, nachdem es gerade trocken geworden war, sah ich freilich, daß es auch den Bauern nicht immer nach Wunsch geriet. Ich dachte mir zum Trost, daß meine Stimmung doch wohl nur die Wehmut wäre, nun aus der Stadt zu gehen, wo ich mit dreiundzwanzig Jahren endlich das mir passende Gymnasium absolviert hatte. Ich konnte zwar nicht sagen wie im alten Testament: ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über den Jordan ging; denn ich war schließlich mit einem leicht verdienten Stipendium gekommen. Aber das zu sagen stand mir zu trotz allem, daß ich viele Schafe und Rinder hatte, als ich fortging; denn wenn ich auch erst am Anfang war, ich hatte so viel gelernt, daß ich die Fortsetzung und Anwendung auch noch finden mußte.

Gelten

V.

Obwohl ich schon um fünf Uhr aus München fuhr, kam ich erst mit der Dunkelheit nach Chemnitz; weil ich das Erzgebirge gern auch noch bei Tag gesehen hätte, blieb ich zur Nacht. Es war zum erstenmal, daß ich eine richtige, deutsche Fabrikstadt sah und noch dazu bei einer Gasbeleuchtung, wo die Laternen wie schmutzige Lampions in einem rauchigen Nebel standen. Ich konnte in der Nacht kaum schlafen, so dick lag mir der Nebel auf der Brust; gleich mit dem Frühzug fuhr ich weiter und war um acht Uhr schon in Dresden. Das war nun freilich eine andere Stadt, und wie ich schon um neun Uhr — mein Handgepäck blieb auf der Bahn — vor dem Zwinger stand, begriff ich seinen Prunknamen Elbflorenz. Ich hatte etwas Derartiges von reicher und eindrucksvoller Baukunst noch nicht gesehen; ich wurde fröhlich an dem grünlichen Stein, und wie ich nachher in die Galerie kam, sah ich erstaunt, daß

sie viel schöner war als die ganze eingesargte Pinakothek.

Natürlich stand ich vor der Sixtinischen Madonna von Raffael; sie war zwar unter Glas gesetzt und sah mehr wie ein Aquarell aus, weil der Farbe das bißchen Körper verloren ging, doch blieb sie auch noch so ein wahres Wunder. Die Madonna von Holbein schien mir das einzige, was sich als Komposition daneben hielt, obwohl sie mir sogleich als Kopie, stellenweise sogar ziemlich flau vorkam. Herrlicher aber waren für mich die Bildnisse, der englische Goldschmied von Holbein und der alte Grande von Velasquez. Das spürte ich wieder einmal, in was für eine Wunderwerkstatt ich trotz strenger Lehre dreist eintreten wollte.

Als ich freilich am Nachmittag die Leute sah, die ich malen sollte, die Zimmer, darin sie wohnten, die Gesichter, die Hände und die Kleider, und noch anhören mußte, was sie sagten: da merkte ich auch schon, wie sehr sich unterdessen die Grundlage des Handwerks verändert hatte. Doch ließ ich mich zunächst nicht schrecken, freute mich des Geldes wegen, daß der Auftrag zustande kam, und als am zweiten Morgen jemand an mein Zimmer klopfte im Hotel und der Katsch hereinkam, der von Berlin herübergereist war: erlebte ich nach langer Werkelzeit wie-

der einmal einen richtigen Sonntag. Ich hatte ihm von München aus zuletzt geschrieben, daß ich Bedenken hätte, ob das Angebot auch seiner Mutter recht sei: und nun kam er selber herüber, der liebe Kerl, um mir den Kopf zu waschen. Wenn ich trotz meiner unfröhlichen Erfahrungen als Bildnismaler stets gern an Dresden dachte, kam es von diesem Tag. Natürlich gingen wir zuerst auch wieder in die Galerie. Aber diesmal — es ist merkwürdig, daß man zu zweien immer den Geschmack des andern ein wenig teilt — waren es die Venezianer, deren tiefe Goldigkeit mir wahre Freudenschauer gab, daß Menschenhände so etwas machen könnten; und ob ich wußte, die meinen waren noch längst nicht bereit dazu, so nahm ich mir von der Zunftehre doch mein Teil vorweg.

Schöner aber als alle Venezianer war der Nachmittag, wo wir zusammen auf der Brühlschen Terrasse saßen und in das frühherbstsonnige Leben blickten. Die Elbdampfer auf dem Strom mit der stolzen Brücke, die Kähne und die hundert Vergnügungsboote, die hellen Kleider der drängenden Menschen: ich hatte auch in München nie ein solches Bild des reichen und bewegten Menschenlebens gesehen, und war ich morgens bei den alten Venezianern froh ge-

wesen, einer von der Malerzunft zu sein, so schoß es mir damals zum erstenmal ein, was für ein Glück es trotzdem war, in dieser modernen Welt zu leben, wo es Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, wo man heute in München und morgen in Dresden sein konnte, wo jeder ohne die Gunst oder Gewalt der blutigen Herren sein Vergnügen haben durfte und statt der Willkür das Gesetz den einzelnen schützte.

Am andern Tag, als ich bei dem Schokoladenfabrikanten eingezogen war — ich kriegte außer meinem Honorar noch freien Aufenthalt — und anfing zu malen, war ich freilich bald der Meinung, daß es für einen Maler wenigstens bei der alten Lebensart besser gewesen wäre und daß auch die andern nicht viel gewonnen hätten, indem nun statt der adeligen Herren die Schokoladenfabrikanten durch ihr Geld regierten. Da lernte ich gleich kennen, was für ein Schubiack ein Porträtmaler in unserer Zeit ist, wie er die Kunst mißbrauchen muß für die albernsten Wünsche. Es darf beileibe kein Pinselstrich und überhaupt nichts zu sehen sein, was nicht in den bürgerlichen Geschmack eingeht. Wenn man einen Idealisten von seiner Volksschwärmerei heilen müßte, sollte man ihn vier Wochen lang als Porträtmaler schicken: er würde lernen, wie dumm und albern die Menschen sind, wo ihre Eitel-

keit in Frage kommt. Daß einer nichts von Kunst versteht und ein lackiertes Konditorschild mehr nach seinem Geschmack findet als ein Bild von Tizian, das zeigt nur einen Zustand der künstlerischen Bildung an, aber was rein menschlich bei der Bildnismalerei zum Vorschein kommt, das kann blankes Eis zum Kochen bringen. Verwelkte Weiber wollen weich und rosig wie die Pfirsiche gemalt sein und die dummsten Kerle rollen ihre Schellfischaugen, wie wenn sie alle Napoleons oder Alexander wären. Wenn ein Maler berühmt ist, kann er mit dieser Dummheit nach seinen Wünschen herumspringen; aber wenn einer wie ich ein bißchen abgerissen in den Kleidern von der Akademie kommt, auf den Freitisch und die Freundlichkeit der Leute angewiesen ist: mag er am besten einen Kieselstein in den Mund nehmen, damit ihm keine unüberlegte Antwort ein Loch in die Dummheit reißt.

Obwohl die Leute freundlich waren in den sechs Wochen, war es fürchterlich und wenn ich nicht den Granden von Velasquez in der Galerie gehabt hätte, den ich mit Leidenschaft kopierte – wobei ich ihm ingrimmig von der modernen Fabrikantenwelt erzählte – wäre ich schließlich doch noch fortgelaufen. Dazu passierte mir noch ein ganz albernes Mißgeschick, in=

dem der Architekt in München, dem ich den Auftrag verdankte, in Dresden eine Pensionsvorsteherin zur Schwester hatte, die mich eines Tags zum Abendessen einlud. So geriet ich zwischen zwölf Backfische, von denen nicht einer hübsch war oder etwas zu reden wußte, und sollte nun den ganzen Drill anhören, der mit solchen armseligen Dingern getrieben wird. Die armen Würmer mußten erst ans Klavier, dann singen, und nachher zeigten sie auch noch die Aquarelle aus ihren Malstunden: eins wie das andere war jämmerlich, doch wurde alles mit dem Aufwand von großen Worten betrieben und betrachtet, wie wenn es sich um Mozart, van Dyck und andere Wunderkinder gehandelt hätte. Da sah ich, woher die Schokoladenfabrikantenfrauen kamen, warum so elend in den Künsten dilettiert und noch gräßlicher darüber geschwatzt wird, warum die sogenannte Bildung der guten Kreise wie ein Fluch auf aller Kunstübung lastet, statt sie zu fördern, sodaß ein Mensch von Geschmack und Urteil in keine Gesellschaft gehen kann, ohne schamrot zu werden über das armselige Geschwätz, wo Kunst und Dichtung herhalten müssen, damit sich ein sonst ernsthafter alter Herr blamieren oder eine nichtsnutzige Jungfer sich wichtig machen kann.

Ich war erlöst, als ich Anfang Oktober das Elbflorenz der Schokoladenfabrikanten verlassen und nach Berlin reisen durfte, das zum wenigsten in keinem gebildeten Ruf stand und mich kaum noch enttäuschen konnte. Die Fahrt dahin war freilich schrecklich; der Zug lief immer weiter in die trostlose Sandebene hinein, in der die Kiefern in armseligen Trüppchen standen, alle vom Wind nach einer Seite gebeugt, so wie ich mir die Franzosen rückkehrend aus dem Winterfeldzug gegen Napoleon dachte. Bis endlich die Großstadthäuser herauswuchsen: nicht wie sonst um eine Stadt, wo die Gehöfte allmählich aufhören, einzeln herumzustehen, und sich die Vorstadthäuser verschüchtert an den Straßen sammeln — hier ragten die Mietshäuser gleich vierstöckig aus dem sandigen Feld.

Der Katsch holte mich an der Bahn ab; er war fröhlich, in mir ein Stück von seiner schönen Münchener Zeit wieder zu haben, und das Haus, in das er mich brachte, war solid und geräumig. Ich fand ein sauberes Atelier für mich, eine kluge und liebenswürdige Dame des Hauses, einen famosen Ofen, der behaglich heizte, und glaubte mir — so wohl gesichert von der Rückseite — doch wieder etwas von der Welt erobern zu können. Ich war bei der verunglückten Malerei in Dresden durch den täglichen Senf

der Verwandtschaft ganz verschüchtert worden; die Leute nahmen mich mit meinem aufgeblasenen Bubengesicht, das leider noch ganz ohne Schnurrbart war, für einen fleißigen Anfänger und begriffen von der Seite aus, daß es nicht ähnlicher wurde. Auch als ich den Katsch einmal gebeten hatte, seinen Briefen an mich doch eine wirkungsvolle Adresse zu geben, und er an den Professor Stauffer von Bern schrieb, wurde der Scherz als Schülerulk genommen und bewirkte natürlich das Gegenteil; nur, daß ich seitdem meinem Namen das Bern zulegte: es klang kräftig zu Stauffer und für mich lag eine Mahnung darin, meiner Vaterstadt als Künstler keine Unehre zu machen.

Nun gab ich mich in meiner Verbissenheit daran, um von den Zweifeln an meiner Begabung nicht aufgefressen zu werden, mein Selbstbildnis zu malen. Ich war erstaunt, als ich – durch keine Wünsche und Bemerkungen zur Ähnlichkeit gestört — es nicht nur frisch in einem Zug heruntermalen sondern auch ähnlich herausbringen konnte. Als ich mich aber damit wieder so recht ins Selbstbewußtsein gearbeitet hatte, kam ein Brief aus Dresden, daß die Frau mit ihrem Bildnis nicht zufrieden wäre, sodaß ich es noch einmal malen müßte.

Es half mir nichts, ich mußte aus meinem Atelier

zurück nach Elbflorenz; das einzige, was mich lockte, war der Porträtauftrag einer schönen Frau von Smyrnow, den ich vielleicht bekommen konnte. So bin ich also im November wieder in der Stadt gewesen, der ich mich endlich entflohen glaubte, habe aus einer müden Frau ein junges Mädchen zurechtgepinselt und das Bildnis einer Schönheit so gemalt, daß sie sich höflich bei mir bedankte, leider aber die Zahlung vergaß. Sie mochte meinen, daß es für einen Anfänger überhaupt ein Glück wäre, ein so schönes Modell umsonst zu haben, und hat auch wirklich trotz angedrohtem Prozeß nachher das Geld nicht herausgerückt. Als ich Anfang Dezember wieder zurückkam in mein mollig geheiztes Atelier, malte ich mir statt eines Selbstporträts ein paar Totenschädel. Die hielten still und hatten keine Wünsche mehr für ihre Eitelkeit; daß sie nichts bezahlen konnten, wußte ich vorher und daß sie weder zurechtgebrannte Haare noch aufgedonnerte Kleider hatten, war mir auch recht.

Seit dieser Fahrt nach Dresden war es mir in meinem Atelier nicht mehr zumut wie dem Vogel im Hanfsamen; ich hatte gleich zu gründlich in das Elend des Porträtmalers hineingesehen, und weil ich mir bei meiner Art von Begabung und bei dem

Standpunkt meiner Studien vorläufig keinen Ausweg wußte, daran vorbeizukommen, sah ich mich nach fünf strengen Studienjahren mit allem Fleiß und Idealismus am Anfang einer trübseligen Handwerkerei, die ich aus bitterer Not ergreifen mußte. Darüber verlor ich jegliche Freude; an ein größeres Bild überhaupt zu denken, hielt mich der Katsch ab, der seit einem Jahr an seinem Riesenschinken malte — wie das die Maler nennen — „Wind und Welle"; ich brauchte ihn nur daran zu sehen mit seiner öden Energie, um selber allen Mut zu verlieren. Dazu fehlte mir auch der freundschaftliche Kreis von München; wir gingen wohl in jeder Woche einmal, ich glaube Donnerstags, an einen Stammtisch, der sich den „nassen Lappen" nannte; es wurde da genau so wie in München über Streitfragen der Kunst gesprochen, aber die jugendliche Hitze war nicht mehr darin. Auch hatten hier die Menschen eine Art, mit hochmütigem Lächeln stundenlang herumzusitzen, sodaß ich manchmal spottete, es wäre nur die Fratze von ihnen da, garkein Kopf dahinter. Überhaupt fand ich mich mit der norddeutschen Förmlichkeit nicht gleich zurecht; wenn sich bei Katschens nach dem Mittagessen alles steif verbeugend die Hände gab und die Familienmitglieder

sich sogar küßten, wäre ich oft gern nach Münchener Lebensart mit einem kräftigen Bierfluch dazwischen gefahren.

So kam ich von der Freude und vom Arbeiten ab, wie wenn die Kunst all die Jahre nur mit Kellerkeimung aus mir gewachsen wäre; nun war ich aus der schützenden Akademie heraus und sah im wirklichen Leben die übereifrig getriebenen Keime in sich selber eingehen und vertrocknen. Ich zeichnete noch Akt; doch fragte ich mich oft, wozu? Schließlich ging es mir wie immer bei solchen Zuständen, je fauler und verdrossener ich wurde, je mehr wartete ich auf eine rätselhafte Wendung. Der Katsch hat mich eines Tages so gezeichnet, garnicht übel, wie ich dasaß mit schläfrigen Augen und auf das Glück wartete; es muß wohl ähnlich gewesen sein.

Dabei war ich noch immer Gast in einem fremden Haus; solange ich mir selber etwas zugetraut hatte, war das nicht schlimm; nun aber, wo ich zweifelte, wo ich genau einsah, was an meinen Bildern Schule und an meiner Laune die Gemeinschaft in München gewesen war, wo ich als rechter Taugenichts — noch dazu einer von hundertundachtzig Pfund — die Mahlzeiten mitaß, wagte ich mich kaum über die Treppe, wenn ich von einem meiner erfolglosen Gänge wieder=

kam. Es war das gleiche wie zuletzt in München, wo ich Arbeit suchte; es ging mir so schlecht, wie es einem gehen kann, der nur Talent und kein Geld hat, dem man das eine sofort und das andere garnicht ansicht. Ich glaube, in dieser Stadt hätte ich mich weder mit der Anstreicherei noch mit Holzspalten retten können; München, das ist eigentlich nur eine große Stadt mit den Gewohnheiten einer Kleinstadt, aber Berlin, das ist die grausame Großstadt selber; in München bleibt auch der arme Teufel noch in Gemeinschaft mit den Leuten, in Berlin ist er gleich ein Lump.

Es wäre mir übel gegangen, wenn ich nicht bei Katschens so geduldig gelitten worden wäre; denn bis ich mich endlich entschloß, wie damals zum Quaglio so zum Akademiedirektor von Werner zu gehen, war ein trübseliges Weihnachtsfest und ein trübseligeres Neujahr gewesen. Ich wäre eher auf den Ausweg gekommen, wenn mir die Not Geld zu verdienen nicht so im Nacken gesessen hätte; denn daß mein Studium noch nicht beendigt war, sah ich wohl ein. Nun sagte ich mir trotzig, wenn schon Kunstschulen da sind, warum sollten nicht auch die Mittel dabei sein, einem Kerl wie mir zu helfen. Ich faltete also meine Zeugnisse zusammen, vergaß die Manschetten nicht und machte mich zum Herrn von Werner auf den Weg.

Es war am 12. Februar und eine rechte Winterkälte mit frostigem Staub, der einem zwischen den Zähnen mahlte, wenn man ein paar Minuten auf der Straße war. Ich hatte Glück, daß ich als erster vorkam: der Direktor, der damals mit Reinhold Begas dem Bildhauer gemeinsam ziemlich die ganze Kunstseite von Berlin regierte, war sichtlich unerfreut, als er meinen ungeschlachten Körper in den abgetragenen Kleidern sah; er saß an seinem Diplomatenschreibtisch mehr wie ein Kaufherr als ein Maler, hatte einen Haufen Briefe da und nahm mir schweigend meine Zeugnisse ab. Ich war schon daran gewöhnt, daß in Berlin alles im Kommandaton vorging und stand mit den Erinnerungen meiner flüchtigen Dienstzeit in der Schweiz ein bißchen wie eine Schildwache da. Die Zeugnisse waren wohl zu gut, als daß er länger schweigen durfte; so hieß er mich erzählen, was ich wollte und woher ich käme. Ich weiß nicht, wie es kam — vielleicht durch die Erinnerung an Quaglio — daß ich ihm auch von meiner Stubenmalerzeit erzählte; aber da ging es mir wie auf dem Bahnhof in Turgi: der vornehme Herr, der zwischendurch Schubfächer an seinem Schreibtisch geöffnet, darin gekramt und mich kaum angesehen hatte, legte auf einmal die Feder weg, nahm meine Zeugnisse

wieder vor, sah sie nun aufmerksam an und sagte, indem er sie zusammengefaltet unter einen Briefbeschwerer legte, der ein Stück von einer Granate war: es sei gut, ich könnte eintreten, das Studiengeld würde mir gestundet werden und für Verdienst wolle er schon sorgen. Dann gab er mir richtig seine kleine Hand, was die andern Herrschaften in Berlin bisher in solchen Fällen peinlich vermieden hatten; ich nahm sie hin zum Handschlag, daß ich diesmal nicht wie sonst mit Worten abgespeist werden sollte. Er war — wie ich nachher erfuhr — kein Pfarrerssohn wie der in Turgi, aber er hatte gleich mir auch seine Stubenmalerzeit gehabt, das brachte diesmal den raschen Wetterumschlag.

Als ich wieder draußen in der Kälte war, wo die Droschken auf dem zusammengewehten Froststaub weicher als sonst zu laufen schienen, war es genau wieder wie damals bei dem Theatermaler; nur brauchte ich diesmal nicht wieder zurückzugehen; denn Hunger hatte ich keinen. Im Grund war dies fatal an meiner Lage, daß ich mich Tag für Tag an einem fremden Tisch sattaß. Trotz seinem Handschlag traute ich der Sache noch nicht recht nach soviel uneingehaltenen Versprechungen; ich hatte schon gemerkt, daß man mich damit stets am ersten wieder draußen hatte.

Wie ich aber am andern Morgen — ich war leider in dieser nichtsnutzigen Zeit ein Langschläfer geworden — kleinlaut wie längst mein Frühstück nehmen wollte, war ein Brief mit einem Amtssiegel da, an dem mir am meisten Eindruck machte, daß er ohne Freimarke durch die Post kam: Ob ich für dreihundert Mark einen Fächer malen wollte, den eine Berliner Firma dem Prinzen Wilhelm zur Hochzeit schenken möchte; ich sollte dann mit seinem Brief zur Firma hingehen und ihm am Nachmittag fünf Uhr den Ausgang melden. Nun lief auf einmal alles wie an der Schnur, ich kriegte den Auftrag und noch einige andere, der Name Anton von Werner schien ein Berliner Zauberwort zu sein, das ich bloß auszusprechen brauchte, wenn irgend etwas nicht klappen wollte. Es ist ja kein Vergnügen, mit der Farbe auf Seide zu pinseln, wo sie wie auf Löschpapier zerfließt, und noch weniger, um mehr als hundert Photographien von Moskauer Feuerversicherungsbeamten eine ornamentale Umrahmung von zwei Meter Länge mit allegorischen Verzierungen zu malen, aber ich, der bis dahin eine Wanduhr ohne Werk bei Katschens gewesen war, nur ein dickrundes Zifferblatt, hatte doch wieder eine Möglichkeit, das Räderwerk der erlernten Fähigkeiten zum Geldverdienen zu verwerten.

Allmählich fing der Perpendikel an zu ticken, bis sich das Werk langsam wieder in das Tempo der hohen Kunst einlief.

Das erste war eine Copie nach der Auferweckung des Lazarus von Rubens, an der ein Künstler der „besseren Kreise" gestorben war. Ich mußte sie fertig machen für die Kirche in Buch und hatte den Verstorbenen auch bei dem Einweihungsessen zu vertreten; dann eine Copie nach der Kronprinzessin von Angeli, was schon weniger amüsant war. Unter der Hand aber malte ich selber an einem Bildnis, in dem ich alle Malweisheit anwenden wollte, wie ich sie aus der Löfftzschule aus München nach Berlin mitgebracht hatte. Es war der Bildhauer Klein, mit dem ich durch den Katsch befreundet war und der auch sein Atelier dahatte: ein malerischer Kopf auf einem langen Hals mit merkwürdig eindringlichen Augen; kein Dutzendmensch, wie sie auch bei den Bildhauern herumlaufen, sondern einer, der mit seinen Arbeiten damals vielgehaßt war, weil er den Akademikern mit naturalistisch gehaltenen Stücken zuvorkommen wollte. Er stand mir gern zu einem Bildnis, sodaß ich Zeit behielt, jede Form wie ein alter Meister auszustudieren und das Ganze in Licht und Schatten — wie ichs bei Löfftz dem Dietzschüler

gelernt hatte und wie es den Berlinern damals noch fremd war — auszubalanzieren. Als meine Lehrer hingen die Copien nach van Dyck, Velasquez und Franz Hals um mich herum; sie gaben mir die Tonleiter an, sodaß ich nichts zu mogeln vermochte und also ein ehrliches Gesellenstück zuwege brachte.

Ende Juli gab ich es mit der Landschaftsstudie aus Großhesselohe — dem Spinatstück mit dem Setzei — und dem Bärenwirt zur Ausstellung, die am 1. September eröffnet werden sollte. Hatte ich schon vorher lobendes darüber gehört, auch vom Werner, der mich ein paarmal im Atelier besuchte, so ging nun gleich der Puppentanz los. Als ich Ende August, kurz vor der Eröffnung in die Ausstellung kam, hatten sie es an einem der besten Plätze im Ehrensaal zwischen den Berühmtheiten aufgehängt, und jeder, der es sah und mich kannte, sagte mir das seinige. Als dann die Ausstellung eröffnet war, fingen die Preßberichte an, mich mit ihren Begeisterungssaucen dem Publikum schmackhaft zu machen. Da war ich armer Teufel von gestern, den sie ziemlich überall hinaus geschmissen oder garnicht herein gelassen hatten, das Wunderkind von heute; und nicht lange, so fing es auch schon an, daß ich als Salonmaler im Berliner Westen zum Abendessen eingeladen wurde. Auch die Aufträge ka-

men, und um mein neu entdecktes Talent endgültig abzustempeln, erhielt ich im November auf das Bildnis die kleine goldene Medaille.

Ich habe damals meine Eltern mit einem Telegramm erschreckt; doch hatten sie es verdient um mich, die mir so viele Jahre treu geholfen hatten mit ihren geringen Mitteln und mit aufmerksamer Liebe, auch mit Rat und Sorge auf meinen künstlerischen Zickzackwegen dabei gewesen waren: daß sie nun vor den Bernern diesen Triumph erlebten. Die goldene Medaille, das war noch keinem Bernburger passiert, und nun bekam ich sie als Schüler sogar, gerade nachdem sie mir das Stipendium verweigert hatten. Ich habe freilich damals auch gedacht, daß all die andern Eltern, deren Söhne in der Kunst nur Mühsale und Enttäuschungen fanden, mit Liebe und Sorge die gleiche Betätigung verdient hätten, und wie doch alles auf den Zufall von Begabung, Schule und Lebensschicksal in der Kunst gestellt wäre. Mein Vater hat das Unglück später nicht mehr erlebt, der armen Mutter hab ich alle Freude wett gemacht durch bittres Leid, sodaß wir beide unser Vorrecht traurig bezahlten.

Für mich selber war ich schon damals nicht mehr naiv genug, die Sache viel anders als eine finanzielle Hilfe aufzufassen. Ich sah zu genau, daß ich mit

meiner soliden Münchener Schule in Berlin als Einäugiger unter Blinden König war. Zudem waren mir gleich anfangs die Aufträge ins Haus geregnet, sodaß ich damals schon sechs angefangene Porträts auf dem Halse hatte und dabei gründlich erlebte, wie sehr es mir an allen Orten, an Zeichnung, Auffassung und Farbe fehlte, und daß ich eigentlich noch immer mehr der Dilettant des Zufalls als ein bewußter Künstler war. Ich hätte trotzdem meine Stellung damals ausnützen und in kurzer Zeit ein vermögender Mann sein können; denn alles in Berlin wollte nun von mir gemalt sein, was vorher durch Angeli und Gussow beglückt gewesen war. Ich fühlte aber gleich genau, daß ich zu früh aus meinem Studiengang heraus gerissen war uud alles daran setzen mußte, als Modemaler nicht zu versimpeln.

Ich hatte unterdessen meinen Unterschlupf bei Katschens verlassen und mir in der Potsdamerstraße ein eigenes Atelier mit Wohnung mieteu können, aus dem ich später noch eleganter in die Viktoriastraße übersiedelte; in aller Freundschaft mit der Frau und herzlichem Dank für soviel uneigennützige Güte. Der Sohn war freilich nicht zuhause, er war im Sommer zu einer Übung als Reserveleutnant nach München gegangen und dort vorerst geblieben. Er kam,

trotzdem er Berliner war, nicht aus der Sehnsucht nach der Isaarstadt heraus, auch mochte ihm die Riesenleinwand „Wind und Welle" sein Atelier und die Arbeit verleiden. Ich sah ihn erst viel später wieder und da so peinlich, daß es mir Jahre lang in unbewachten Augenblicken ärgerlich aufstieg: Ich traf mich manchmal mittags im Café mit einigen Bekannten, so flüchtig, wie mein von hundert neuen Verpflichtungen bedrängtes Leben es mit sich brachte; aus irgend einem Übermut — wer will den einem jungen Menschen mißgönnen, der sich soviele Jahre mit Entbehrungen abgeschunden hat und dem die Goldstücke nun in seinen Hut regnen, wo er ihn aufhält — hatte ich nur einen Tausendmarkschein bei mir, den ersten meines Lebens, um den vor den erstaunten und neidischen Nasen dieser Leute zu wechseln. Wie ich sie flüchtig begrüßen wollte, stand einer von ihnen zögernd auf und gab mir die Hand; es war der Katsch, der nun doch wieder nach Berlin gekommen war. Ich war so verblüfft, daß ich ihm zwar die Hand wie immer gab, jedoch kein Wort herausbrachte; er hingegen hatte soviel Vorwürfe in seinem Blick, daß es mich kränkte. Ich war zudem durch eine Sitzung in meiner Zeit bedrängt, wollte bald zahlen und mich empfehlen, als ich nun zu meiner

Bestürzung an den Tausendmarkschein geriet. Jetzt irgend einen oder ihn selber um das Geld für den Kaffee ansprechen, das ging auch nicht, und so tat ich, was man immer in solchen Verlegenheiten am ehesten tut: ich reichte mit einer Art Trotz dem Kellner meinen braunen Lappen zum wechseln hin, wartete ihn und die Aufzählung der blauen Scheine, des Goldes und des Kleingeldes ab und ging hinaus.

Doch ärgerte mich die Sache so, daß ich am Abend noch dem Katsch einen Brief schrieb, in dem ich dann die zweite weit größere Dummheit machte, ihm unsere Entfremdung — denn schließlich hatte er mich doch auch kaltblütig ohne Nachricht sitzen lassen, während er in München bei den gemeinsamen Freunden war — als eine Folge unserer künstlerischen Entwicklung darzustellen, die eben auseinanderliefe. Dabei sagte ich ihm Bescheid über seinen Schinken und zwar so deutlich, daß er mir in einem ruhigen Brief mit Recht entgegnen konnte: das hätte ich ihm alles als Freund schon früher sagen können. Ich schrieb ihm zwar noch einmal so herzlich, wie ich es von der menschlichen Berührung aus vermochte; doch hatte die Freundschaft mit dem Vorfall auch äußerlich den Knacks, an dem sie inwendig längst vertrocknet war. Wir sahen uns wohl hin und wieder,

spielten einmal auch noch Billard miteinander, doch die Vertraulichkeit war fort.

Es ist mir auch mit andern Freunden — von Frauen nicht zu reden — das gleiche Mißgeschick begegnet, sodaß ich mich vielfach als treulos selber anklagen mußte. Was aber ist solche Freundschaft sonst, als daß man irgendwo im Leben sich mit andern in einer ähnlichen Lage befindet und aus der Not hülfloser Einsamkeit zusammenhält; es ist da nie der Mitmensch, den man findet; man ist es selber, der sich in ihm bestätigt sieht und eine Aussprache sucht. So bin ich recht der Meinung, daß die Freundschaften nicht wechseln, sondern sich ausleben und ablösen müssen. Denn schließlich hat doch jeder seinen eigenen Weg, der ihm vom Schicksal oder dem Zufall seiner Begabung vorgezeichnet ist. Man geht solange miteinander, wie man kann; bleibt aber einer stehen oder geht zur Seite: wer hat denn Zeit in seinem jämmerlich kurzen Leben, daß er sich aufhält mit einem andern? Es mag Naturen geben, deren Bestimmung und Befriedigung es ist, in andern aufzugehen; die meine war es nicht. Mir haben, wenn ich es zurück bedenke, auf jeder Stufe meiner Entwicklung Weggenossen als Freunde nahe gestanden, sodaß ich auch in der Geschichte mei-

ner Freunde mein Leben schreiben könnte. Von mir aus betrachtet sind sie wie die lebendigen Lebensansichten der einzelnen Zeiten gewesen, ich hab sie leer getrunken nacheinander, meinetwegen, ich habe mir von jedem soviel genommen, bis er für mich ausgepreßt war. Doch weil das jedem gleicherweise freisteht, weil es auch jeder nach seinen Kräften tut, und weil dies eigentlich der Gang des Lebens ist — die Pflanzen wachsen auch und welken, die Sterne steigen und versinken, der Wind kühlt uns die Backen und fliegt fort zu andern, und ich selber verrate mich und was ich früher glaubte, hundertmal, weil ich kein angenageltes Christusbild, sondern auch ein Leben, eine Pflanze, eine sterbende Freundschaft, für meine Liebsten die Vision von einem Kometen bin — warum soll ich nun das an mir als treulos bedauern oder ändern wollen, was unabänderlich und sicher von mir aus natürlich ist!

Mir brachte mein Freund Klein in seinem Bildnis eine Veränderung der Lebensgewohnheiten ein, von der ich nicht geträumt hatte, die meinen Neigungen im Grunde nicht entsprach und die ich auch ablegte, als ich sie nicht mehr brauchte. Denn ein Porträtmaler in einer Reichshauptstadt ist kein lyrischer Poet, der irgendwo im Frühlingsbuchenwald

dein Mondschein oder Gewitter seine Verse als eigene Angelegenheit erledigt: Seine Aufträge wollen gewonnen und nach Wunsch erledigt sein. Das bittere Wort hat seine Geltung, daß der Porträtmaler sein Geld mit Klavierspielen oder sonstigen Fertigkeiten verdient, wodurch er im Frack die Gesellschaft so für sich entzücken muß, daß sie sich malen läßt. Mir liefen die Aufträge ja ziemlich nach; doch wenn ich im Schlafrock draußen in Köpenick gesessen hätte, wärs auch zu mir wohl nicht so leicht gekommen. Ich mußte Besuche machen, mußte tanzen und mich wie ein Aal verbiegen lernen mit meinem schweren Körper, mußte spitze Lackschuhe an meine einwärts gekehrten Berner Füße ziehen und einen Zylinderhut aufsetzen. Als ich zum erstenmal so herausgeputzt Besuche machte, traf ich die Leute glücklich nicht zuhaus; ich hätte sicher ein paar Grobheiten gesagt, nur aus Verlegenheit, weil ich mit der verdammten Röhre auf meinem Vollmondgesicht an alle Kanten stieß.

Später hab ich dann schwimmen gelernt; ich faßte die Sache an wie meine Malerei, ich wollte die Technik der Gesellschaft wie jede andere unterm Daumen haben, um mir nicht selber Verlegenheiten zu bereiten. Ja, ich gestehe, daß es mir Freude machte,

auch dieses Handwerk zu können, in dessen Ausübung soviele Menschen, zumal die Frauen, ihren einzigen Lebenszweck beweisen. Ich lernte, an einem Abend drei Gesellschaften nacheinander erledigen, im selben Frack und einer weißen Binde, statt sonst dreien, lernte in jede mit einer andern scherzhaften Entschuldigung eintreten und sie verlassen; ich lernte in der Sprache der Gesellschaft von künstlerischen Dingen sprechen, wie wenn sich die so zwischen Fisch und Braten wie Wetterberichte erledigen ließen; ich lernte, den frechsten Schwadronneur noch totzuschwätzen und eine Tafel von dreißig Menschen so zu unterhalten, daß die Frauen sich an mir entzückten und selbst die kaltgestellten Herren noch Tränen lachen mußten. Ich war beliebt als Fruchteis, als Teegebäck und Knallbonbon; denn wenn mich etwas anfangs geärgert hatte, war es dies, wie hochmütig diese Kürbisse und Ordensstangen auf ihre sechs Gespräche und dreizehn Gesten waren, und wie ein rechter Kerl ihnen garnichts galt, wenn er da nicht fest im Sattel saß. Ich lernte wahrhaftig reiten wie nur einer; und wenn ich so recht im Zug war, daß die Monocles vor mir von den gerümpften Nasen fielen und die gewandten Mäuler offen standen: dann hatte ich noch den inneren Triumph dabei zu

wissen, daß ich noch etwas anderes konnte, als einen Fisch zerlegen oder Artischoken auf dreizehn Arten essen. Wenn mich ganz der Teufel packte beim Sekt, sagte ich das auch den Fräcken und spürte wohl, wie das von den Frauen, was zu den Seidenkleidern noch eigene Zähne und Haare hatte, nur wartete in dem Geschwätz auf einen richtigen Kerl.

Es fraß mir zwar die Stunden, wie ein Präriebrand die Gräser, und einmal setzte ich eine ganze Woche daran, beim Rudolf Mosse, dem Zeitungsmann, die Gesellschaft zu verblüffen mit einem Apollotheatertrik. Ich kannte ein halbes Dutzend der Gäste genau vorher und exerzierte mir ihre Köpfe wie eine Etude in die Hand, sodaß ich abends in der Zeit, die einer für sechs Austern braucht, auf „zufällig“ beigebrachten Keilrahmen einen nach dem andern in die Farbe setzte. So war ich fast ein Geigenvirtuos aus Ungarn oder ein Tenor mit dem höchsten C im Hals; und weil ich weder so dreckig wie die einen noch so ein Strohkopf wie die andern war: so liefen mir die Frauen nicht nur ein bißchen nach; besonders als ich bald in den Wildgeruch kam, ein Don Juan zu sein. Ich war wahrhaftig keiner, ich war ein gesunder Schweizer — damals noch, ach Gott — der nicht freiwillig ein Sektglas stehen ließ.

So hab ich meine Abenteuer im Berliner Westen erlebt, wie ich sie schon seit meiner Stubenmalerzeit aus München kannte, und bin mir heute nicht gram darum. Es gibt in allen Lagern und Lebensaltern Frauen, denen ein frischer Kerl lieb ist, auch wenn sie nicht gerade mit ihm verheiratet sind; das hab ich ausgenutzt, wie sies ausnützten. Mag sein, daß einige auch um mich weinten, weil ich nicht Zeit zur sachten Lösung fand; und wenn hier manches unbezahlt geblieben ist, mir sind die Wechsel später präsentiert worden, als mich der Satan in einem Weib zum Teufel ritt. Auf diesen Blättern soll nur der Name dieser einen stehen, weil ich es nicht gewesen bin, der ihn zuerst mit dem meinen für die Öffentlichkeit zusammen schrieb. Was gutes oder böses vertraulich eingegangen war, soll auch vertraulich bleiben. Nur die Verheimlichung im Ganzen hab ich nicht mitgemacht; und wenn mich eines an diesem Blocksbergtanz im Westen noch heute freut, so ist es das, wie ich damals in dem abscheulichen Prozeß der Rothe als Zeuge geladen wurde, weil sie die Schwester meines Modells, der Wally war. Ich hatte sie im Akt gemalt wie Dutzend andere; ich wußte so genau, wie all die Herren zur Sache standen, die da zur öffentlichen Sittlichkeit vernommen wurden

und sich den Mund mit keinem unkeuschen Wort beschmutzen wollten. Drum hab ich damals deutlich gesprochen, wie die Dinge mit Modellen und Weibern stehen; und wenn mir auch der Boden der öffentlichen Ehrsamkeit dadurch fast unter den Füßen fortrutschte und einige Stubenlüfte meinen Atem nicht mehr vertrugen: das weiß ich wohl, wer im Geheimen anders dastand als ich, der konnte mich mit Steinen werfen; doch wäre ich davon den Märtyrertod des Stephanus noch längst nicht gestorben.

* * *

Mit meiner Malerei ging es mir unterdessen immer schlechter; ich glaubte damals, es käme von der berufsmäßigen Bildnismalerei, weil die mir immer wieder Köpfe vor die Palette brachte, die mich nicht interessieren konnten; obwohl die Köpfe immerhin noch amüsanter waren als die Orden, Frackwesten, Uniformen, von seidenen Kleidern schwerster Gattung garnicht zu reden. Was man ein flottes Porträt nennt, brachte ich nie zurecht, auch keines wieder von der malerischen Haltung des Klein; was mir gelang, war immer wieder doch nur die Form, und weil die eigentlich nicht Sache des Pinsels ist, kam ich nach der ersten zeichnerischen Anlage stets in denselben Widerspruch. Wenns gut ging, packte mich der Teu-

fel der Vollendung; ich konnte mich an einem Mund-winkel so vermalen, daß alles ins verquälte kam, bis ich es abkratzen mußte. Ich argwöhnte dann, es wäre die Schule des alten Raab, der die Beobachtung so in die Einzelheiten getrieben hatte. Doch war es wohl viel mehr, daß mir der Pinsel als Handwerkszeug nicht gemäß war; was damit zu erreichen ist, die malerische Haltung, daß sich die Fläche in ein lockeres Nebeneinander von hell und dunkel auflöst, lag nicht in meiner Begabung. Ich klebte am Modell und hatte nicht den Mut, einen ordentlichen Pinselstrich voll Farbe hinzustreichen, aus Furcht, der Ähnlichkeit zu schaden; weil es mir nicht gelang, mit Farben und Pinselstrichen Musik zu machen über die Form hinweg, die sich darin nur andeuten, nicht aussprechen sollte.

So wurden meine Bildnisse immer trockener, eine Art umständlich in Öl gemalter, peinlich getreuer Zeichnungen, die in der Ähnlichkeit den strengen Anforderungen genügten, sonst aber als Resultat unerträglich nüchtern waren. Ich brauchte nur allein im Atelier zu sitzen, so packte mich auch schon die Katerstimmung, und wenn ich dann angesichts meiner verquälten Leinwände an die Bilderfantasien meiner Jugend dachte, sah ich, wie wenig trotz allen äußer-

lichen Erfolgen aus mir geworden war. Dann konnte ich mein kostspieliges Atelier und das ganze befrackte Dasein verwünschen und mich nach dem Kunstwinkel an der Isaar sehnen, wo ich statt mindestens für einen Taler zu soupieren für zehn Pfennig Wurst oder Käse zu Abend aß, aber von Grund aus glücklicher war, weil mir die Stimmung meiner Schule und der Freundeskreis das vortäuschte und fast ersetzte, was hier in meiner sandigen Einsamkeit an der Spree bis auf die letzten Krumen vertrocknet war: den künstlerischen Impuls.

Wenn ich das recht bedenke, ist mir damals der Peter Halm mein Lebensretter in der Kunst geworden, indem er mir den Ausweg zeigte, aus dieser Öde wieder in eine Arbeit zu kommen, die meiner Begabung erreichbar war, sodaß ich nun am Ende meines zertrümmerten Lebens doch nicht mit leeren Händen aus der Kunst verschwinde.

VI.

Er war ein Mainzer Kind, der Peter Halm, ein kleiner schwarzer Kerl, der emsig bei der Arbeit blieb und sich in seiner Zielsicherheit durch keine Theorie anfechten ließ. Ich kannte ihn schon von der Raabschule her, und war der Katsch damals der Genosse meiner Fahrten gewesen, so wurde der Halm immer mehr der Vertraute meiner künstlerischen Nöte. Er war zuverlässig, wie eine Taschenuhr es sein sollte, nie geneigt, persönliche Abneigungen ins künstlerische Urteil zu übertragen, in seinen Absichten nicht überstiegen, aber ernst und von einem unbestechlichen Geschmack. Ihm hatte ich das glänzende Elend meiner Porträtmalerei vom kläglichen Anfang in Dresden an geklagt, und als er mich im Sommer 1882 besuchte, sah er die Sachen in meinem Atelier trotz aller Schätzung meiner Zeichnung wirklich nicht ohne Tadel an; er fand mich in der Farbe – wie nicht anders zu erwarten war – monoton und rügte namentlich ein erdiges Rot, das mir die Fleischtöne verdürbe.

Ich wohnte damals schon in der eleganten Viktoriastraße, hatte einen wohnlichen großen Raum als Atelier, mit dem Blick in die Nachbargärten, sodaß man wenig von der Großstadt merkte. Ich hatte meine Kopien nach Rubens, Velasquez, van Dyck und Hals darin aufgehängt; es sah ihm alles — wie den andern auch — nach gediegenem Reichtum aus; doch wußte er trotzdem, wo mich der Schuh drückte. Er war zum erstenmal in Berlin; so konnte ich ihm den Kaufmann Giße von Holbein, das Juwel der Berliner Gallerie, das Schloß und den Großen Kurfürsten an der Brücke, die Linden und den Verkehr auf der Friedrichstraße zeigen: er war in seiner ruhigen Art begeistert und entschloß sich, den nächsten Winter in Berlin zu wohnen. Wir wollten miteinander Studien malen, und ich versprach mir viel davon, durch ihn doch wieder Münchener Malluft in mein sandiges Berlin zu kriegen. Er kam dann auch wirklich im nächsten Herbst an, gerade als ich dabei war, einen liegenden weiblichen Akt zu malen. Es war die Schwester meiner Wally, mit der ich damals zusammen wohnte, ein üppiges Geschöpf und übrigens dieselbe, um die ich später als Zeuge in den Prozeß verwickelt wurde. Ich hatte sie schon aufgezeichnet und war mitten in der Farbe drin, als der

Halm ankam und nach seiner sacht-humoristischen Art die eigene Arbeit ins Werk setzte. Da sah ich denn, wie mir der Berliner Sand wirklich in die Farbe gelaufen war, wie bei ihm die Töne von Anfang an farbig ineinander blühten zu einem Teppich, während sie bei mir aus der versandeten Leinwand schlecht begossen und halb vertrocknet kaum die welken Augen aufmachten. Es half mir nichts, ich mußte meinen staubigen Rasen wieder abkratzen und von Grund auf neu anlegen. Die Kameradschaft mit dem lieben stillfröhlichen Kerl, der Ehrgeiz, wieder wie vordem in der gemeinsamen Schule es ihm gleich zu tun, machten mir dann solche Lust, daß wir täglich wie die Teufel sechs Stunden lang bis zur ersten Mahlzeit malten und schließlich etwas zuwege brachten, das wir uns gegenseitig natürlich mit allen möglichen Bedenklichkeiten doch anerkennen mußten. Ich habe später diese neumodische Venus an einen Herrn aus Charlottenburg zu den Preisen des berühmten Porträtmalers verkaufen können, während der Halm seine — die besser war — vorläufig als Hauptstück in sein Wanderlager nehmen mußte.

Darüber hatte ich wieder Freude an der Malerei bekommen, und so raste die neu angeheizte Maschine weiter, als der Akt fertig war: Studienköpfe und

Kostümfiguren, eins hinter dem andern her Tag für Tag und nachher mit den Freunden Klein und Michael, sowie den Architekten noch Abendakt. Es war eine arbeitsame fröhliche Zeit, etwas anderes als das Berufshandwerk der Bildnismalerei, wo sich die Kunst gewissermaßen mit Hörnern und Zähnen gegen Unverstand und Eitelkeit wehren muß und immer nur als ein arg subtrahierter Rest auf die Leinwand kommt, wenn überhaupt etwas von ihr übrig bleibt. Es ist wohl überall so: wo die Kunst mit dem lieben Publikum zusammen stößt, trägt sie auch Beulen davon, besonders bei den Kunstfreunden. Ich habe niemals, so sorgsam ich sie alle aufmarschieren lasse, einen gefunden, der wirklich etwas davon verstand, und nur ein paar, die das ehrlich bekannten; die meisten lügen sich so durch, sodaß die Menschheit gerade da, wo sie angeblich geadelt wird durch die Kunst, eine schäbige Verlogenheit auftut, bei der man die Freude an der Kunst wie an den Menschen gleicherweise verlieren kann. Wenns für die Kunstfreunde wäre, wenn nicht ganz unabhängig von ihrer zudringlichen Verlogenheit und nur auf den Geldbeutel dieser Herren angewiesen der Künstler aus seiner eigenen Leidenschaft und vom eigenen Gewissen scharf kontrolliert seine Sachen

arbeitete: ich glaube nicht, daß ein einziges Kunstwerk von Rang entstände.

Ich hatte also damals die hohe und beinahe höchste Kundschaft ziemlich abfahren lassen und zog es vor, mich als Lehrer an der Künstlerinnenschule zu ernähren; denn wenn auch bei den Arbeiten der malsüchtigen Weiber niemals mehr als höchstens ein blonder Dilettantismus herauskam, war ich doch nicht wie sonst allein der Gekreuzigte dabei; außerdem behielt ich mehr Zeit für mich, der sacht aus einem Wunderkind wieder ein bescheidener Schüler geworden war und nichts erstrebte, als seine Studien zu vollenden, um dann ein Gesellenstück aus eigener Kraft zu machen. Das sollte natürlich kein Bildnis, sondern eine große Komposition werden, und zwar eine aus der biblischen Geschichte, wie sie dem Pfarrerssohn aus Neuenegg zustand: „Da nahm Maria ein Pfund Salbe von unverfälschter köstlicher Narde und salbete die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe.“ Das Bild sollte eine ganze Zimmerwand werden mit siebzehn lebensgroßen Figuren, Christus und die zwölf Jünger, Martha und Maria, sowie zwei Dienern. Da war namentlich ein Jünger, der mich reizte, weil er gewissermaßen im Bild den Bild-

vorgang beobachten sollte. Bevor ich aber mit der ersten Anordnung zu Ende kam und mit den einzelnen Studien anfing, passierte mir selber etwas Unerwartetes, das fürs erste den hoffnungsvollen Malerjüngling auf den Trockenspeicher legte.

Eines Tages nämlich – es war ganz im Anfang des Jahres 1884 – brachte mich der Halm endlich dazu, ihm auch in sein Radierhandwerk zu pfuschen, womit er damals schon, zum wenigsten in München, eine Art Berühmtheit war. Er mußte auch mein erstes Opfer sein mit seinem gedrungenen Kopf, mit dem glattrasierten Gesicht und dem dicken schwarzen Haar. Ich machte eine Zeichnung von ihm, Gott weiß, aus welchem Übermut, in Lebensgröße, die er mir auf die grundierte Platte übertrug. Wie ich aus den Zeichnungen im Abendakt gewohnt war, zeichnete ich dann mit der Nadel ein paar Sitzungen darauf los, technisch ganz unbekümmert und ohne Ahnung, was daraus werden würde. Da mir unter seiner Obhut keine Möglichkeit blieb, die Platte zu verätzen, was ich nachher erst kennen lernte, nahm ich das Resultat erfreut hin, zugleich erstaunt, wie einfach und gefahrlos sich die Sache gab. Ich sah natürlich, daß die Platte damit nicht fertig war, aber alles weitere schien mir leicht. So nahm ich denn an einem der nächsten

Abendakte statt dem Zeichenblatt gleich eine Kupferplatte vor und radierte tollkühn nach dem Modell darauf los. Es war ein Mädchenkörper von vorn gesehen, mit halbseitwärts gehobenen Armen. Natürlich wurde ich in den zwei Stunden einer Sitzung nicht fertig, führte nur den Rumpf flüchtig aus und gab vom Kopf, den Armen und Beinen nur die Andeutung. Halms kundige Hände ätzten dann die Platte gleich am andern Tag, da ich vor Neugierde brannte, was daraus geworden war. Er wollte mich zwar trösten, aber ich sah nun wohl, daß eine Kupferplatte kein Papier und eine Nadel kein Bleistift war, schliff also die Platte wieder ab und wartete, wie sich mein Eifer zu diesen Begebenheiten stellen würde. Der schien fürs erste die Lust zu radierten Heldentaten verloren zu haben; was später Ernst werden sollte, war vorläufig Spielerei geblieben.

Erst im Frühjahr 1885 kam ich wieder darauf, als mir beim Umzug in mein neues Atelier die beiden Kupferplatten in die Hände kamen, die abgeschliffene und die mit dem Halmbildnis. Ich hatte damals mein großes Bild ernsthafter vorgenommen und wollte mich auch äußerlich von dem Geschäftslokal des Modemalers trennen; außerdem hatte ich mir eine eigene Malschule für Damen gegründet, die mir

reichlich zuliefen, und so war ich nach der Klopstockstraße über das große Wasser des Tiergartens hinübergezogen, das keiner aus Berlin übersegelt, der etwas auf sich hält. Wie mich die großen Augen meines Peters über der falsch eingesetzten Nase anguckten, machte mir die Sache soviel Freude, daß ich mich ohne weiteres daran gab, es auf der abgeschliffenen Platte einmal mit meinem eigenen Kopf im Spiegelbild zu versuchen, natürlich wieder lebensgroß. Es kam ein ziemlich kokettes Kerlchen zustande, dem die Locken bis in die Augen hingen; aber eine Radierung wars nicht; und so schliff ich auch diese Platte wieder ab.

Jetzt aber war mir die Lust gekommen; ich hatte gemerkt, daß die Nadel nicht wie ein Stift dem Druck nachgab, sondern mit gleichstarken Linien ihr besonderes Wesen hatte; das war endlich eine Schwierigkeit, und die wollte ich schon zwingen. So ließ ich bescheidener Weise vorab die Lebensgröße und nahm eine kleinere Platte. Ich brachte mich auch richtig hin, ein bißchen spielerig noch in den Strichen und in den Schatten der linken Backe ganz verunglückt; doch sah es schon ernsthafter aus. Leider war mir der Halm unterdessen nach München zurück gegangen, gerade jetzt, wo ich ihn am nötigsten brauchte, sodaß ich

mir selber mit der Ätzung helfen mußte. Sie mißglückte mir ganz und so verschwand auch dieses Spiegelbild wieder von der Platte; es war das zweite.

Das dritte fing ich noch kleiner an; ich hatte dazu gelernt, daß die Nadel nicht mit der Willkür einer Feder hin und her laufen, die Strichlage vielmehr der Form nachgehen müsse; das versuchte ich nun streng durchzuführen und kam dadurch richtig zu einem Resultat. Mit der Ätzung mißriet es mir diesmal auch nicht und so hatte ich meine erste Platte fertig, das Selbstbildnis mit der Zigarre, das ich nicht abschliff.

Darüber hatte ich wieder Mut zu einer größeren Platte bekommen und nahm meinen Bernerkopf zum viertenmal vor, die Schatten mit einer Art von Strichgekräusel überdeckend; es kriegte dadurch zwar mehr Leben, aber es wurde eine unnütze Nadelspielerei, in der Fleischton, Haar und Augen ein monotones Gekritzel waren. So schliff ich die vierte Platte wieder ab und gab mich tollkühn an die fünfte, diesmal wieder in Lebensgröße. Es geriet mir nun endlich, die Effekte zusammen zu halten, namentlich die Augen als etwas besonderes in den Kopf hinein zu bringen; und obwohl ich noch über manche Partien aus Verlegenheit willkürlich mit kühnen Strichen gearbeitet

hatte und unter dem Mund noch einen abscheulichen Ätzflecken bekam, machte mir die Platte eine Zeitlang Freude; bis ich sie schließlich doch wieder schleifen und somit meine Radierversuche nach der eigenen Persönlichkeit mit einem Mißerfolg auf der ganzen Linie abblasen ließ.

Ich war darüber — zum erstenmal seit meiner Schülerzeit in München — in Eifer geraten, hatte, weil mir tagsüber die Damenschule die beste Zeit wegnahm, die Abende dazu genommen und in der Leidenschaft manche Nacht durchradiert bis in den Morgen. Gerade, daß es eine Geduldsarbeit war und daß die Technik sich so widerspenstig zeigte, reizte mich. In der Ölmalerei kam ich immer wieder an einen Punkt, wo ich gewissermaßen keinen Feind mehr sah, mit dem ich mich balgen konnte; hier stand er endlich Auge in Auge vor mir und ich konnte zeigen, daß meine verdrossene Faulheit vorher kein natürliches Bedürfnis gewesen war. Ich nahm mir nun auch meine erste Platte wieder vor, die vom Halm, die noch immer die beste geblieben war, und dachte, was töricht darin wäre, durch bewußte Anwendung der gelernten Strichtechnik überarbeiten zu können. Darüber fing das Jakobsringen mit dem unsichtbaren Gott der Radierung erst an; nicht eine, sondern

viele Nächte balgte ich mich mit ihm herum und hobelte mir die Finger wund und blutig an dem harten Material.

Es begann natürlich damit, daß ich die Platte ganz überarbeitete mit den neu gelernten Nadelkünsten; aber als mir der Drucker das Resultat vorzeigte, hatte ich die ganze Zeichnung verkritzelt. Ich war so sicher gewesen, es besser zu machen, und nun war auch diese Platte, die letzte von den sieben, ganz hin; ich heulte vor Verzweiflung wie ein Junge, dem einer sein ganzes Spielzeug ins Wasser geworfen hat. Der tückische Gott der Radierung, der noch andere Qualen mit mir vorhatte, hielt mich ab, die Platte abzuschleifen. Nach ein paar Tagen raffte ich mich auf, den Unsinn wieder abzuschaben und all die mühsam eingekritzelten Striche wegzupolieren. Das war zum mindesten eine Neuigkeit für meine Geduld, aber als ich drucken ließ, sah es doch wieder menschlich aus, bis ichs von neuem mit der unnützen Nadel verdarb. So bin ich bis ins Frühjahr 1886 an der Platte gesessen, wie wenn ich eine böse Krankheit in ihr hätte, an der ich mit immer neuen Quacksalbereien mein Glück versuchte. Ich habe sie in dreizehn Zuständen drucken lassen und an jedem dieser Zustände hängt ein trübes Durch-

einander von Hoffnung, Qual, Entmutigung und Trotz. Einmal habe ich eine ganze Nacht daran gesetzt, die Platte mit feinster Nadelarbeit zu überdecken, dann in der Morgenfrühe noch geätzt: als ich sie am Nachmittag nach einem Straßenkampf wilder Träume in einem todmüden Mittagsschlaf noch drucken ließ, war von meiner ganzen sehnsüchtigen Arbeit durch ein Mißgeschick bei der Ätzung auch nicht ein Strich zu sehen.

Damals hab ich die Platte an die Wand geworfen, daß sie mit krumm gebogener Ecke darin stecken blieb; aber weil man mit solchen Wutausbrüchen vielleicht einen Stier erwürgen, nur keine Kunst machen kann, holte ich die Platte am selben Abend wieder vor, klopfte ihr mit einem Holzhammer wie ein Spengler die Ecke zurecht und setzte mich die zweite Nacht von neuem an die selbe Arbeit; nur paßte ich in der Morgenfrühe diesmal mit der Ätzung auf und hatte am Nachmittag auch wirklich einen Abzug, in dem jeder Strich genau zu sehen war: doch sah der ganze Kopf jetzt aus wie ein Drahtgeflecht.

Bei dem Anblick ist nichts Heiliges übrig geblieben, das ich nicht mit den wildesten Schmähungen angespien habe; wer nicht die Engelsgeduld hat wie dieser einzige Halm, der alle Gefährlichkeiten der Technik

kaltblütig im Auge behält und bei jedem Strich Absicht und Wirkung mit der Sicherheit einer Gleichung balanziert, wer mit seinem hitzigen Temperament zu kämpfen hat wie ich, weil ihm auch in der Kunst die Pferde der Leidenschaft durchgehen: der lasse seine Hände von der Radierung. Außer, er suche, wie manche unnütz Liebenden, die Qualen seiner Leidenschaft mehr als die Erfüllung.

Wie aber in der Liebe, ging es mir damals in der Kunst; wenn man meint, endgültig abgefahren zu sein und recht verdutzt auf der Nase gelegen hat — zufällig hebt man die Augen auf und siehe, das verflixte Weibsbild steht mit einem Lächeln da, wie wenn sie nur auf diese Verzweiflung gewartet hätte, um die Erfüllung möglichst lecker zu machen: so geriet es mir dann mit einemmal. Ich hatte im Jahr vorher meine Schwester Sophie gemalt, ein bißchen flau, auch in der Zeichnung, doch stand der lebhafte Ausdruck ihrer Augen, die Blondheit mit dem frischen und halb geöffneten Mund gut fest. Nun packte mich eine Eingebung, diese Blondheit müsse mit der Radierung viel sicherer zu erzielen sein; und wie es damals mit mir stand, es war im Juni 1885, nahm ich mir eine große Platte her und radierte darauf los; in anderthalb Tagen war ich fertig, mit der Ätzung

passierte mir auch nichts, und so hatte ich denn endlich ein Resultat, etwas, das keine Federzeichnung — wie meine Selbstbildnisse — sondern Kupferdruck und doch frisch geblieben war. Was ich schon im dritten Selbstbildnis mit der Zigarre gemacht hatte, die Weichheit der Fleischbehandlung statt mit Linien mit Punkten zu erzielen, das hatte ich diesmal stärker angewandt, mit dem Erfolg, daß ich die nächste Platte ganz darauf einstellte.

Denn nachdem mir dieses blonde Menschenkind geraten war, versuchte ich es tollkühn gleich hinterher auf einer noch größeren Platte mit einem schwarzen, indem ich die Eva Dohm, die Braut von dem Bildhauer Klein, auch nach einem gemalten Bildnis radierte. Sie war ein rechter Strubelkopf und die tiefe Schwärze ihres Haares hatte mir schon in dem Ölbild zu schaffen gemacht; ich radierte auch diese Platte in ein paar Tagen herunter, versuchte mit der kalten Nadel die Tiefen in das Haar hinein zu arbeiten und hatte nach einigen Mißgeschicken mit der Radiernadel mehr erreicht, als mir jemals mit dem Pinsel möglich gewesen war. Freilich ruinierte ich auch diese Platte im sechsten Zustand wieder, aber nun saß ich doch endlich im Sattel dieser schwarzen Kunst.

So recht in meinen Überschwall hinein kam mir

die telegraphische Nachricht, daß mein Vater gestorben wäre. Er war schon eine Zeitlang nicht mehr im Amt gewesen; sein altes Leiden hatte ihn gepackt, sodaß der Tod, mehr als es sonst gilt, eine Erlösung für ihn wurde. Die Trauer um die letzte tags vorher verdorbene Platte der Eva Dohm mischte sich während der langen Eisenbahnfahrt merkwürdig mit der Todesstimmung. Ich machte angesichts des Toten meine Rechnung: ich fand mich achtundzwanzigjährig und seit vier Jahren mitgezählt in der deutschen Kunst; wenn ich mir trotzdem wieder wie in der Jugend als eine Art heimlicher König vorkam, waren es nicht meine Bilder, an die ich nur mit Grauen dachte, sondern die beiden radierten Blätter. Sie waren schließlich doch das einzige, was ich vorzuweisen hatte vor dem Angesicht des Toten. Soviel wildes, wüstes, hingefegtes Leben, soviel verzweifeltes Studium, soviel verrauschte Leidenschaft seit neun Jahren um zwei Blätter: da sah ich wohl, wie schwer die Kunst war und wie hoch die alten Meister sie gebracht hatten, deren Leichtigkeit zu schaffen mir mehr als alles fehlte.

Daß ich auch diese Blätter bald wieder als erledigt zur Seite legen und aus dem Radierer ein Kupferstecher werden müßte, um erst in solcher Bescheiden-

heit mit einigen Blättern eintreten zu können in die große Reihe, daß ich noch kaum am Anfang war und überhaupt zu keinem Ende kommen sollte; wenn mir das einer geweissagt hätte: ich wäre am Sarg des Vaters vorsichtiger gewesen mit der Gedankenkette, wie doch ein Künstler glücklicher als solch ein Pfarrer und überhaupt als alle andere Menschen sei, indem die meisten mit ihrem Beruf verlöschten; er aber gäbe Tausenden Freude ins Herz, womöglich in Jahrhunderten, er brächte die Grüße seiner eigenen Zeit in die zukünftige und bliebe ein Stück des Lebens, obwohl er längst im Grab vermodert sei.

VII.

Das Begräbnis des Vaters ist eins von den Erlebnissen, auf die ein Sohn im natürlichen Verlauf der Dinge rechnen muß. Für mich war es nicht abgeschwächt dadurch, daß er als Melancholiker zuletzt ein unbrauchbarer Mensch gewesen war; vielmehr lag der Gedanke an die Vererbung solcher seelischen Beschaffenheiten ein paarmal lähmend in den Tagen auf mir. Wenn es mich trotzdem kaum anders berührte, als daß ich tiefes Mitleid mit dem hilflosen Schmerz der Mutter hatte, so lag das wohl an meiner Fremdheit, in die ich zu ihm und seinem Amt, zu der Stadt und Heimat geraten war. Fünf Jahre auf Berliner Straßen geben ein anderes Stadtgefühl, als es in Bern gebräuchlich ist; als ich die Straßen mit der Rinne mitten und den Lauben an den Seiten, den Türmen quer darin, die breitspurig wie Bernburger dastanden, als ich danach die Menschen sah, mit was für Hüten und Geberden sie meinem Vater die letzte Ehre taten, der unter

ihnen ein bürgerlicher Seelsorger gewesen war: da durften mir die Gedanken garnicht an mein Leben in Berlin zurück gehn; es wäre wie das Durcheinander von Reichsmarkstücken und Schweizer Franken in meiner Geldtasche gewesen.

Es wurde auch in den Tagen danach nicht anders mit mir; irgendwo raste noch der Sturm dieser letzten Radierleidenschaft, in der ich Nächte lang gekritzelt und gehobelt und gezittert hatte um jede unnütze Minute, während ich nun langsamen Schrittes zwischen gemächlichen Bürgern und Landleuten ging. Es war wirklich, als ob ich von einer verrückten Liebessache ernüchtert umherginge, staunend, wie ein Genesender die gewohnten Dinge als fremd und neu betrachtet. Da war ich — auch in der Sprache — durch die Unrast dieser Stadt selber fast ein Berliner geworden, der nur Asphalt und Droschkenpferde, niemals eine Wiese oder einen Nußbaum sah; hier aber hockte mein altes Bern unverändert auf seinem Bergrücken, wo nur eine Gasse sich seitwärts zu öffnen brauchte und schon glänzten die Alpen herein. Wenn ich rasch lief, wie ichs gewohnt war, fand ich mich gleich beim Bärengraben an der Nydeckbrücke drunten; es passierte mir auch richtig am dritten Tag, daß ich verwundert da unten stand, wohin ich gar=

nicht gewollt hatte, und nach dem Hügel zurück sah, der die ganze Vergangenheit dieser Stadt trug. Die Bären waren durch ihre Falltüren ausgesperrt; dem einen schien das nicht zu passen, immer wieder stand er auf und rüttelte an der rostigen Eisentür, daß sie klirrte, immer wieder aber mußte er sich, der so stolz aufrecht stand, doch wieder auf die Vorderbeine niederlassen, um in dieser Steinrundung den vorbestimmten Kreisweg umherzugehen. Er konnte auch auf den dürren Baum in der Mitte klettern und von da aus Rundschau halten über die unerreichbaren Dinge jenseits der Mauer, weiter nichts. Es ist ja leicht, für die verrückte Gebundenheit der menschlichen Natur Sinnbilder zu finden, aber an dem Morgen — ein feiner Juliregen sprühte — war es wirklich ein bißchen, wie wenn ich dem Karl Stauffer zuschaute, der sich am Umkreis seiner Begabung buchstäblich die Finger blutig schund.

Da kriegte ich eine Sehnsucht nach Neuenegg hinaus und fuhr am Nachmittag nach Flamatt hinauf, wo der Weg ins Sensetal hinunter geht. Der Sprühregen hatte aufgehört, doch waren die Wege noch klebrig, und der Dunst hing in der vollgesogenen Luft. Wie oft hatte ich, von Bern heimkommend, diesen Dreck verwünscht, der sich wie Teig

an die Schuhe klebte, jetzt aber etwas wehmütig Heimeliges für mich hatte; denn, weiß Gott, ich war es nicht mehr gewöhnt, daß unsere Wege auf der Erde gehen, auf einem Boden, der den Regen aufsaugt für seine Pflanzen, nicht durch glatte, unfruchtbare Asphaltrinnen in Kanäle fließen läßt. Ich kriegte eine Lust, mich wieder einmal vom Regen durchweichen zu lassen bis auf die Haut, aber es müßte hier draußen sein, wo ich das Wasser an den schwarzen Stämmen nieder rinnen sähe, von den blank gewaschenen Blättern in den Grasboden tropfend und an den Böschungen in hundert Quellen glucksend.

So von sehnsüchtigen Erinnerungen durchweicht kam ich in Neuenegg an, sah das weiße Landschlößchen unseres Pfarrhauses auf dem Hügel hinter der Kirche liegen, das alte Schulhaus nebenan, hatte aber nicht das Herz, hinein zu gehen, schlug mich seitwärts hinauf in den Forst und wanderte am Rand von seiner heiligen Dunkelheit zum Laupendenkmal hin. Hier auf den Nadeln war es trocken und irgendwo schüttete schon wieder die verhüllte Sonne ihre Helligkeit ins Land; so konnte ich lange sitzen an dem Stein, aber es waren weniger Jugenderinnerungen, was mir da kam, als immer nur der stolze Schlachtruf: Hie Panner, hie Erlach! Mit einem Stolz ohnegleichen

fiel das über mich her, wie ich bisher kein anderes Gefühl an meine Berner Leute gehabt hatte, als die Prahlerei eines Junghanses, der etwas in der Welt draußen geworden war, mich nun aber dem alten Ritter von Erlach mit meinen Kämpfen verwandt fühlte. So oder so: wo ein Mann war, und hier oben in dieser Stunde wurde ich einer, da war auch Kampf, und wenn es mir einmal geriet, meinen Namen den Siegern anzufügen, so hatte das Vaterland ebenso Ehre davon wie bei dem Kriegsmann damals auch. Was im Grund eine Spielerei gewesen war, daß ich den Namen meiner Heimat Bern dem eigenen anhängte, das kam mir nur wie eine Vorbestimmung vor. Es mußte so sein, daß, wenn etwas eine Ehre für mich sein sollte, es auch eine Ehre für die Stadt und die Landschaft wurde, sonst war es keine.

Ich ging an dem Tag noch weiter ins Schwarzimburgische Land, wo ich nach einem beruhigenden Telegramm an die zuhause unter biederen Menschen zur Nacht blieb, um andern Morgens aus einem dichten Nebel gegen die Stockhornkette hinauf zu klettern. Was am Laupendenkmal in mich gefallen war, ging auch nicht fort, als ich zum späten Nachmittag auf der Kammhöhe stand und mit den Wolken kämp=

fend die silbernen Gletscher des Oberlandes sah. Ich mußte an ein paar Fahrten da oben denken und an die Milchverkäuferinnen unterwegs, wie man die Milch trank und mit einem „Hat geschmeckt" weiter stieg aus den menschlichen Gefilden hinaus in die Schutthalden und Eishänge. So und nicht anders war die Medaille vor vier Jahren und alles andere Lob für mich gewesen; nun aber wollte ich ein Sohn meiner Heimat sein und kein zugereister Bergfex. Wie mich die stolzen Bernburger dieser Tage behandelt hatten als einen, der nicht mehr zu übersehen war: so sollte es nun bleiben. Es war eine Art Heimweh, was mich in der Heimat gepackt hatte; und so lag die Besinnung nahe, daß die Großen des Landes, die Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer zugleich mit dem Maler Böcklin in Zürich lebten. Irgend ein Hochmut überkam mich, daß ich zu ihnen als Nachwuchs gehörte und sie zum mindesten malen oder radieren könnte.

Zu dem brummigen Gottfried Keller, dessen Schriften ich seit meiner Jugend über alles liebte und hundertmal in Deutschland vorgelesen hatte — weil ich meinte, der Tonfall einer Schweizer Stimme gehöre dazu — war die Verbindung schwer zu finden, aber an Conrad Ferdinand Meyer bekam ich von Bern

aus leicht eine herzliche Empfehlung. Vorerst malte ich noch meine Schwester Sophie zum zweiten Mal, und meine Mutter mit dem schwarzen Witwenschleier über dem blondweißen Haar; es schien mir dabei, als ob ich nun auch mit dem Pinsel rascher zurecht käme, als ob mir das Detail nicht so oft ein Bein stellte wie sonst, jedenfalls bekam ich die Erscheinung ihrer Rubensfarbe ziemlich heraus.

In Turgi stieg ich auf der Fahrt nach Zürich für eine Stunde aus; ich hätte das vor einem Jahr noch kaum getan, nun fühlte ich mich der Heimat auch in den drolligen Dingen so angehörig, daß ich den Aufenthalt nicht scheute. Doch war der schwarze Tessiner fort; statt seiner amtete ein blasser Kerl mit einem Christusbart und einer Brille an der Signalkurbel, ein rechtes Milchkind, aber schon grau. Wie wenn er noch die selben Hühner hätte, stand er auch gerade mit Eiern da, aber er hielt sie in einem gewaschenen Henkelkorb. Er erzählte mir einiges von seinem Vorgänger, was die Schweizer saubere Geschichten nennen; er hätte zuviel mit den Weibsbildern zu tun gehabt und wäre schließlich trotz seiner vielen Kinder dem Sternenwirt mit seiner leichtsinnigen Frau durchgebrannt. Ob ich vielleicht von seiner Verwandtschaft wäre? Und als ich den Kopf schüttelte:

oben an der Habsburg nämlich hätte er eine Art Räuberhöhle gehabt für seine Dienstfreitage, wie er überhaupt ein Leichtfuß und Fantast gewesen wäre, eben ein Pfarrerssohn. Er sagte das, wie wenn ein Pfarrhaus ein Zigeunerwagen wäre.

Ich hatte damit fürs erste genug von den Drolligkeiten meiner Heimat und suchte meinen Schneiderschwaben von damals nicht auf; ich hätte das Haus auch kaum gefunden. Dagegen fand ich mich in die betriebsame Limmathstadt mit einem unerwarteten Vergnügen hinein. Es war doch ein hellerer Ort als unser verhocktes Bern, und zwar nicht nur durch seine breite Lage um eine freundliche Seemündung, die sich der Rauheit der Bergwelt fern genug hielt, um sie dem Blick an schönen Tagen wie eine Halskrause des blauen Sees zu zeigen. Schon in den breiten Straßen, wie die Menschen gingen und was die Geschäfte zeigten, spürte ich, daß hier die Schweiz der Internationalität eine offenere Hand bot als in dem Diplomatenwinkel zu Bern, wo die Türen der vornehmen Häuser nie aufzugehen schienen.

Ich lebte mich auch wirklich gut ein; es war die Schweizer Heimat, wie ich sie ertragen konnte, namentlich als ich erst droben in Kilchberg bei dem alten Conrad Ferdinand gut aufgenommen worden war.

Ich mochte ihn als Dichter nicht so, wie den Keller, es war mir zuviel fremdländisches Brokat, was er hinschrieb, aber seine menschliche Mischung von Weltmann und Gutsbesitzer und daß er eigentlich den Schweizer in sich versteckte, obwohl er einer war, wie auch die Komik seines fetten Halses unter den klugen Augen: dies Mittelding war mir zur Eingewöhnung leichter genießbar, als das Altzürchertum von Gottfried Keller, dem zudem jeder Neuling unangenehm war. Dazu der freie Besitz des Kilchbergers, wie er da oben unter hohen Bäumen sein Habichtnest hatte in der heitersonnigen Seeluft. Es war ein farbiger Frühherbst damals, wo die Dampfschwalben unten den blauen See in glitzernden Furchen ornamentierten und immer wieder abends die Gebirge im Glarnerland wie rosige Wolkengebäude aus der seidigen Ferne wuchsen, bis sie zuletzt in einer porzellanernen Härte dastanden und noch lange als rätselschöne Helligkeiten in die blaue Dunkelheit leuchteten. Hier oben schienen die Leidenschaften keine Lebensluft zu finden; es war das Ferienland einer verfeinerten Behaglichkeit, und so sehr mich meine Kupferplatten lockten, was überanstrengt und schartig in mir geworden war von dem Berliner Sand, das dehnte sich hier wohlig aus.

Als ich den Meyer zuerst nach dem andern Alten da unten fragte, verschwand die Sonnigkeit aus seinen Augen. Es war nicht der Schatten einer Eifersucht in diesem geformten Geist, aber die Trauer verschwieg sich nicht, wie es ihn schmerzte, ihm bei der Nähe so fremd und fern zu sein. Er sah ihn selten, und daß es die verschiedenen Lebensgewohnheiten waren, die ihn von dem Seldwyler trennten, erleichterte ihm die Sache nicht. Er fühlte genau, daß der da unten der heimliche Bürgerkönig und er nur der Landedelmann war. Er konnte nicht anders, als in Wohlstand und Sauberkeit zum Wein sitzen, indessen der andere in den Zunfthäusern hockte und gegen seinen reinlichen Wohlstand noch einen Ingrimm im Herzen trug, wie ihn der alteingesessene Stadtbürger gegen den Landadel nie ganz verwinden kann. So war die Luft beim Kilchberger oben das Weltbürgertum im neuen Zürich, während unten in den Gassen und Zunfthäusern noch vielfach der Kantönligeist erst auf der Suche nach der Eidgenossenschaft war.

Als ich den einen hatte, fand ich den andern schließlich auch. Daß mich der Böcklin, damals der Genosse seiner Trinkstunden, nicht einmal dem Namen nach kannte und mir bei ihm kein Fürsprech sein konnte, während der Dichter doch einiges von mir

wußte, war freilich kurios. Mir galt es gleich, ich war ein junger Kerl und brauchte nicht empfindlich wie der Kilchberger meinen Kreis zu wahren; meine Sache war in diesem Fall, dem mürrischen Gottfried in seinen Machtbereich zu dringen. Das ist mir richtig geglückt, und ob ich auch wenig Weisheiten von dem Dichter wie dem Maler hörte, wenn die beiden mit den erprobten Tischgenossen zusammenhockten, so hatte ich umso besser Zeit, die bärtigen Riesenhäupter zu studieren, das stiernackig aufgereckte des Malers und das wie eine schwere Birne vorgehängte des Dichters. Wäre ich kein geborener Schweizer gewesen, hätten sie mich Grünschnabel freilich kaum geduldet; denn es brauchte mir bloß einmal eine Berliner Wendung zu entfahren und schon bewegten sich die beiden Köpfe wie an einer elektrischen Leitung.

Einmal in der Apfelkammer – es war freilich kaum mehr als ein wohnlicher Sarg, das Weinstübchen, wo wir miteinander zu einem Dutzend hockten – geriet es mir so mit allerhand Schnurren, daß sie mir richtig zuhörten und mich ein paarmal über ihren dicken Augensäcken lustig anlächelten. Immerhin ertrugen sie mich mehr vom trinken her; wenn ich nicht ein so wasserdichter Weinschlauch gewesen wäre, hätten sie mir sicher nicht über den Wirtstisch getraut. Doch

gibt es schließlich beim Wein eine Stimmung, wo der Geist anfängt, rebellisch zu werden, wo man die Frechheiten, die sonst verschluckt werden, an die Luft fahren läßt; nur einer allein darfs nicht sein, weil er sonst leicht ein Schwadroneur wird: so zwei oder drei wie mit geladenen Flinten gegeneinander, kaum ist dem einen ein Treffer geglückt, so hat er schon vom andern eine Ladung mitten ins Gesicht und der dritte haut ihm den Kolben noch in den Nacken. So waren an dem Abend noch zwei Kerle da, ein buckliger Thurgauer, der seine Frechheiten schläfrig auf den verwaschenen Holztisch rollen ließ, und ein Sankt Galler, der sie mit spitzen Nadeln zu einer Käfersammlung aufspießte. Wir triebens den beiden Alten so, daß sie mit vollen Rotweinbäuchen lachten, wie wenn Fässer übers Pflaster rollten. Als wir nach Mitternacht aus dem Weinsarg wieder an die Luft krochen und auf die Gasse kamen, mußte der schwere Böcklin, obwohl er selber schon auf sehr breiten Füßen ging, den kleinen Gottfried wie ein altes Frauchen leiten, das seinen Gesangbuchvers brummelnd mühselig den Kirchsteig hinunter wackelt.

Mir saß der Wein noch im Kopf und drängte fürs erste oben hinaus; wie wir an den Brunnen kamen, der da im Winkel dreier Gassen steht, wo

vorn das Wasser in das Steinbecken sprudelt, während hintendran die Stadtverwaltung der Freiheit des späten Wanderers eine nasse Hütte gebaut hat: kletterte ich mit dem Einfall solcher Zeiten über die Eisenstange an dem Becken auf das Postament hinüber und stellte mich wie ein Brunnenritter mit verrenkten Hüften auf das Standbein, den Alten eine Spottrede vom Kreislauf der Flüssigkeiten zu halten. Ich hätte mir fast den Hals dabei gebrochen und rutschte nachher auch richtig bis an den Bauch ins Wasser, aber das ist ja schön an solchen Augenblicken, daß man um einer Verrücktheit willen nicht nur das sonst so wohl behütete Leben, sondern selbst den Ruf der Lächerlichkeit ins Spiel setzt.

Zu malen kriegte ich den Seldwyler Meister trotz solcher Wein- und Gassenfreundschaft diesmal zwar noch nicht; aber zum nächsten Sommer versprach er mir, ein paarmal ins Atelier zu kommen, das ich zwar erst in Aussicht, doch so gut wie sicher hatte.

Als ich nämlich am dritten oder vierten Tag in Zürich war und auf dem Bahnhof Enge den Zug nach Kilchberg abwartete, sagte mir kein anderer als der Emil Welti aus Bern guten Tag, der unterdessen Doktor jur. geworden und seit zweieinhalb Jahren

mit der Lydia Escher in Zürich verheiratet war. Die Namen gingen gut zusammen; denn wenn der alte Welti als Bundesrat und mehrmaliger Bundespräsident ziemlich in der ganzen Schweiz bekannt war, so hatte der Escher als der Fürst von Zürich gegolten. Er hatte seiner einzigen Tochter zwar kein so großes Vermögen hinterlassen, wie es nach dem herrlichen Wohnsitz auf Belvoir schien, aber doch genügend, um ungehindert kostspieligen Neigungen nachzugehen und das zu führen, was man ein großes Haus nennt. Ich hatte von der Dampfschwalbe aus schon den wundervollen Park gesehen, wie er mit seinen Baumkronen vom See zu einem sanft gerundeten Hügel anstieg; nun erfuhr ich, daß mein Schulkamerad durch seine Heirat der unbeschränkte Besitzer dieser Sache geworden war und somit ziemlich dem ersten Haus der Schweiz vorstand. Wir waren in der Schule nicht Freunde sondern Klassengenossen gewesen; er hatte in seiner soliden Strebsamkeit zu wenig von meinem Schlag: wenn ich nicht unterdessen durch mein Porträthandwerk der Karl Stauffer-Bern und er durch die Neigungen seiner Frau eine Art Mäzen von Zürich geworden wäre, hätten sich unsere Wege trotz dieser Bekanntschaft kaum weiter gekreuzt. So aber lud er mich herzlich ein, ihn zu besuchen; und weil er wirk-

lich nicht nur äußerlich das war, was man einen netten Kerl nennt, und weil ich damals in meiner Heimatfreude mit dem Gedanken liebäugelte, mich als Porträtmaler in Zürich niederzulassen, um in der Heimat für meine Luftwurzeln den Boden zu erreichen, sagte ich ihm gern zu.

Ich war unterdessen nicht mehr der Stubenmaler aus München; ich hatte mich in der Berliner Gesellschaft gründlich frei geschwommen, und als ich mir einen der nächsten Tage für Pflichtbesuche ansetzte, war ich den Zürchern eher zu elegant, was sie mich teilweise erstaunt auch fühlen ließen. Im Belvoir wurde ich empfangen, wie ichs gewohnt war, nur daß die Hausfrau mir um den Schritt entgegen kam, mit dem die Form in solchen Fällen überschritten werden darf. Es widerstrebt mir, mit Worten den Eindruck aufzuzeichnen, den sie mir damals machte, als sie mich in dem halbrunden Gartensaal empfing, in dem sie zufällig war; ich mag nicht von den Streichhölzern erzählen, an denen mir nachher mein ganzes Haus abgebrannt ist; noch weniger vermag ich, mich nun zu rächen, indem ich in ihr Bildnis häßliche Züge hinein male, die ich erst später sah. Nur fragen darf ich mich, warum mir gerade diese Frau zum Schicksal wurde, da ich doch weder in der Liebe noch

sonst in Menschensachen den schwärmerischen Neuling spielte?

Wohl war es ein reiches Haus in einem herrlichen Park, in das ich trat, doch war es nicht das erste. Ich hatte Frauen von größerem Reichtum, wirklicher Schönheit und auch mehr Geist gekannt. Auch war ich das nicht, zu keiner Stunde, was man einen Don Juan nennt, weil das ein Diener immer der Frau ist, mit der er sich gerade einläßt. Obwohl es mir nicht an Abenteuern gefehlt hat, als Stuben- und als Modemaler nicht, obwohl die Frauen augenscheinlich an meiner Art von Männlichkeit etwas schätzten, was sie sonst an Männern zu entbehren schienen, obwohl ich mich, wenn mich der Teufel hatte, durch keine Bedenklichkeiten abschrecken ließ, ihm in den Hörselberg zu folgen: ein Schmachtlappen bin ich weder vorher noch später bei der Lydia gewesen. Auch bin ich sicher, wenn ich ihr in München oder Berlin begegnet wäre, ich würde ihrem Einfluß nicht so verfallen sein, wie es mir schließlich doch — wie sagt man — auf den ersten Blick geschah.

Was mich an Zürich so entzückt hatte und was mir den alten Herrn auf Kilchberg sympathisch machte, daß hier am Limmathsee die Schweiz der Welt die Hand reichte, daß von hier aus weltmännischer Geist

in die Schweiz eindrang, zum wenigsten in die deutsche: das alles fand ich nun in einer Art Sinnbild verkörpert durch die Lydia. Als das einzige Kind des großen Escher und von der Mutter schon im dritten Jahr verwaist, hatte sie seit ihren frühen Mädchenjahren die Hausfrau in einem Haushalt vertreten müssen, darin die Gäste aus Berlin, Paris und Rom zu den Täglichkeiten gehörten. Sie war vielleicht ein launisches, exzentrisches Wesen geworden, wie man mir sagte, und gereichte einer Schweizer Bürgerin sicher zum Verdruß, wenn sie mit ihren weißen und goldbestickten Kleidern aus dem Belvoir nach Zürich kam: aber dafür war auch nichts von der Enge meiner Heimat in ihr. Sie war keine Bernburgerin, die stolz auf ihre Herkunft aus der zweit- oder drittältesten Familie war, sondern eine Weltbürgerin, die sich etwas darauf zugute tat, die erste Mode in der Kleidung oder auch einmal in der Kunst nach Zürich zu bringen. Ihre Seltsamkeit war dabei, daß sie selber offensichtlich aus Zürich stammte; weil ich mir aber damals nichts inniger ersehnte, als meiner Heimat wieder nahe zu kommen nach soviel Fremdlingsjahren, war sie mir ein willkommener Schlüssel, die Tore aufzuschließen. Denn nur in Berlin war ich das hergeschneite Hätschelkind im Westen; hier in der Heimat

blieb ich vorläufig der Pfarrerssohn aus Neuenegg, und daß der nun im Belvoir der Escher von Zürich Hausfreund wurde, das machte immerhin ein großes Stück der Geltung aus, die ich ersehnte. Und schließlich war sie, was alle Frauen der Gesellschaft für mich bis dahin nicht gewesen waren, doch eine Schweizerin, mit der ich über die Dinge meiner Kunst in den Heimatlauten sprechen konnte; das machte mir die Lydia gleich schwesterlich vertraut.

Trotzdem war unser Briefwechsel im ersten Winter noch ein spärlicher, er bezog sich fast ganz auf die notwendigen Anordnungen für das Gewächshaus, wo ich sie und den Gottfried Keller im Sommer darauf malen wollte. Auch später ist zwischen uns keine unerlaubte Vertraulichkeit gewesen bis zum Schluß, und daß es dann anders wurde, war zum wenigsten für mich kein langersehntes Ziel, weil ich den Teil vom Leben genossen hatte, nach dem sie mehr als lüstern war.

*

Wenn ich die Zeit abwäge, die ich nach diesen glücklichen Ferien noch in Berlin geblieben bin, so ist es auch später eine Hetze gewesen; aber schlimmer war es nie, als im ersten Winter danach. Mir war Berlin nur noch ein Aufenthalt zur Arbeit; daß ich damit

sobald wieder in die Raserei geraten sollte, kam von dem immer noch nicht völlig entschleierten Geheimnis der Kupferplatte. Ich nahm natürlich die beiden letzten Bildnisse zurhand; die Platte von der Eva Dohm war rettungslos, die von der Schwester Sophie noch unverdorben; so faßte mich der Teufel der Vollendung, ihr die letzte Feile zu geben. Sie war nicht übel gezeichnet und sprechend in der Ähnlichkeit, auch hatte ich mit meiner Punktmanier den Fleischton ziemlich heraus gebracht: nur, was ich in der Malerei niemals erreicht hatte und was mir doch als Sehnsucht im Blut lag, die stoffliche Erscheinung so zu geben, daß die Zeichnung darin wieder zurück ging: das fehlte ihr. In München hatten wir das mit unserer malerischen Kohle- und Kreidewischerei zuwege gebracht, seitdem ich aber durch den Polyclet von Schadow tiefer in das Studium der Form von innen heraus gekommen war, schien mir das alles Schwindel, um über die Schwierigkeiten mit Handgriffen wegzutäuschen; denn irgendwie mußte sich die Erscheinung der Dinge auch aus der Tiefe ihrer eigenen Form so weich und malerisch in die Bildfläche zwingen lassen, wie sie sich dem Auge bot. Und dazu bedurfte es der Farbe nicht, man mußte alle Farbigkeiten in der Schwärze geben können. Weil meine Schwester

blond war, auch im Fleisch, und weil diese Blondheit das entzückende an ihr war, genügte das Erreichte nicht, ich mußte mehr in meine Platte zwingen. Bis jetzt war sie nur frisch und sprechend und richtig gezeichnet, Materie war sie noch nicht.

Ich gab mich also von neuem an die Platte und ätzte zunächst einmal den Hintergrund so tief, daß der Kopf nun, statt mit schwarzem Schatten davor zu stehen, als Helligkeit heraus wuchs. Natürlich war das Resultat wie immer, daß auch diese Platte verdorben war. Sie konnte nur gerettet werden, wenn ich den Grabstichel handhaben lernte, den mir der Peter Halm von Anfang an empfohlen hatte.

Darüber kam eine Art Auftrag, indem ich auf Veranlassung des Verlegers Schuster den alten Menzel zu seinem siebzigsten Geburtstag radierte. Er saß mir wirklich sehr geduldig zu einer Kohlezeichnung und ich machte in ein paar Tagen die Radierung von seinem Billardkugelschädel. Mit den gelernten Mitteln, mit den dicken Punkten namentlich im Fleisch, und weil es ein origineller Gnomenkopf war, sah sie nicht übel aus. Und obwohl ich zunächst im Ganzen sieben Stück verkaufte, während der Verleger auf mindestens hundert gerechnet hatte, ließ ich mich bereden, nun für seine Rechnung eine große Platte vom alten

Kaiser Wilhelm zu radieren. Es war der letzte meiner Versuche, mit meiner Kunst Geld zu machen; schon, daß ich die Absicht hatte, nahm mir alle Freude daran; so arbeitete ich über die Weihnachtstage wie ein Tagelöhner an der Platte, verhunzte sie, fing sie noch einmal an und stand am Ende vor der Weisheit, daß ich zur Kunst den Schlüssel verloren oder noch garnicht in Händen hätte. Sie machte mir manchmal ein Fenster oder auch die Tür auf; aber wenn ich meinte, recht bei ihr drinnen zu sein, stand ich doch immer wieder auf der Straße, wenn ich nicht, wie damals Weihnachten, auf dem Pflaster saß.

Weil man aber nicht als abgeworfener Sonntagsreiter aufstehen und heimhinken kann, sondern durch die Tür hinein muß – wie der Bär im Berner Graben – nahm ich danach die Platte von meiner Schwester Sophie wieder vor und versuchte daran mit dem Grabstichel weiter zu kommen. Ich war zu unsicher, ob mir die Sache geraten würde,und um das erst einmal ungefährlicher Weise an einer frischen Platte zu probieren, fing ich noch einmal mit der Eva Dohm an. Ich radierte nur die Umrisse und das Haar vor und fing das Fleisch gleich mit dem Grabstichel an; ich war erstaunt, wie butterweich das Metall für den Stichel war und kupferstecherte darauf los. Sie

kam nicht übel heraus und so nahm ich denn auch die Schwester Sophie wieder vor und brachte sie vollkommen mit dem Grabstichel zurecht, sodaß ich endlich nicht bloß eine radierte Zeichnung, sondern die ganze stoffliche Erscheinung im Abdruck hatte. Da wußte ich, warum Dürer und Schongauer den Grabstichel so geliebt hatten und warum selbst Rembrandt noch damit in seine Blätter hinein arbeitete.

Einmal soweit, tat ich natürlich auch den letzten Schritt und fing ein paar Platten direkt als Kupferstich, ganz ohne Ätzung an, zuerst das Wallon, mein Modell, dann einen toten Christus. Der kleine Akt der Wally war in zwei Tagen fertig, bei dem großen — die Platte war ziemlich 30 zu 60 Zentimeter — schwitzte ich natürlich Blut; aber er wurde auch im selben Jahr noch ordentlich, zwar kein Christus, wie ich dachte, sondern einfach ein männlicher Akt, nach der Natur gestochen und kein Schwindel mit irgend einer Form. Als ich mich so der Technik gewachsen fühlte, nahm ich die Mutter vor nach dem Porträt und stach sie mit haarscharfen Linien zurecht bis in die letzte Falte; ich sah nun endlich, wie das Papier im Druck lebendig wurde und das Gesicht keine Zeichnung mehr war, sondern recht das welke Fleisch einer ältlichen Frau. So war ich mit dreißig Jahren

doch ein Künstler geworden, der keiner Schule und keinem Meister das Seinige entnommen, sondern die Natur rechtschaffen bezwungen hatte. Keiner von allen, die da lebten, hatte dergleichen gemacht, und doch war es nicht der Hochmut auf die paar Blätter, was mich fröhlich stimmte, sondern daß ich nun endlich auch für meine Malerei einen Ausweg sah; es mußte mir auch hier gelingen, mit strenger Formbehandlung die Farbe samt der stofflichen Erscheinung heraus zu bringen.

So kramte ich mit neuem Mut mein großes Bild hervor; dazwischen aber kam der Sommer, wo ich meine Leute in Bern wiedersehn und mich bei meinen Gastfreunden in Zürich, wenn auch malend, rechtschaffen erholen wollte.

* * *

Soweit ich mich an diesen zweiten Aufenthalt im Belvoir erinnere, hat er wohl zu meinem Unglück den Grund bereitet; und wenn ich etwa an einen Satan glauben könnte, der den Menschen nach dem biblischen Glauben die Schlingen der Versuchung legt, so hätte er die meinige damals nicht übel eingefädelt: daß er den Emil Welti mit einem Freund nach Norwegen schickte und mich allein wochenlang mit der Lydia im Belvoir ließ, war sicher eine Teufelei.

Als ich von Berlin aus die Einladung, dort zu wohnen, annahm, wußte ich von diesem Plan noch nichts, da er mich sonst wohl bestimmt hätte, die Einladung abzulehnen. Doch war es schließlich kein Bahnwärterhaus, sondern eine große Besitzung im Park mit viel Dienerschaft, wo die äußeren Grenzen peinlich gezogen waren; so passierte nichts, was einem Roman im Sinn der Zeitungsfantasie entsprochen hätte. Ich war kein Glücksritter und kein Einfaltspinsel, und die Lydia Escher war keine Gans, die gleich beim ersten Loch im Zaun ausbrechen will; es gibt auch freundschaftliche Neigungen zwischen einem Mann und einer Frau, die nicht aufs Bett abzielen. Und wenn auch sicher der Instinkt der Geschlechter solche Beziehungen wohliger macht, und also immer, wenn beide noch im Alter dazu sind, unter der fröhlichen Eisdecke, darauf sie mit Gesprächen und Gedanken ihre Schlittschuhkreise zirkeln, der tiefe, lockende Wassergrund ist, in den sie beide doch einmal einbrechen können — weshalb die Orientalen auch schon richtiger ihre Weiber in einen Harem sperren und ihnen dahinein keinen Porträtmaler und Radierer aus Berlin einladen — so scheint mir der Reiz solcher Beziehungen immerhin auch etwas zu sein, das aus der Welt der geistigen Genüsse nicht allzu-

sehr hinaus fällt. Es kommt nur darauf an, daß keiner von beiden das ist, was das Wort lüstern so drastisch benennt.

Was mich betraf, war ich in Liebessachen auch nicht mehr so gestellt, daß ich allein mit einer Weibsperson schon ins Flackern geriet: ich hatte mir den ersten Appetit der Liebe gestillt und war darin nicht auf die Frau von einem Schulkameraden angewiesen. Es zog mir freilich in ihrem reichen und ordentlichen Haushalt ein paarmal wehmütig durch die Seele, daß ich in der Bedrängtheit meines Lebens nie äußerlich so ins Behagen kommen würde, weshalb ich ihr vielleicht ein bißchen häufig in Briefen und auch mündlich das Wort von Hölderlin zitierte: „Uns ist gegeben an keiner Stelle zu ruhn“: doch konnte ich den Welti nicht beneiden, weil ich zu deutlich die Unrast als ein Erbteil meines Temperaments empfand.

Sie stand in der Beziehung mit anderen Ansprüchen da; als Tochter eines Mannes aufgewachsen, der sich — darin ein bißchen uns Künstlern gleich — im Leben zerrieben und die Tochter von frühauf ihren Launen überlassen hatte, war sie erst mit fünfundzwanzig Jahren in die Ehe gekommen. Ihre Stellung im väterlichen Haushalt, wo sie seit Jahren die Herrin

spielte, war so, daß jede Heirat leicht einen Wechsel bedeutet hätte, der ihrer herrischen Natur nicht lag. Sie war nach ihrem Wesen, ihrer Herkunft und Erziehung darauf gestellt, eine Rolle in der Welt zu spielen. Man sagte, daß sie deshalb den Sohn vom Bundesrat, trotz allem Einspruch ihres Vaters, genommen hätte, weil sie sich in der Diplomatenstadt Bern ein großes Haus als Brennpunkt europäischer Beziehungen ausmalte. Doch war der alte Welti dafür nicht zu haben, daß er als nicht vermögender Mann in Bern zum Haus der Schwiegertochter den gesellschaftlichen Anhang lieferte. So war die Lydia im väterlichen Belvoir geblieben, und weil ihr Mann die Rolle des großen Escher nicht übernehmen konnte, war sie mit ihrem Ehrgeiz doch auf den Hausstand angewiesen, den sie mit schweizerischer Pünktlichkeit verwaltete, obwohl sie ihre Sehnsucht nach einer Rolle in der Welt gerade in der hartnäckigen Abkehr von dem Gesellschaftsleben am deutlichsten dartat.

Mich faszinierte sie als freie Schweizerin im Sinn des Kilchbergers, dem sie sogar in der Erscheinung nicht unähnlich war, robusten Schlages scheinbar und innen doch verletzlich und auch schon verletzt. Daß ich ihr als ein vielgenannter Künstler der deutschen Reichshauptstadt von Schweizer Herkunft eine Luft mit-

brachte, die ihr genehm war — wie überhaupt wohl immer die Kunst dem Luxus dann herhalten muß, wenn er sich sonst nicht recht betätigen kann — das sagte sie mir offen, wenn wir durch die beschatteten Gänge des alten Parks schritten oder vorn auf der Terrasse den Gletscherkranz des Hochgebirges im Abendrot glühen sahen. Und daß wir beide mit unserer Unrast und abgehetzten Leidenschaft uns menschlich näher standen, als sie zu ihrem Mann, der sich zur Kunst wie zu den andern Dingen des Lebens im Sinn des korrekten Genießers hielt: war ich verpflichtet, innerlich taub zu sein, das nicht zu merken?

Nun saß ich Tag für Tag, zunächst als gern begrüßter Gast, danach als eingewöhnter Hausgenosse mit ihr zumeist allein die Mahlzeiten ab, und mußte unvermerkt im äußeren Betrieb, wenn wir spazierten, auf dem See fuhren und auch sonst die Rolle des abwesenden Beschützers übernehmen: wenn das nicht eine Masche des Schicksals war, eine unsichtbare Schlinge, die sich für spätere Zeiten um unsere Füße legte, dann müßte das Leben nicht in jeder Sekunde auf das Wachstum solcher und anderer Beziehungen abzielen, die ja nichts anderes als das Leben selber sind, und müßte nur das Gemisch von furchtsamer

Pflichterfüllung und peinlicher Grenzabmesserei darstellen, als welches die papiererne Moral es gelten läßt. Bevor die Konventionen das Leben der Menschen regelten, war es doch selber aus dem Strudel der Natur geboren; wie nie ein Lehrbuch die Säuglinge hindern wird, daß sie in ihre Windeln machen, und die Leichname, daß ihre wächsernen Gesichter wie die faulen Blätter und Küchenabfälle zur Nahrung des neuen Lebens dienen — das in seinem natürlichen Ursprung nicht so peinlich sein kann, wie nachher, wenn es für den Betrieb der Kultur durch die sogenannte Erziehung dressiert ist: so wird die höchste Vernunft sich selber und andere nicht zu bedruckten Blättern der Weisheit machen können, die Stunde für Stunde als Summe alles Lebens abgelesen werden, von der Geburt zum Tod.

Äußerlich war ich ein Porträtmaler aus Berlin, der die Hausfrau malte. Sie hatte mir dafür nach meinen Angaben das Gewächshaus eingerichtet mit ganz erträglichem Licht; da malte ich denn auch den Gottfried Keller, der täglich auf seinen kurzen Beinchen von Hottingen um den See herum nach der Enge kam und sich geduldig hinsetzte, wie er im Wirtshaus auch dasaß: die Schultern seines Bäuchleins wegen zurück gezogen, den großen Kopf schwer

vorgehängt und mit den Beinchen kaum auf den Boden reichend. Ich malte ihn einmal en face und fand dabei, daß er garkeinen Blick hatte, wenn er nicht sprach, die Augen schienen erloschen und starrten traurig ins Leere; gerade das Gegenteil vom Meyer, dessen kluge Mausaugen den Beschauer freundlich ansahen. Es kam dies wohl zumeist durch die Brille, aber der Lebensüberdruß sprach doch zu deutlich daraus, und keine Frage drängte sich vor seinem Kopf mehr auf als die, wo denn der überreiche und tiefe Humor des Mannes seine Wohnung habe? Der aus seinen Büchern statt der Strahlen ganze Bündel von Sonnenschein in die Welt warf, war in seiner Alltäglichkeit ein verdrießlicher Gast.

Es machte ihm keine Freude zu sitzen, aber da er hinterm Weintisch auch nichts anderes tat, als rauchend vor sich hin zu starren, hielt er es ziemlich aus. Nur, als es in dem Gewächshaus ein paar Tage lang heiß wurde, daß die Brummfliegen ihn umsummten und er sich unaufhörlich den perlenden Schweiß abtrocknen mußte mit seinem rotseidenen Sacktuch, schien es mir ratsam, ihm die weiteren Sitzungen zu schenken. Ich hatte mit dem Zeichenstift und dem photographischen Apparat alles notiert, was mein Gedächtnis unterstützen konnte, sodaß er

mir mit seiner Erscheinung verfallen war. Daß ich später gerade den drolligen Zustand radierte, wie er auf seinem Armensünderstuhl erschöpft dasaß, hat er mir übel genommen, und ich mußte ihm versprechen — als er den Abzug endlich sah — keine weiteren Drucke davon zu machen. So ist bei uns Menschen noch die Verdrießlichkeit des Alters den kleinen Eitelkeiten unterworfen; es war ein Mißverhältnis, daß der Dichter des grünen Heinrich und der goldigschönen Legenden körperlich so aussehen konnte: mir aber schien das doch wieder schließlich wie ein Stück Humor, von ihm selber gedichtet.

Ich radierte ihn freilich erst, wie auch den Conrad Ferdinand Meyer mit dem Hutschatten im Gesicht, im Januar des nächsten Jahres. Als ich damals im Herbst nach Berlin zurück kam, nach einer prachtvollen Fahrt über den Bodensee ins Bayerland, saß mir die behagliche Sauberkeit des Haushalts am Belvoir so im Gemüt, daß ich mir meine Räume mit alten Möbeln neu herrichtete, eine Haushälterin nahm und somit aus dem Dasein eines in Staub und Unordnung hausenden Malers in den Stand eines häuslich eingerichteten Junggesellen trat. Es war mir auch fürs erste wohl dabei, und es schien mir damals sogar in einem innerlichen Zusammenhang damit, daß

ich zuerst den sauberen kleinen Akt ganz ohne Ätzung in die Platte stach und danach die große Platte mit dem Christus. Die langen Ferien hatten mich ausgeruht und die Erfolge meiner Stecherei kamen dazu, mich fast übermütig zu machen. Wenn damals die Berufung als Professor an die Münchener Akademie wirklich gekommen wäre, von der sie mir nachher den Speck durch die Zähne zogen: es wäre möglich gewesen, daß meine Geleise wie so manche vor mir in den Bahnhof zurück geführt hätten, wo ich als Weichensteller oder Stationsvorsteher — meinem verunglückten Freund in Turgi gleich — die Ausfahrt der neuen Kunstzüge betreuen konnte. In meinem Schicksal aber war vorbestimmt, daß meine Lokomotive dem Felddienst der Kunst ausgeliefert war, bis sie entgleist an der Böschung hing und ihre letzte Explosion abwartete.

VIII.

Gerade, was mir damals als eine Bestätigung meiner nun gesicherten bürgerlichen Existenz schien, der unvermutete Staatsauftrag, den Dichter Freytag für die Nationalgallerie zu malen, das warf mir die Kartenhäuser um. Ich hatte den toten Christus noch in der Platte, als der Auftrag kam; obwohl ich ihn zu einer Konkurrenz einreichen wollte, ließ ich den Akt im Stich — diesmal wörtlich — und reiste nach Siebleben ab, wo der Dichter noch vom Sommer her sein Landhaus bewohnte. Daß ich mich der Konkurrenz zuliebe nicht länger damit abquälte, war übrigens nicht schade; denn als ich den Akt ohne Kopf einreichte, wurde er grundsätzlich zurückgewiesen, weil er nicht in der herkömmlichen Linienmanier gestochen sei.

Es war ein schöner Oktobertag, als ich nach Siebleben kam, und wenn es mir ein bißchen gegrault hatte vor dem Siebziger, war ich erlöst, als ich den lächelnden Weißkopf selber sah, der wie ein Land-

pfarrer seinen Garten behütete und doch in den Weltsachen, selbst in der hohen Politik mit feinem Urteil zuhause war. Der Kopf war gut in der Form, noch frisch in der Farbe und wie bei meiner Mutter durch die Falten des Alters etwas in die Breite gezogen, was beim ersten Anblick selbstgefällig wirkte. Ich hatte bei meinen Stichen unterdessen gelernt, worauf es ankam bei der Materie, und dachte es nun sicher auch mit dem Pinsel zwingen zu können. Der Raum, in dem ich malte, war zwar so klein, daß ich kaum einen Schritt von der Staffelei zurück treten konnte; aber der alte Herr saß wacker täglich seine drei Stunden, nicht apathisch wie der Gottfried Keller, sondern stets belebt in der Unterhaltung. Der zeichnerische Aufriß war rasch da, und auch die erste Farbe saß nicht übel; zum wenigsten fand der Halm, der damals an der Kunstschule in Weimar einen Radierkursus hielt und für einen Tag herüber kam, die Anlage nicht nur ähnlich sondern auch in der Farbe frischer, als ich sonst gewesen wäre. Je weiter ich nun aber ins Detail der Form ging, nach meinen Erfahrungen in der Radierung fest vertrauend, daß sich daraus die malerische Haltung von selber ergeben müsse, umsomehr sah ich, wie mir alles in Einzelheiten zerfiel. In der zweiten

Woche hoffte ich noch, aber als mich nach siebenundzwanzig Sitzungen meine Holztafel mit ihrem Bröckelwerk von Farben immer zerfahrener anstarrte, zog ich in der achtundzwanzigsten Sitzung mit weißem Pinsel eine Locke quer durchs Gesicht. Der alte Herr war ganz verstört, als er die Arbeit von einem Monat — auch die seine — in einer Sekunde vernichtet sah: er schien aus seiner Schriftstellerei dergleichen nicht zu kennen; ich aber fuhr mit meiner Holztafel, tiefer gedemütigt als je vorher, nach Berlin zurück. Das einzige, was ich aus diesem Herbstaufenthalt mitbrachte, war eine große Kiste von Silberdisteln, die ich mir in Siebleben gesammelt und zu einem fünfundzwanzig Meter langen Kranz geflochten hatte, um damit meine Atelierwand gegen die Decke abzuschließen; als ich sie schließlich Anfang Dezember anheftete, weil ich sie doch nun einmal dahatte, kam mir der Galgenhumor ganz von selber, daß so stachlig und trocken die Blumen wären, die mir aus meinen Studienreisen blühten.

Es war immer die gleiche Sache mit meiner Kunst; ich brauchte nur den Anflug eines Hochmuts zu haben, daß ich weiterkäme, und schon hatte ich meinen Schlag ins Genick. Diesmal aber war ich hartnäckiger als sonst, weil mir der große Kupferstich aufhalf. Die

Platte lag noch immer in dem Zustand da, wie sie mir von der Konkurrenz zurück gewiesen war, mit dem ausgekratzten Christuskopf. Der schien mir in meiner jetzigen Verfassung überhaupt schon eine poetische Übertreibung, und so stichelte ich nachträglich den Kopf des Modells so peinlich nach der Natur, wie ich den Körper gemacht hatte; das Ganze war nun zwar nichts als eine Aktstudie in Kupfer gestochen, aber sie war solid und technisch nicht mehr zu überbieten. Wie ein Verirrter jeden Weg zehnmal ausprobiert, so glaubte ich mich auch als Maler von hier aus retten zu können, indem ich mit dem Pinsel einen Akt geradeso nach der Natur herunter malte. Diesmal sollte es ein Gekreuzigter werden. Was mir damals in der Akademie bei Löffz halbwegs geraten war, das mußte jetzt nach soviel Studium und mit dem eisernen Bestand meiner gestochenen Arbeit gelingen. So malte ich das ganze Frühjahr hindurch das selbe Modell als lebensgroßen Akt am Kreuz und mußte dabei einsehen, daß mir das entschleierte Geheimnis der Farbigkeit und der Materie in der Radierung als Maler wenig nützen konnte, weil in dem Pinsel die Farbe selber saß. Die war niemals aus der Form zu gewinnen, sie lag im Spiel des Lichtes auf den Dingen wie die Musik auf den Worten eines Liedes;

die Worte hatte ich nun ziemlich gelernt, mit der Musik der Farben von Grund auf anzufangen nach soviel Jahren meines Studiums, das vermochte ich nicht mehr, weil meine Nervenkräfte verschlissen waren.

Darüber bekam meine Haushälterin, die eine Witwe von fünfunddreißig Jahren war, wieder Heiratsgedanken; sie verließ mich zum Frühjahr; in Cairo starb am Lungenschlag mein Freund Lissel, der Architekt, der noch den Winter über radierend bei mir gewesen und mir wie ein Bruder teuer geworden war; die Professur in München schien sich auch nicht zu machen und ernsthafte Heiratsgedanken brachen frühzeitig beide Beine, weil der Gegenstand, eine langjährige Schülerin von mir und eine teufelsmäßige Schönheit, ein bißchen Katz und Maus mit mir spielte, im übrigen aber wenig genug von mir zu halten schien: so klang ein schön und mit neuen Hoffnungen angefangener Winter zum Frühjahr in eine fadenscheinige Verzweiflung aus. Der Akt wurde zwar fertig und kam zur Ausstellung, auch den Freytag schmiedete ich so für die Nationalgallerie zurecht, daß er sich zum mindesten durch die strenge Formbearbeitung hielt und in der Farbe nicht zu sehr abfiel: aber es war keine Zukunft in diesen Sachen; den Akt hatte ich aus Trotz fertig gemacht und den Freytag, weil

ich das Geld nötig hatte. Es war die Arbeit eines Karrengauls, der sicher stehen blieb, wenn ihm die Peitsche nicht um den Kopf knallte. Jahr für Jahr blieb es mit meiner Malerei das gleiche friedlose Rennen, und ich fühlte, daß mir der Atem allmählich ausging; von dem Wunderkind war nichts geblieben, als ein wund geschaffter Mann, dem schließlich sein Atelier und seine Wohnung freudlos und widerwärtig wurden.

Eine neue Haushälterin zu suchen war ich zu mutlos und so nahm ich nach und nach das Märtyrertum an, darin nervöse Menschen sich gefallen, wenn die Kraft nicht mehr ausreicht, es zu ändern. Ich ließ mir von der Portiersfrau des Hauses das nötigste machen in meinem Atelier, verkam darüber fast in Staub und Unordnung, sodaß ich schließlich, der ich zum wenigsten äußerlich noch häuslich und fleißig gewesen war, nun keinen Abend mehr zuhause blieb und mich schon fast an dieses sinnlose Herumsitzen in Weinkneipen gewöhnte, das schließlich das Ende aller entgleisten Existenzen ist, solange sie genügend Kleingeld in der Tasche behalten.

* * *

Ich war im Jahre 1881, also gleich nach der Medaille zum erstenmal in Paris gewesen und hatte mir

manche Anregung heimgebracht, an der ich zwischendurch die Jahre geknabbert hatte. Nun wollte ich es noch einmal dort versuchen, vielleicht, daß es mir half. Als ich im Juni meine viertausend Mark vom Staat für den Freytag erhalten hatte, tat ich zehn Prozent davon in die Tasche und reiste über Brüssel nach Paris, wo ich an einem Sonntagmorgen anlangte, zuerst in den Salon, danach in den Louvre ging, und eine Woche lang nicht mehr heraus kam. Was den Salon betraf, so brachte ich noch aus alter Ehrfurcht ein Gefühl mit, daß hier heiliges Land wäre, aber nun sah ich, daß die Dornbüsche gerade wie bei uns das meiste Holz im Wald ausmachten. Meine Vorstellungen von französischer Malerei waren anders als sie selber; nur das war der Unterschied zur deutschen, daß bei uns der Durchschnitt schlecht malte, während er dort den Großen immerhin das Handwerk abguckte; was aber sollte mir das helfen, der lieber nichts sein, als zum Durchschnitt gehören wollte!

Als ich danach noch eine Woche in den Niederlanden war, um dort die alten Holländer zu sehen, machte ich noch eine Entdeckung, die gewissermaßen die letzte Station zu meinem Kalvarienberg der Malerei war. Zuerst meinte ich, daß mir nach den modernen Farben der Franzosen der künstliche Goldton

der alten Holländer zuwider wäre. Bald aber merkte ich, daß es mir vor dem geliebten Rubens nicht anders ging; ich war der Bilder aus tiefer Seele und bis zum Ekel überdrüssig geworden. Ich hatte mich seit zwölf Jahren bemüht, alles, was auf dem Gebiet der Malerei geleistet war und noch wurde, zu studieren und in der Form mit der Natur zu kontrollieren; ich hatte meine Bildung als Maler an der vorhandenen Kunst gewonnen und merkte nun, daß in der Farbe der schönste Rubens vor einem Stückchen Natur verblaßte, das durchs Fenster herein sah. Das merkwürdige Wort des in irgend eine Heilanstalt verschollenen Kispert bei Schäftlarn fiel mir wieder ein, von unsern Lehrern und der Natur: ich glaubte nun erst ganz den Sinn davon zu verstehen und was für eine schneidende Kritik darin lag an aller Kunst, die wir im Sinn unserer Lehrer, also im Bann der alten Meister machten.

So kam es, daß ich auf meiner Kunstreise in Holland kaum die Bilder und immer wieder die Pracht der Landschaft sah, die viel schöner als all die bräunlichen Tafeln und nur ein paarmal bei Hobbema und einmal im Haag beim Vermeer van Delfft angerührt war: diese Kornfelder und flachen Wiesen mit den Kanälen mitten durch, wo die Schiffe auf dem Land

zu fahren schienen und mit ihren Segeln wie tief geballte Wolken in dem ungeheuren Horizont standen.

Beim Haag aber liegt Scheveningen, und wenn man die halbe Stunde hinaus fährt durch den merkwürdigen Wald, dann ist das Meer da, das ich damals zum erstenmal sah. Ich kam erst nach Sonnenuntergang hin; es war kalt und windig und die Wellen am Strand gingen ziemlich hoch mit ihrem weißen seidigen Schaum: immer, wenn die eine ihre Tücher ausrollte in den Sand, daß die Spitzen daran sich rauschend auskräuselten, kam die nächste schon wieder an und warf den ganzen Schwall ihres Wassers darüber her, um doch nichts zu wirken als neue Tücher und neue Spitzen, die dann in hundert Bächen wieder zu Wasser wurden und hurtig zurück liefen. Sie führten den Blick von selber hinein in die Tiefe, wo tausende solcher Schaumränder in immer kleineren Zwischenräumen für das Auge starr zu stehen schienen und sich endlich verbanden zu jener eisernen Linie am Horizont, die mit ihrer Unbeweglichkeit über all diesem Aufruhr stand, obwohl sie doch sein Teil und seine Begrenzung war. Ich konnte die halbe Nacht nicht wieder fort, mußte denken, was für ein anderes Sinnbild des Menschenlebens dies doch war als das Hochgebirge, wo sich

in den Bergen nur die Geschichte der Elemente erstarrt und unveränderlich zeigte, während hier das Leben selber als Welle auf den Sand herrauschte und in seiner Geburt schon starb. Ich dachte an meinen Freund Lissel, der nun im Sand bei Cairo schon von den fleißigen Würmern in den Stoffwechsel zurück geführt wurde, wie er im Winter noch meine Ätzungen beaufsichtigte — einmal die kleine Platte vom Halm so ungeschickt, daß die Haare gleich Bindfäden ätzten — nun aber von den meisten trotz aller Leidenschaft seiner Studien schon vergessen war. So starb hier Welle auf Welle zu meinen Füßen, jede war ein Wunder von entzückenden Ornamenten und hatte nicht einmal Zeit, im Sand zurück zu laufen, schon fiel die andere darüber her.

Gleich in der Frühe war ich wieder da und jetzt sah ich die Farbe, wie sie sich steigerte zum Horizont, auch darin die Gewalt des Elementes zeigend; wie sich das flirrende Mosaik der einzelnen Farbfetzen hier vorn darin verband zu einem einzigen Klang, so stark, daß man ihn förmlich wie eine Tuba hörte. Da sah ich, daß Mesdag und Konsorten, Achenbach und wie die Meermaler alle hießen, Seifenschaum und Mehlsuppe und Pinselgymnastik machten und kein Meer, und daß der einzige, der es gemalt hatte, trotz seiner

kitschigen Meerweiber darin doch Böcklin war, weil alles Spezialistentum bestenfalls zur virtuosen Manier führen mußte. So drängte sich mir eine Ansicht der modernen Kunst auf, wo sich jede Berühmtheit mit irgend einem Zipfel Naturanschauung bekannt gemacht hatte, um bis zum Lebensende das Patent auszunutzen, wo der eine seinen Hirsch zur Dreiviertelsieben-Stimmung in der Moorlandschaft mit der Mondsichel und der andere am Meer oder sonst sein „cachet“ hatte. Die Natur aber duldete in dem unendlichen Leben ihrer Schönheit keine Kunstrezepte; wie sie in jedem Augenblick neu geboren schien, wollte sie auch in jedem Kunstwerk neu bezwungen sein. Freilich war zwischen Böcklin und mir ein Unterschied wie zwischen einem Pegasus und einem preußischen Ordonnanzpferd: aber wenn ich in einem Stich wie dem von meiner Mutter aus der unbeirrten Naturanschauung zu einem Resultat gekommen war, sollte es mit der Landschaft ebenso möglich sein; und daß die Landschaft die Grundlage aller modernen Malerei sein mußte, wenn sie von den Meistern und den gelernten Kniffen des Handwerks los kommen wollte, das sah ich wohl ein.

So kam ich schon wieder mit einer neuen Lehre

nach Haus; und obwohl ich merkte, daß mir allmählich der lange Atem ausging, daß ich in meinen Entschlüssen kurzatmig wurde und sprunghaft wechselte, so schob ich das auf die Sackgasse, in die ich geraten war; denn was kann einer anders machen, der nicht konsequent den ganzen Weg zurück gehen will, als verzweifelt einen Ausweg suchen. Wie ich zurück war in der Stadt, wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten gibt, und meinen Kram betrachtete: fielen mir auch die Studien zu meinem großen Bibelbild wieder in die Hand. Ich erinnerte mich, wie begeistert ich noch im vergangenen Herbst im Park von Belvoir statt der antikisierenden Halle das Blätterdach der Landschaft für den Vorgang gefunden hatte und wie auch das bei einigen Skizzen geblieben war. Dabei fielen mir die Berge meiner Heimat ein und das blaue Hügelland um Bern, meine Malerei war taub geblieben, weil sie dahinein keinen Weg gefunden hatte. Ich wäre am liebsten gleich hingereist; aber noch hatte ich das unfertige Bildnis der Lydia mit den Oleanderblüten und dem roten Küchenmädchengesicht, wie sie in Zürich spöttisch gesagt hatten, und ich sah, daß ich damit nicht heimkommen durfte. So wollte ich wenigstens erst einen Stich von der Frau haben, die ich längst mehr als

jeden andern in meinen Briefen zum Mitwisser meiner Niederlagen gemacht hatte. Ich besaß schon einen mißglückten Versuch; nun stach ich sie nach meiner Ölskizze mit dem Rembrandthut und legte die zarten Striche so vielfältig übereinander, daß mir das Fleisch endlich transparent vorkam.

Es machte mir keine Mühe, wie ich auch das letzte Halmbildnis – es war das vierte – im Mai leichthin in zwei Tagen auf die Platte gebracht hatte. Damals glaubte ich, es wäre die aus Holland heimgebrachte Furcht vor dem Spezialistentum, was mir diese beiden Kupferstiche, die letzten, die ich anfing, soviel weniger interessant machte; ich nannte noch den Teufel der Vollendung, was schon die ausgebrannte Leidenschaft meiner Natur war, die sich im Kampf mit dem Objekt zerreiben mußte, wenn sie tätig sein sollte. Nun das Problem gelöst und das Geheimnis der Kupferplatte für mich entschleiert war, lag in der Sache kein Reiz mehr für mich, wenigstens keiner mehr groß genug, um darum den Aufwand eines an die Kunst verkauften Lebens zu machen. Es hätte eines gereizten Briefes der Lydia nicht bedurft, die wie der Gottfried Keller durch ihr Ebenbild in meiner Auffassung an der Eitelkeit gekränkt war, um mir die Lust am Grabstichel zu nehmen,

den ich nun so gut wie einer in der Welt zu gebrauchen wußte, und der mir eben dadurch verleidet war.

Darüber war es Juli geworden, und ich wollte für ein paar Tage aus der Asphalthitze Berlins und von meinen Kupferplatten weg in den Harz; im letzten Augenblick besann ich mich und fuhr nach Rügen, weil mir die Nacht am Meer in Scheveningen nicht aus den Sinnen ging. Doch fand ich, daß die Ostsee eine Art Bodensee, sicher aber kein Meer war; ihr blaues Wasser lag spiegelglatt, und so schön die Buchenwälder farbig dazu standen, die Enttäuschung blieb, sodaß ich nicht erfrischt nach Berlin zurück kam. Die Vorstellung aber, daß ich nur aus strengem Naturstudium zur Farbe kommen könnte, verstärkte sich auch da und daß – wie bei meiner Landschaft aus Großhesselohe, dem Spinat mit dem Setzei – Buchen dabei sein müßten. Sobald ichs machen konnte, überließ ich deshalb mein Atelier dem Staub und reiste nach der Heimat, brennend darauf, endlich einmal monatelang draußen in der Landschaft zu malen, was mir in der Hetze von zwölf Jahren nicht möglich gewesen war. Mit mir freilich fuhr der Zweifel, ob meine malerische Begabung überhaupt durch eine solche Kur noch zu retten wäre und ob mich meine

14*

Natur nicht viel gründlicher in einen andern Sattel setzen wollte.

Meine Mutter war damals schon aus Bern nach Biel gezogen, wo mein Bruder Eduard als Fürsprech lebte. Es ist inwendig ein schön gebauter alter Ort der leider durch die Regulierung des Bielersees nicht mehr direkt am Wasser liegt und durch Fabriken rund herum verdorben ist. Doch steigt der Jura darüber mit Waldhängen direkt zu einer Hochebene auf, daraus der Chasseral den seltsamen Tierrücken hebt. Ich blieb ein paar Tage bei meiner Mutter; durch die Schicksale mit meinem Vater und den Ärger mit uns Kindern, dazu ich auch das meinige getan hatte, durch die tägliche Sorge um ihr vielfach gefährdetes Dasein, war ihr heiteres Gesicht allmählich gefurcht geworden. „Das Leben ist Sorg und viel Arbeit,“ konnte auch sie über ihre Tür schreiben, und weil sie nicht mehr geneigt war, etwas leicht zu nehmen, auch in meinen Wandlungen schon den Gang des Schicksals argwöhnte, nahm sie mehr Freude an sich, als sie geben konnte.

Hier unten war nichts zu malen; ich hatte mir eine Auseinandersetzung mit der Landschaft gedacht, wie meine Kupferstecherei gewesen war und dafür wollte ich mit ihr allein sein. Also kletterte ich eines Tages

hinauf nach Romont, einem jämmerlichen Dörfchen im Jura, das nicht einmal eine Fahrstraße hat und von der Eisenbahnstation Pieterlen mühsam erreicht wird. Einen Gasthof gab es da oben nicht, doch fand ich ein sauberes Bett bei der alten halbtauben Postjungfrau und konnte in dem Cabaret auch eine Art frugaler Nahrung kriegen. Wichtiger als das war mir die herbe Bergluft, die der obere Jura stärker als jedes Hochgebirgstal hat, und daß ich dort Buchenwälder von unendlicher Weite fand, dazu die Erwartung, endlich einmal ein paar Monate lang allein mit Himmel, Bergen, Fernen und Wäldern zu sein, ohne Kunst und Menschen, soweit ich nicht selber von beiden Dingen eine übermessene Last herum trug. Ich war in jeder Bedeutung des Wortes kurzatmig geworden und mußte mich erst wieder zu Kräften bringen.

In den ersten Tagen gab es natürlich Regen; es machte mir wenig, weil ich auch danach eine Art Durst hatte, die Natur wieder einmal wie einen dick begossenen Garten in der dampfenden Weichheit halbsonniger Regentage zu haben; nachher wurde es schon besser, sogar zum Rösten heiß in der bergklaren Luft, sodaß ich täglich meine acht Stunden malen konnte. Da stand ich denn mit meiner Palette voll reiner Farben

und den sauberen Pinseln wieder wie vor neun Jahren an der Isar in einem Buchenwald und wollte sehen, wie ich die perlgrauen Stämme und den lilabraunen Boden mit der grünen Blätterflut auf die Leinwand brächte, ohne daß die Farben, die in der Natur so schmelzend gingen wie in Email, gegeneinander schrieen. Aber was damals Übermut und nur eine Art Knabentrotz gewesen war, war jetzt die bittere Notwendigkeit eines Mannes geworden, der sich in seiner Kunst von allen Seiten eingekreist sah und, wenn er Maler bleiben wollte, diesmal nicht verlieren durfte.

Ich war von Anfang an bescheiden und klug genug, mir keine Bilder sondern nur Studien vorzustellen; was mich frappierte, sollte in Farben auf die Leinwand kommen, immer nur der farbige Effekt, nicht mehr. Aber auch mit dieser Vorsicht kam ich nicht weit. Ob ich auch noch so kühn einsetzte, es wurde immer, wenn ich die Farben auf der Leinwand zu einer Art Ordnung brachte, ein so verblaßter Abklatsch daraus, daß ich mich vor der Natur schämte. Ich ließ es trotzdem nicht an Kühnheit fehlen und gab mich tapfer daran, die blauen Fernsichten in meine Studien einzubegreifen. Von Biel zieht sich der Jura bis zum Weißenstein bei Solothurn meilenweit dem breiten Aaretal entlang mit einer steilen vielzerklüf-

teten Kette, die schließlich das Grün der vorderen Hänge in das blauste Blau auflöst. Wenn ich dann meinte, dergleichen wiederum recht natürlich auf der Leinwand zu haben, war es für sich besehen solch ein brutaler Zweiklang, daß ich es auch nicht gelten lassen konnte. So zerrieb ich mich in kurzer Zeit zwischen Landschaft und Leinwand derart, daß ich kaum noch wagte, mit der Palette auszuziehen. Um aber nur eine Sommerfrische zu haben, war Romont zu wüst; ich brach lange vor der festgesetzten Frist meine Zelte ab und ergriff vor mir selber die Flucht.

In Biel fand ich bei meiner Mutter die Nachricht vor, daß mir der preußische Staat nachträglich zu dem Freytagbildnis auch noch die beiden radierten Platten für zweitausend und fünfhundert Mark abgekauft hätte; das brachte mich über den ersten Schrekken meiner Niederlage fort; auch war ich trotz allem künstlerischen Mißgeschick da oben braun geworden. Nur ruhen und zur Besinnung kommen durfte ich jetzt nicht. Ich hatte von Romont meine Berneralpen ein paarmal so herrlich aufgebaut gesehen, daß ich mich nun für ein paar Tage hinein wagte; übers Wetterhorn und die Dossenhütte nach Innertkirchen hinunter und von da ins Gadmental hinauf, daran ich aus meiner frühen Zeit eine schöne Erinnerung

hatte, wie es mit seinem breiten und grünen Talboden voller Nußbäume zwischen den nackten Felswänden der Gadmerfluh und den Thierbergen stand. So zu steigen, tat mir wohl für meine Stimmung; wo jeder Schritt bedacht sein mußte und der Blick nicht vom Boden wegdurfte, fand der Kopf keine Zeit, das Fazit aus der Erfahrung in Romont zu ziehen, die noch immer wie die Nachricht von einem Todesfall auf mir lag, nur lähmend zuerst und noch garnicht in ihrer Schmerzhaftigkeit begriffen. Am Grauen Stock aber fehlten mir ein paar von den Krallen in den Bergschuhen vorn, und als es darauf ankam, rutschte ich wirklich ab; nicht tief genug, um den Hals zu brechen, weil ich mich unterwegs noch festgreifen konnte, doch immerhin so gründlich, daß ich mit einer bösen Kniezerrung gegen die Nacht nach Gadmen zum Bären gehinkt kam und andern Tags mit dem Wagen als ein Halblahmer das schöne Tal verlassen mußte.

So gab mir ein Mißgeschick genügend Zeit, den Gedanken über meine künstlerische Lage nicht mehr auszuweichen. Ich mußte mit dem Knie in der Bandage bei meiner Mutter lange herum liegen und versuchte es zuerst mit lesen; zufällig fiel mir der Martin Salander von Gottfried Keller in die Hand,

von dem ich immer das Gefühl gehabt hatte, er könnte schon ein wenig senil sein: er war es garnicht, und als ich die letzten Seiten des geruhsamen Buches aus der Hand legte, wußte ich mit einem Mal, daß es nicht nur in der Dichtung weniger auf den Gegenstand ankommt als auf die Musik, die darum gemacht wird. Dieses Lebensschicksal des alternden Salander hätte ebensowohl ein wildes, bittres, auch trocken schilderndes Buch werden können, wie es nun ein voller Strom von reichen Herbstfarben war. Ob mir das Bild nur davon kam, weil draußen der Herbst mächtig ins Land zog und, obwohl es kühlsonnig blieb, alles mit Gold anfärbte? Mir ging auf einmal bei dem Buch auf, daß es so farbig wirkte, weil es so musikalisch war; ich aber hatte keine Farbe gehabt von Anfang an und würde sie nie haben, weil ich unmusikalisch wie selten einer war. Darum konnte ich nicht so bequem wie die andern die Malerei gleichsam als Musik über die Dinge legen; ich mußte mir die Stofflichkeit, die Farbe und den Schmelz darin kümmerlich aus dem strengen Studium der Form gewinnen. So war es bei den Stichen gewesen; weil mir die Form zur Farbe nichts nützen konnte, die im Spiel des Lichts unabhängig von ihr und fast willkürlich um die Dinge spielte: darum kämpfte ich seit zwölf Jah-

ren einen Verzweiflungskampf auf einem verlorenen Posten, wie ihn Dürer als Maler – gegen Holbein und Rubens genommen – auch gekämpft hatte. Mit dem Stichel konnte ich die Farbigkeit der Dinge bis zur Illusion vortäuschen, mit dem Pinsel kam ich nicht zurecht, weil darin die Farbe selber und keine Druckerschwärze saß. Darin konnte mir auch alles Naturstudium nichts helfen, und so mußten alle glühenden Bilderträume meiner Jugend ungeboren bleiben.

Weil aber die Graphik meinem Temperament nicht genügte, weil ich mir auch zu jung vorkam und viel zu unrastig, um darin schon die Beschränkung zu finden, aus der nach Goethe der Meister kommen kann: so blieb mir, wenn ich höher wollte, kein Weg mehr zur großen Kunst, als mich auf meine Formbegabung zu beschränken und ihr bis in die Konsequenz der Plastik zu folgen, also mit dreißig Jahren endlich aus einem Maler, Radierer und Kupferstecher ein Bildhauer zu werden. Daß ich damit aus der Einkreisung meiner künstlerischen Lage nur einen neuen Ausweg hatte, der mir gangbar schien, weil ich nur erst den Anfang und nicht wie sonst von allen Seiten schon das Ende sah, das in der Kunst dem Sprichwort entgegen viel schwerer als aller Anfang ist; daß, wenn ich wirklich unmusikalisch, im letzten Grunde

auch unkünstlerisch war und also auch hier einmal an die Grenze meiner Begabung kommen mußte mit meiner bohrenden Hartnäckigkeit: das besorgte ich damals noch nicht. Und wenn ich es gesehen hätte bis in den letzten kahlen Grund: mein Temperament war nicht danach, vor irgend einer Einsicht Halt zu machen, daran sich meine Kräfte im Widerspruch noch nicht gemessen hatten.

So kam ich endlich im Herbst als ein hinkender Maler ins Belvoir, aber als ein Mann trotzdem, der nicht aufhören konnte zu gehen, bis auch das andere Bein steif war.

* * *

Ich fand die Lydia anders als im vergangenen Sommer, wie auch der Meyer anders geworden war, den ich mit ihr einmal auf Kilchberg besuchte; irgend ein Mehltau schien auf die beiden gefallen zu sein, die zwischen Apathie und nervöser Gereiztheit so jäh wechselten, daß ich mir selber wie ein Urbild von Gesundheit vorkam. Ich wußte zwar, daß die Lydia den Sommer über in der Kaltwasserheilanstalt am Gießbach gewesen war, dachte aber, daß sie gleich mir erfrischt wieder gekommen wäre. Trotzdem gab es freundliche Wochen im Belvoir und eines Tages auch ein Projekt, das sie anscheinend mit ihrem Mann

im Winter schon besprochen und nur bis dahin zurück gehalten hatte, weil ich mit der Darlegung meiner Münchener Aussichten dazwischen gekommen war.

Als sie mich nun dahatte mit meiner Niederlage aus Romont und dem verknacksten Malerbein und trotz den braunen Backen aus meiner Stimmung bald erkannte, wie wenig die auf München, im Grund ebensowenig wie auf Berlin stand: kam sie mit ihrem Plan heraus. Es war in Briefen davon die Rede gewesen, daß die Weltis im Winter nach Italien gehen und mich einladen wollten; nun ging das aus manchen Gründen nicht; doch machten sie mir den Vorschlag, mit ihnen einen Vertrag auf fünf Jahre einzugehen, wodurch ich aller Auftragsmalerei enthoben wäre und mich ganz der Entwicklung meiner Pläne widmen könnte. Ich sollte während dieser Zeit einen festen Wechsel haben und dafür alles ins Belvoir abliefern, was ich für fertig hielt; es sollte dann verrechnet werden. Das war zwar eine Art von Hörigkeit, in die ich dadurch im Sinn der Renaissance-Künstler geriet; aber weil die Grundlage eine treue Freundschaft war und das Angebot gerade kam, als ich mit dem beabsichtigten Wechsel des Handwerks fast wieder wie ein Kunstschüler auf ein Stipendium angewiesen war: sagte ich gern zu.

Meiner Mutter freilich, zu der ich wieder aus Zürich zurück ging, weil ich in Bern vorerst den Bundesrat und seine Frau malen sollte, behagte dieser Plan so wenig wie meine Umsattelung überhaupt. Für ihren praktischen Sinn war die Malerei ein Handwerk wie jedes andere, und wenn ich nun wieder davon lief wie damals dem Maler Wenzel, schien ihr damit die schwer errungene Grundlage meiner Existenz gefährdet. Denn daß ich mich in eine für sie fast schimpfliche Abhängigkeit zum Belvoir begab, für ihren Begriff eine Art Angestellter wurde, vertrug ihr bernischer Bürgerstolz erst recht nicht. Sie konnte nicht mit in die inneren Nöte meiner Kunstübung sehen, schon deshalb nicht, weil sie nicht begreifen mochte, daß ihr Kari für irgend etwas in der Kunst nicht so begabt sein sollte wie jeder andere. Sie hätte gewünscht, daß ich meine Aufträge zuvor erledigt und dadurch aus eigener Hand Geld genug gehabt hätte, ein paar Jahre lang unbesorgt in Italien zu leben. Daß sie mit ihrem Mißtrauen einiges Recht hatte, die liebe Gute, das einzusehen nutzt mir heute nichts mehr, wo zwar alles viel schlimmer ausgelaufen ist, als sie argwöhnte, wo aber auch die bittere Einsicht nicht von mir weichen will, daß alles so sein mußte und daß diese äußere Wendung in meinem Leben nicht

für das innere Schicksal – die Tragik, wie die Dichter sagen – entscheidend war.

Wenn ich irgendwie noch zweifelte in meinem italienischen Entschluß und immer noch ein wenig mit München liebäugelte in einer melancholischen Ahnung, daß es für meine erschöpften Kräfte besser wäre, Halt zu machen und wie die andern die bequeme und vorsichtige Ernte anzufangen: so wurde ich kuriert, als ich auf meiner Rückreise spät im November noch einmal, zum letztenmal in meinem Leben, nach München kam. Als ich sie wieder hinunter fuhr, die Strecke von Buchloe, auf der ich vor vierzehn Jahren als Anstreicherlehrling nach München gekommen war: stürmten die Erinnerungen und die Wehmut davon mit einer Ahnung allen Elends auf mich ein. Damals war es ein schöner Maitag gewesen, diesmal regnete es im düsteren November und ich konnte, als bei Graffrath die bayrische Hochebene anfing, nicht wie damals hinunter sehen bis nach Ungarn und fast schwindlig werden bei dem Gedanken, daß ich nun an der Rundung der Erde hinunter führe. Sie war mir unterdessen ein solides Institut geworden, das keinen in den Weltraum fallen ließ, das alles brauchen konnte, wenn es nicht mehr zum blühen und Früchte reifen war, dann zum Dung.

Ich suchte meine Bekanntschaften von damals auf; der Halm kursierte in Berlin, die andern waren in den Jahren soviel oder sowenig nach ihrer Seite gewachsen wie ich nach meiner, und was ich sonst vom Künstlerleben sah, mißfiel mir bis zum Abscheu. Da saßen sie in den Kneipen gesondert an ihren Tischen, die Realisten und die aus dem dreißigjährigen Krieg, die Mutterglücksmaler und die mit den Mondscheinliebespaaren, und alle beachselzuckten sich gegenseitig bis zum Haß und jeder malte auf den Export und beobachtete die andern mißtrauisch oder behaglich je nach der Konjunktur des Marktes. Allerlei Arten Blattläuse der Kunst; nachdem die Fleißigen ihr Leben eingesetzt hatten, den Saft heraus zu schlagen, soffen sie sich daran die Bäuche voll. Es mochte seine Vorzüge haben, als Akademieprofessor oder sonst in die soliden Verhältnisse der Münchener Kunstbranche einzutreten: nur was im Bewußtsein der europäischen Völker durch Jahrhunderte als Kunst lebte und die Bedeutung, die sie selber im geistigen Leben verlangte, das stand dabei so wenig in Rechnung wie meine innere Sehnsucht, ihre Leidenschaften bis auf die Neige auszukosten. An soviel Grenzen sich meine Begabung die Finger blutig schabte, Künstler mußte ich bleiben, weil nichts anderes als ein Künstler, kein Handwerker

und kein Fabrikant in meinem Temperament beschlossen lag.

Daß der Halm sich wieder in Berlin aufhielt, erinnerte mich sonderbar daran, wie er mein Lehrer in der Radierung, aber auch mit seinem Kopf mein erstes Opfer gewesen war. Mit einer Art von Aberglauben kam es mir ratsam vor, ihn auch zum Gegenstand meiner ersten Büste zu machen. Ich hatte zwar im vergangenen Winter schon gelegentlich in Ton geknetet und kannte die Handgriffe von meinem Freund Waegner; nun dachte ich im Wasser schwimmen zu lernen und bat den Peter, mir zu sitzen. Ich kannte jede Form an seinem Kopf von den vier Radierungen her, auch war sein bartloses Gesicht ein plastischer Vorwurf von besonderem Reiz. Es schien dem Halm, als ob ich gut zurecht käme, aber der rechte Ernst kam mir nicht hinein; die Italienkrankheit stieg mir umsomehr ins Blut, je dicker sich der norddeutsche Winter einfror. Als mein geduldiges Modell eines Tages wiederkam, hatte ich die Büste zerschlagen, das Atelier vermietet und war glücklich frei für meine Flucht. Nur die Möbel machten mir noch einen unnützen Aufenthalt; ich sah da erst, welchen unnützen Lebensballast ich mir in den sieben Jahren vielfach um teures Geld zusammen gekauft

hatte. Nun mußte alles auf den Lagerhof und wie es da vermoderte, war mir gleich.

Es wurde ein Weihnachtsfest wie bei einem Auswanderer, obwohl wir wieder zu fünf Junggesellen als Christfamilie humoristisch beisammen waren; aber mich plagte keine Abschiedswehmut sondern fast eine Art Heimweh nach einem Land, in dem ich nie war und das ich nun mit der Seele suchte. Der Goethe wurde mir bei meinen Zukunftsträumen der tägliche Umgang; besonders als ich wieder einmal durch einen Unfall genötigt war, die ganzen Tage lesend zu verbringen. Ich mußte mein Gerümpel, wenn auch nicht selber einpacken, so doch ordnen dafür, und wie ich dabei eine Büste von einem meiner Schränke nehmen wollte, hatte der alte Stuhl, auf dem ich stand, zwar einen schönen Stil, aber schlechte Beine. Eines davon brach aus, die andern krachten dreieckig nach, ich auch mit meinen beiden Zentnern und der Büste in der Hand. Bevor der Krach kam, war die gebrannte Tonbüste mir mit Scherben ins Gesicht gefahren, und weil mein linker Arm das Ganze noch stützen sollte, ging es ihm schlechter als dem Gesicht. Ich mußte ihn für mehr als eine Woche im Gipsverband tragen und sah durch die Schürfungen und Beulen, trotzdem ich buchstäblich mit einem blauen Auge davon

gekommen war, oder deshalb, etwa wie der Güldenstern in Richard III. von Shakespeare aus.

Zu arbeiten hatte ich nichts mehr, das Handwerkszeug war weggepackt; so existierte ich zuletzt wie der Mann ohne Herz in Berlin, und wie die Januartage mit dem bedeckten Himmel begannen, wo es nicht einmal um Mittag hell wird, kam ich mir im Lehnstuhl liegend wie ein Opiumraucher vor, der nur noch zufällig mit dem Körper dalag, während der Geist von seiner eigenen Schwere befreit die eigenen Wege der Dämmerung ging. Nur abends, wenn die Lampe kam, nahm ich ein Buch und immer war es Goethe, aus dem die deutsche Sehnsucht nach Italien auf tausend Blättern irrlichterte.

Er hätte auch nicht hingebraucht; er hatte mit Händen und Herzen in Weimar und Deutschland genug zu tun, und doch zog es ihn übermächtig dahin, weil in der deutschen Welt der Künstlermensch keine Heimat finden kann. Freilich sattelte er nicht um, wie ich es nun mit dreißig Jahren tat, ganz ungewiß, ob mir im neuen Metier jemals ein Werk gelingen würde. Aber schließlich kam es der Mutter Natur vielleicht, nicht mir als Künstler auf das Werk an; und die Lockung etwas zu schaffen, was nach tausend Jahren vielleicht noch lebendig wäre, war nur ein

Kunstgriff der erfahrenen Gaunerin. Wie sie bei allen Trieben ihre Zwecke im Auge hatte und uns nur dazu die Genüsse daran gönnte und erweckte, so auch bei der Kunst. Mein Teil als Künstler, der ich nicht die Menschheit, nicht die Natur, nur ihr Geschöpf und Spielzeug war, blieb nichts als das Vergnügen an meiner Arbeit und die Leidenschaft, ein Loch in ihr Geheimnis zu reißen. Und wenn ich sicher gewußt hätte, alles was ich machte, ginge zugrunde nach einem Jahr: das änderte mir nichts an meiner Quälerei, an meiner Sehnsucht und an dem wilden Glück, mit meinen Händen soviel Gewalt zu haben.

Entgelten

IX.

Ich fuhr aus einem Winter fort, der naß und dreckig über Deutschland lag, indessen ich jenseits der Alpen alles blau durchleuchtet in feuriger Blüte glaubte, sodaß man durch das Loch im Gotthard nur in die Herrlichkeit hinein zu fahren brauchte. Doch kam es anders, wie so ziemlich alles in Italien anders kommt, als der fremde Einwanderer denkt: In Zürich, wo ich für einen Tag im Belvoir Halt machte, hing der blaue Himmel überm See und in den Knospen schien das Frühjahr schon zu drängen. Ich war noch nie bis an den Gotthard hinauf gekommen und kannte also das königliche Reußtal noch nicht und wie die Bahn da ihre Wunderkette über Wasserstürze, Abgründe und durch die Fundamente der Felsriesen zieht. Vor Göschenen sah ich für einen Augenblick die weiße Herrlichkeit des Hochgebirges aus dem Geschenental leuchten; so unvermittelt nach dem Anhalter Bahnhof und den nebligen Ebenen überfiel mich zum Abschied die

Schönheit meiner Heimat, daß ich erschrak. Ich fuhr mit einem beunruhigten Gewissen, nicht frei und leicht, wie ich geglaubt hatte, durch das schwarze Loch und dazu stimmte es, daß drüben nach der herrlichen Bläue alles in einem bläßlichen Dunst lag.

Es ist auch noch bei solchem Wetter ein Märchen, nach der mühsamen Steigung, die man deutlich miterlebte, so gemächlich talwärts zu rollen, bis bei Lugano nach der strengen Einförmigkeit des Hochgebirges das Theater der oberitalienischen Seen beginnt. Da lag noch überall Schnee, aber es näßte hinein, je näher wir der lombardischen Ebene kamen, und in Mailand fiel schon ein kalter Landregen. Ich war so neugierig, in der ersten italienischen Stadt zu sein, daß ich trotzdem noch ein paar Stunden lang durch die Gassen und Straßen ging. Es kam mir zwar alles nicht viel anders als in Zürich auch vor, nur größer und geschäftiger: aber mit dem Dom fing doch die Welt der italienischen Wunder für mich an. Ich sah ihn erst in der Dämmerung; als ich aus der Galleria Vittorio Emanuele heraus trat, stand er unerwartet vor mir mit seinem Überfluß von Statuen. Zunächst kam er mir gegen unsere gothischen Kirchenschiffe breit wie eine Scheune vor, aber als ich um den herrlichen Chor außen herum gegangen und trotz

der Nässe aufs Dach hinauf geklettert war und ihn nachher wieder von unten sah, nun schon im ersten blassen Licht der Gaslaternen, das auf dem nassen Marmor merkwürdig glitzerte: da wuchs sich alles zu einer Baumasse ineinander, vor der ich einen ganz neuen Eindruck von der Gotik bekam, die hier wirklich einmal in den rauschenden Überfluß, nicht mit der kargen Strenge wie meist vollendet war.

Am andern Morgen ging ich noch in die Brera, wo ich in meiner Torheit alles nur mit der Unrast weiter zu kommen sah, weil es da unten doch viel schöner würde; denn wenn ichs bedenke, habe ich dort eine der schönsten Bildersammlungen Italiens vor Augen gehabt. Frühmittags aß ich in der Galleria zum letztenmal für lange ein sauberes Mittagessen, dann ging es mit dem Schnellzug gleich nach Florenz. Da es noch zu früh in der Saison war, bekam ich ziemlich gut Platz; wenn nur nicht unterwegs merkwürdige Leute ein- und ausgestiegen wären: Existenzen, die ich in Preußen ohne weiteres auf die vierte Klasse taxieren mußte, kamen hier mit einem Gleichmut in die zweite, wie wenn sie die Billets geschenkt bekommen hätten. Dazu diese erbärmlich engen Abteilungen, die nicht nur nach dem Gang, sondern auch nach der andern Seite aufgingen und immerzu geöffnet wur-

den, obwohl es doch ein Schnellzug sein sollte, sodaß ich wie in einem zu engen und auf Kosten der Reinlichkeit gepolsterten Hausflur für viele Stunden angenagelt saß. Und immer noch der Regen, der wie aus der Gieskanne unaufhörlich träufelte und alles grau in grau malte, die endlose Ebene der Lombardei mit ihren steinichten Flußbetten und den gelben Flüssen darin: ich glaubte eher, von Berlin ostwärts nach Rußland als ins gelobte Land Italien gefahren zu sein; und dabei war es die gerühmte Emiglia.

Endlich bei Bologna kam der Apeninn näher heran und war ein Gemengsel kahler Hügel, auf denen die Kapellen und Häuser obenauf standen. War bis dahin noch eine Hoffnung bei mir gewesen, wenn wir nur erst aus dieser endlosen Feldwirtschaft heraus wären, daß es dann besser würde, so wuchs meine Enttäuschung, als wir in das Felstal des Reno hinauf fuhren, in diese verknöcherte abgenagte Welt, wo bestenfalls krüppelige Ölbäume wie ein grüner Schorf und dazwischen melancholische Cypressen standen. Und auch hier alles im Regen, der die Natur nicht wie unsere Matten tränkte, sondern nur auf italienische Art Wäsche zu halten schien. Ich gab am Ende die Hoffnung auf, mit meiner Sehnsucht nach dem Land wo die Zitronen

blühen hier schon zurecht zu kommen, hockte in meiner gepolsterten Fahrkiste hin, die von den unaufhörlichen Mahlzeiten der Reisenden voller Fettflecke war, und wartete ergeben die Viertelstunden ab. Endlich, wie wir bei Pistoja in langen Bogen hinunter rollten, war eine Art verhüllter Fernsicht ins Arnotal doch wieder schöner, besonders, als wir gegen Prato schon ziemlich im Tal fuhren und zur rechten die bewegte Hügelkette den Blick abschloß.

War aber eine Ahnung von Florenz dadurch in meiner Hoffnung wieder aufgekommen als einer Landschaft, die wie der Name dieser Stadt blühte, so fiel alles in ein schmutziges Loch, als endlich der Bahnhof kam. Ich hatte schon an den Stationen unterwegs mit Ernüchterung diese rauchigen Fabrikgebäude gesehen, die sich mit den lieblichen Namen meiner gelernten Geographie ganz unrechtmäßig schmückten. Nun in Florenz die Bahnhofshalle erstickte meine letzte Hoffnung in Lärm und Dreck, besonders als ich mit meiner Tasche durch die Pfützen endlich auf die ärmliche Gasse kam, immer wie eine Kuh auf der Weide umschwärmt von Kerlen, die mich sicher in Stücke gerissen und als Raub hier auf der Straße verteilt hätten, wenn es möglich gewesen wäre. Ich war in meiner Casa Nardini vorsichtig angemeldet und wußte

nach dem Stadtplan auch den einfachen Weg dahin; aber bis ich mich endlich in den Flur und durch die freiwillige Überlieferung an das Hotelpersonal vor den andern draußen gerettet hatte, war mir in meiner Berliner Erinnerung doch ein paarmal der Ruf nach dem Schutzmann durch den Sinn gefahren.

Ich habe seitdem nicht nur gelernt, daß man in einer italienischen Stadt nicht mit einer Reisetasche in der Hand über die Straße gehen darf; ich spreche die Landessprache wie mein Berndeutsch, auch habe ich die Anspruchslosigkeit der Italiener in mancher Bekanntschaft festgestellt: aber das ist mir an ihnen noch immer bis in die Seele zuwider, daß sie den Fremden von dem erbärmlichsten Teil ihrer Landsleute überfallen lassen, daß sie ihn nötigen, auf der Straße roh und empfindungslos zu sein, weil er sonst aufgefressen wird, und daß sie die Grundlage alles menschlichen Verkehrs, die Achtung vor der Menschlichkeit durch schamlose Existenzen fortwährend gefährden, ganz abgesehen davon, daß sie Tierquäler und Baumfrevler aus unausrottbarer Neigung sind.

Damals in Florenz wagte ich erst abends in der Dunkelheit wieder auszugehen; der Regen träufelte noch immer, daß die ungekehrten Straßen dicke Schlammrinnen zeigten und die Wagenräder mit

Kot um sich spritzten. So konnte die Stadt natürlich keinen heiteren Eindruck auf mich machen; aber die Enttäuschung kroch mich doch lähmend an, als ich am Dom, am Campanile und dem Baptisterium die schönen Formen mit gefleckten Flurplatten überdeckt sah. Mein Gefühl für Form und Architektur kriegte einen Stoß vor die Brust, den es lange nicht vergaß. Auch sonst war es eine Kleinstadt, als ich es andern Tags zwar immer noch im Regen doch wenigstens in der Helligkeit besah. Was für eine Enttäuschung die Uffizien für mich waren und namentlich die Gallerie Pitti, die von außen nicht viel anders als die deutsche Rennaissance von 1878 aussah, wie ich die Medizäerkapelle klein in der Wirkung und den David in der Akademie einem Gipsmodell ähnlich fand, und einzig im Bargello vor den Bronzen Donatellos und Verrocchios einen Atem der Renaissance spürte, freilich auch da noch abgeschwächt gegen den Brand meiner Vorstellungen: das trag ich heute der Stadt Florenz nicht nach, weil ich sie unterdessen in der Sonne und mit gütigeren Augen, auch mit geringeren Illusionen sah. Damals war es der Beginn eines Katzenjammers, den ich so schleunig, wie es auf den italienischen Bahnen geht, und wieder unter den selben Widrigkeiten nach Rom

trug; immer noch im Regen, bis auf den neunten Tag.

Rom: das ist der Mittelpunkt der alten und mittelalterlichen, auch der modernen italienischen und der ganzen katholischen Welt. Man sieht, wenn man an Rom denkt, den Tiber in schönem Bogen durch ein ungeheures Stadtgebreite ziehen, wo die Trümmer der alten Römerwelt sich mit dem Sitz des Papsttums und dem Quirinal des neuen Königreichs zu einer machtvollen Herrlichkeit verbinden. Wenn man hinkommt, ist es eine mäßig große Provinzstadt, darin die alten Trümmer als Sehenswürdigkeiten abgesperrt liegen und der Vatikan draußen überm Tiber sein abgesondertes und garnicht großartiges Dasein führt. Das einzige, was auf den ersten Blick überwältigt, ist die Lage der Stadt wie eine Oase in der ungeheuren Wüste der Campagna. Nur darf man nicht in der Dunkelheit ankommen wie ich und so im Regen, daß die Scheiben dick davon beronnen sind, sodaß man von dieser ganzen fremden Welt nichts sieht als die abgegriffene Geistlichkeit, die den ganzen Zug mit ihren schäbigen Gewändern zu füllen scheint. Die Anfangswochen in Rom sind für mich der Anfall einer Seekrankheit gewesen, die ich erst nach Monaten überwand. In

den ersten Tagen glaubte ich, daß es das Regenwetter wäre; aber als das endlich vorüber war, blieb immer noch diese klägliche Art von Stadt übrig, die so garnicht dem Sammelbegriff von Renaissance, Antike, Marmor, Cypressen, Tempel, Lorbeer entspricht, wie ihn der Deutsche seit Winkelmann im Herzen trägt, die mit ihren Gassen nicht einmal besonders malerisch und mit ihrem Korso gegen andere Großstädte gehalten ärmlich ist. Am schlimmsten freilich waren die Menschen darin, deren Lebensgewohnheiten mir um so schrecklicher schienen, je weniger ich von ihrer Sprache verstand. Wenn ziemlich aller geschäftliche Verkehr mit Handwerkern, Spediteuren, Ladenmenschen und Modellen auf den elendesten Betrug angelegt scheint, wenn sich kein Lohndiener oder Droschkenkutscher die natürliche Habgier verkneifen kann, einen um ein paar Soldi zum wenigsten zu betrügen, wenn man dann ein ordentlicher Bernburger mit einem Hang zur Reinlichkeit ist: so pfeift man eine Zeitlang auf alle Altertümer und die edlen Vorstellungen klassischer Bildung.

Noch dazu, wenn es so kalt ist, wie es damals war, und so gut oder schlecht wie nirgends ein Ofen steht, sodaß ich niemals in meinem Leben so gefroren habe wie in den ersten römischen vierzehn Tagen.

Ich konnte mich ertappen, daß mir die Zähne schon seit einer Viertelstunde schnatterten, und ich hatte es nicht gemerkt. Damals in meinem bösen Winter in München hatte ich mit leeren Taschen wenigstens noch den gewärmten Bahnhof gehabt; hier saß mir die Brusttasche voll von den lappigen Geldscheinen und die Soldis zogen mir die Hosen herunter: aber frieren mußte ich doch.

Ich hatte mir natürlich mein Atelier in der Villa Strohl-Fern gemietet, wo ziemlich alle unberatenen Ausländer für die ersten Monate landen, wenn sie Geld genug haben, die teure Miete für die feuchten Löcher zu bezahlen. Denn wenn man den Corso Umberto bis zu Ende gefahren oder gar gelaufen ist und vor der Porta del Popolo gleich die fürchterlichen Baracken anfangen sieht nach Ponte molle hinaus, dann mag man nicht in die Via Margutta zurück, wo sich die ausländischen Künstler unterm Pincio eingenistet haben, und ist erfreut, neben dem Eingang zum Park Borghese noch einen Gartenweg zu finden, der eine Art Mausefalle für Künstler vorstellt; wenn man ihn erst hinauf gegangen ist bis an das Portierhaus, wo sich ein Treppenweg unter Weinlauben fast heimelig schweizerisch hinaufzieht in den Garten, darin die Atelierhäuser unter Cypressen

stehen, glaubt man sogleich erlöst das einzig richtige in dieser Stadt der Wohnungslöcher gefunden zu haben und mietet rasch, was frei ist.

Für mich war es ein großer Raum im Parterre, mit Atelierfenstern hinten und vorn in einem Garten gelegen, der zwar verwildert wie so ziemlich alles andere auch war, aber Rosen und Cypressen im Überfluß hatte. Die Spinnwebennetze, groß genug um Karpfen darin zu fangen, die Wandöffnungen, durch die ein geschickter Bengel freihändig hinaus ins Freie werfen konnte, zerbrochene Fensterscheiben und feuchte Ecken: das alles sieht der poesievolle Anfänger nicht. Er hört auch nicht die Hunde bellen und argwöhnt noch garnicht, daß es sechs oder sieben dieser Hofproletarier sind, die den ganzen Tag und die halben Nächte aus Bedürfnis heulen oder weil sie gerade getreten oder mit Steinen geworfen sind — denn dafür scheinen die Italiener ihr Viehzeug zu halten, daß sie es mit einem natürlichen Vergnügen quälen. Weil mir der Raum schon teuer genug war, nahm ich mir sonst keine Wohnung, sondern logierte mich dort ein, womit natürlich eine Quelle unendlicher Mißhelligkeiten ins laufen kam; ich mußte Möbel kaufen, ehe ich italienisch zu sprechen, zu handeln und zu fluchen verstand, und mir aus Berlin meine Bett-

wäsche kommen lassen. Bevor ich die ausgeliefert bekam vom Zollspediteur, war ich aus nutzloser Warterei so weich geworden, daß ich jedem Zollbeamten, Gepäckträger und sonstigen Beamten, wer nur die Hände aufhielt, mein gutes Geld hinein warf, um nur endlich von ihrer Gier und dem widerwärtigen Geschrei befreit zu sein.

So kam der italienische Frühling für mich wie ein unnütz strahlender Sonntagmorgen, wenn man von einer wüsten Nacht noch traurig in allen Gliedern ist. Da freilich zog ich den Mißmut und die Erinnerung an die nasse Kälte, an diesen kläglichen Anfang meiner Auswanderei wie ein paar nasse Socken aus und lief mit nackten Füßen in die Pracht hinein. Denn Italien, wie es in den Herzen von uns Nordländern lebt, das ist der Frühling, der auf einmal als ein Geriesel von Blüten, von Bluſt und Glut aus dem schäbigen Boden quillt. Dann hat es Zweck, sich auf dem Pincio zu entzücken und weiter oben in den Gärten der Villa Borghese; noch ist der schreckliche Sommerstaub nicht da, den welkenden Sirocco hat man noch nicht gespürt und daß die Sonne stechen und brüten kann, sodaß man auf den Schattenbändern vorsichtig wie über Brücken geht: wohlig warm entzündet sie statt gleißendem

Licht noch farbige Pracht, darin die Vögel mit den Menschen um die Wette jubilieren.

Unterdessen hatte ich auch einen Zugang zu meinem neuen Metier gefunden; ich wollte nach einigen rasch verworfenen Versuchen einen Jüngling in Bronze machen, der einmal vorn an die Terrasse im Belvoir kommen und mehr mit der Haltung seines Körpers als mit einer Geste betend vor der Landschaft stehen sollte, die leicht gehobenen Handflächen wie das Gesicht den Alpen zugekehrt. Ich fand auch bald ein Modell dazu, den Domenico; einen braunen Bengel, der das Handwerk von seiner Knabenzeit her übte, zwar faul und verlogen gleich den andern, aber von gutem Wuchs war. Weil ich sofort ein freies Werk schaffen, also im Wasser schwimmen lernen wollte, jedoch des Handwerks noch längst nicht mächtig war, machte ich ihn zunächst in der Höhe von einem Meter, absichtlich naturgetreu, um ihn später in Lebensgröße frei zu wiederholen. Um aber nicht wieder in die Raserei meiner Kupferstecherzeiten zu verfallen, andererseits um meine Zeit auszunutzen, machte ich mir von Anfang an einen festen Stundenplan, von dem ich in der Folge auch nicht abwich: morgens um sechs Uhr warf mich der Domenico aus dem Bett und kochte

Kaffee im Atelier, um sieben Uhr fing die Arbeit an bis zwölf; dann ging ich essen, legte mich ein halbes Stündchen aufs Ohr, nahm eine Waschung und modellierte von drei bis sieben Uhr den Nachmittag zu Ende. Ich hielt die neun Stunden besser aus als mein Modell, das mit der steigenden Hitze und je nach der Stärke seiner nächtlichen Lumpereien schläfrig wurde, jedoch von einer Tonspritze kalten Wassers über den Leib rasch wieder wach war. Abends um halb zehn Uhr sank ich dann freilich todmüde ins Bett; aber schöner hab ich in meinem Leben nicht geschlafen als in dieser ersten römischen Bildhauerzeit.

Der Sonntag, den ich in Berlin stets als den besten Arbeitstag für mich verschlissen hatte, wurde peinlich ausgespart; anfangs, um irgend etwas von den Altertümern der Stadt zu sehen, später, besonders mit dem heißeren Sommer, um irgendwo draußen in der Landschaft oder am Meer den Kopf zu kühlen. Ich war in meiner letzten Berliner Zeit mit Klinger in einen respektvollen Verkehr gekommen, wir hatten abends miteinander modelliert in meinem Atelier und hatten unsere Erfahrungen mit der Radierung ausgetauscht, die er schon länger betrieb als ich. Was ihn mir wertvoller als den sonstigen Künstlerumgang machte, war seine Belesenheit und daß die

Bildung bei ihm nicht nur als Theorie an seinem Handwerk klebte, wie leider oft bei mir. Er war in vielen Geistesdingen mit klugem Eifer zuhaus und probierte gleich mir ziemlich auf allen Gebieten der Kunst herum. Jetzt malte er in Rom an einer großen Kreuzigung; er hatte sein Atelier am Kolosseum, also ganz abseits vom Künstlerviertel, das er ziemlich mied. Wir sahen uns fast nie im Atelier und dann nur, wenn wir abgesprochener Maßen einer dem andern eine Arbeit begutachten wollten; aber jeder Freitag Abend war zur Besprechung angesetzt, was wir am Sonntag gemeinsam unternehmen wollten. Ich habe mit ihm zuerst die Albanerberge und die Campagna von da aus, das Meer und die Sabinerberge gesehen, wir sind gemeinsam nach Orvieto, Viterbo und Corneto, auch nach Florenz gefahren, wir haben miteinander geschwommen, gewandert und geritten, geschwärmt und diskutiert, und sind dabei kühl wie zwei Brüder zueinander geblieben, von denen jeder weiß, daß er ein anderes Erbteil mitbekommen hat und damit haushalten muß. Ich mag auf ihn, der mir schlimmer als ein Feind geworden ist, nun keinen von den Steinen zurückwerfen, mit denen ich selber gesteinigt worden bin; jeder kann nur soweit das richtige tun, wie seine Einsicht reicht, und seine

ging bei mir gerade in dem Augenblick zu Ende, als er mir helfen sollte.

Als ich zum erstenmal mit ihm hinaus nach Frascati ging, war ein schöner leiser Frühlingstag; da sah ich denn zuerst die ungeheure Campagna wie ein braunes Meer zu Füßen liegen, nur hin und wieder noch eine Ruine wie ein gescheitertes Segelschiff darin und mitten auf einer Insel Rom mit dem Petersdom. Das Meer sah ich damals noch nicht, das blieb mir vorbehalten, bis wir am nächsten Sonntag den Höhenweg am Albanersee entlang marschierten und nachher in Albano auf der Hotelterrasse zu Mittag aßen: Klinger, der überhaupt auf solchen Gängen schweigsam war, hatte mich nicht aufmerksam gemacht; so sah ich denn beim Essen immer erstaunter ein Phänomen, daß sich der Himmel nicht wie sonst im Dunst des Horizonts verlor, sondern noch einmal ein fast blaues Auge mit einem Schimmer auftat, der am Horizont wie von einem Scheinwerfer hin und widerlief. Es war das Meer, das blaue Mittelmeer, und nun ging unsere nächste Fahrt dahin.

Wer seine Pracht und Bläue noch nicht gesehen hat, wie es bei Porto d'Anzio die Felsen und Ruinen anläuft in einer klaren, nicht der milchig verschlämmten Luft der Nordsee, und doch mit der gleichen me-

tallenen Kraft: der hat vom Gegensatz der nordisch-gothischen und der klassischen Welt das Sinnbild nicht gespürt. Mir wars, wie wenn im Buch der Weltgeschichte vorn ein neues Kapitel aufgeschlagen würde, während ich in hartnäckiger Befangenheit nur immer in den letzten gelesen hatte. Wenn mir sobald die garnicht Thorwaldsensche Kraft und Schönheit der griechischen Plastik aufging, ist dort in Porto d' Anzio der Riegel geöffnet worden, und heute noch kann ich mir kein griechisches Steinbild vorstellen, ohne daß die blaue Mittelmeerluft mit klarem Licht um seinen Marmor spielt. Nur weil uns Nordländern diese blaue Meerluft fehlt, weil unsere Lichter grau und verschleiert sind, haben wir uns die marmorne Natürlichkeit der Griechenwelt in staubigen Gips verwandeln können.

Ich war nach Italien gekommen im Zeichen Donatellos, mein Begriff der Plastik war seine Bronze mit der straffen gothischen Form, wogegen mir die Griechen weibisch vorkamen. Nun sah ich auf dem Kapitol, im Vatikan und sonst griechische Werke aus guter Zeit und von erster Hand, sah die andern auch, die mir von der Schulzeit her geläufig waren, und merkte, daß meine Vorstellungen von griechischer Kunst — wie die der meisten — fast

nur auf schwächlichen vielfach kopierten Alterswerken beruhten: daß weder der Apollo noch der Meleager, noch die Laokoongruppe, noch die Venus vom Kapitol — besonders nach der Politur im siebzehnten Jahrhundert — genügend Originalwerke waren, um von der griechischen Kunst mehr zu sagen, als schwächliche Reproduktionen. Es schien mir ein komisches Schauspiel, wie die Griechen nach zweitausend Jahren ganz Europa mit einer Gipskunst erstickten, während ihre eigenen Bildwerke garnicht diese gipserne Objektivität, sondern ein höchst ursprüngliches Leben zeigten. Wenn ich und die andern etwas von ihnen lernen konnten, waren es nicht die Maße ausgeklügelter Schönheitslehren, sondern die natürlichen Funktionen ihrer Körper, wie sie richtig in den Gelenken standen und lebensfähig waren. Die Erzählung vom Pygmalion war keine Fabel ohne Sinn: wenn eine solche Statue auch kein Glied rührte, ja gerade dann, wenn sie nur als Organismus empfunden und gebildet war, konnte sie in ihrer steineren Ruhe ewiges Leben haben.

Je klarer mir diese Dinge wurden, je besser ich das Ziel meiner Kunst erkannte, umso emsiger strebte meine Arbeit, weil sie im Einverständnis mit dieser Einsicht begonnen war; und so schwer es mir zuerst

wurde, plastisch zu bilden, d. h. die Dinge rund zu sehen: innerlich beruhigter hatte ich noch nicht gearbeitet. Freilich gingen sechs Monate darüber hin, bis mein Mannli ungefähr nach meinem Sinn dastand, wenn auch noch nicht vollendet im Detail, doch so, daß alles nur noch zu ergänzen, nicht mehr umzubilden war.

*   *   *

Am zweiten September, meinem Geburtstag — es war der zweiunddreißigste — lud ich einen spanischen Maler, namens Senet, mit dem ich mittags beim Essen bekannt geworden war und der auch in der Villa Strohl-Fern hauste, zu einer Flasche Wein ins Atelier. Er brachte seinen Hund und seinen Photographenkasten mit, zwei Dinge, mit denen er nach dem Scherz seiner Freude auch ins Bett ging. So erhielt ich meine erste Aufnahme von dem Adoranten, wie ich das Mannli übermütig nannte; ich sandte einen Abdruck ins Belvoir und einen zu der Mutter nach Biel. Die Figur gefiel mir schon, viel weniger wie ich selber auf der Platte im Bildhauerkittel daneben stand. Ich war bei der Arbeit ziemlich verwahrlost, von der italienischen Kost arg im Fett, mein altes Leiden, und als ich mich im Spiegel prüfte, waren die Schläfen schon meliert und mein Ge-

sicht mit den Bartstoppeln so gedunsen und blaß, daß ich mir krank vorkam. Ich mußte einsehen, daß mir eine Pause nötig war, und weil der Domenico für einige Wochen im September zum Militärdienst eingefordert wurde, nahm ich mir einen kurzen Urlaub vor.

Unterdessen aber hatte ich gleich meinen Vorgängern — und Nachfolgern wohl auch — mein Lehrgeld mit dem ersten Atelier bezahlt, auf das ich dem schönen Aufgang und den poetischen Cypressen zuliebe herein gefallen war; es hatte sich als eine finstere melancholische Höhle, als eine wahre Grabkammer erwiesen. Ich wäre vielleicht noch nicht umgezogen, wenn nicht in einem andren Atelier der Villa ein Bildhauer gestorben und dadurch ein helleres Atelier frei geworden wäre, das mir der Padrone anbot und das ich zum 1. Oktober mietete. Sowie die Figur dann abgeformt war, reiste ich — Mitte September — nach Terracina, um meinen Körper und mehr noch meine Nerven zu kurieren; denn nun die Spannung zurück ging, merkte ich an meiner Schlaflosigkeit, wie sehr mich dieser Sommer, der arbeitsreichste meines Lebens, angepackt hatte. Ich half mir mit täglichen Meerbädern und Kletterübungen in den glühheißen Bergen soweit auf, daß ich mich im Ganzen um

dreiundzwanzig Pfund zurück brachte; es war vielleicht gewaltsam, wie mir die Ärzte später sagten, weil mich anfangs merkwürdige Zustände überfielen, daß ich etwa meinte, soeben noch mit einem Berliner Freund gesprochen zu haben und mich allein am blauen Meer auf irgend einer ausgeglühten Klippe fand.

In Terracina fing dann auch ein sonderbares Scherzspiel des Zufalls an: Als ich jeden Tag zweimal ins Meer hinaus schwamm, morgens zur Erfrischung und gegen Abend nach dem Schweiß der Bergkletterei noch einmal, hatte sich mir, wie es so geht, ein baumlanger Italiener angeschlossen, der auch zur Kur da zu sein schien; wir schwammen ziemlich gleich und so machte sichs, daß wir uns abends gemeinsam weit ins Meer hinaus wagten. Er war etwas ein prahlerischer Kerl mit gekräuseltem schwarzem Haar; als wir nun eines Tages ziemlich weit draußen waren und ich ihn warnend zurückrief, weil ich erschrokken ein Gewitter anziehen sah: winkte er mir lachend zu und schwamm erst noch ein paar Stöße weiter hinaus. Ich hatte schon einmal bei einem Unwetter fast dran glauben müssen, rief ihm deshalb noch einmal zu und setzte alles dran, selber vor dem Ausbruch möglichst nahe ans Land zu kommen. Er folgte

mir nun zwar, aber nach wenigen Minuten sprang der Wind um und setzte mit jener mahlenden Wellenbewegung ein, deren Ende ich kannte. Wir kamen ganz auseinander, weil er einen andern Weg nahm, und während ich mich endlich ans Ufer warf, mit müden Armen, die mir in den Gelenken abgebunden schienen, zwar meine Kleider in dem prasselnden Regen nicht fand, sie aber auch in der Erschöpfung garnicht zu suchen fähig war, sah ich ihn ein paarmal so in den Wellen, daß mir kein Zweifel für sein Schicksal bleiben konnte.

Ihn schwimmend zu retten, war unmöglich, und ein Boot erst recht nicht zurhand, weil wir die einsamste Klippenecke für unsere Schwimmfahrten gewählt hatten. Ich lief dennoch mit nackten Füßen über den Klippenrand nach der Gegend, wo er war, sah ihn zuerst nicht mehr und blieb vor Schrecken stehen, bei dem Anblick, den er mir plötzlich bot: Die Luft war blauschwarz, aber das aufgeregte Wasser lag in einem glasigen Schein, wie wenn das Licht von innen aus den Schaumkronen bräche; gleich dunklen Tierleibern warfen sich die Wellenrücken darunter her und eine hob den Körper des Ertrunkenen steil auf: bis an die Kniee aus dem Wasser, grellweiß beleuchtet vor der blauschwarzen Dunkelheit. Nur einen

Augenblick, dann warf der nächste Wellenkamm das Denkmal von seinem Postament herunter, aber dieser Augenblick war so, daß er mir nicht mehr aus den Augen ging.

Glücklicherweise kam der Wirt, der meine Gewohnheiten kannte und besorgt geworden war, durch die Klippen mit ein paar Knechten heran, die Stangen und Stricke trugen. Der Zufall half uns und so fischten wir nach wenigen Minuten den langen Körper aus der Brandung heraus. Es gelang uns auch, mit den vorgeschriebenen Handgriffen das Wasser aus dem Italiener heraus zu bringen, daß er schon wieder atmete, während der Regen immer noch über uns prasselte. Meine Kleider fand ich wieder und mit dem nassen Bündel unterm Arm kehrte ich in den Gasthof zurück, während die andern den Italiener erst in die nassen Hosen steckten.

Andern Morgens, als die Zeit zu meinem Frühbad war — das Meer wogte wie unter einem blauseidenen Tuch nur noch ganz leicht — war mirs nicht recht zumut ums schwimmen; ich fand mir selber einen Vorwand, aber nach meinem Bergspaziergang am Nachmittag half es mir nichts, ich mußte ans Meer hinunter. Der Italiener war nicht da; ich zog mich also zögernd aus und ging noch zögernder bis

an die Kniee ins Wasser: ich hatte das Element zudeutlich gefühlt, um mich ohne Grauen hinein zu wagen, auch ging mir die weiße Gestalt des Italieners nicht aus den Augen. Darüber kam er selber, schon von weitem seinen Hut fröhlich schwenkend, in einem Strandanzug, der die Gestalt fast weiß wie gestern vor den blauschwarzen Wellen zeigte. Als er bei mir war, warf er dem Meer eine Kußhand zu, bübisch lachend, wie es diese Kerle nie zu verlernen scheinen, und riß in einer wahren Gier nach dem Wasser die Kleider herunter, während ich noch immer das Grauen nicht überwand. Ich dachte gerade, wieviel naiver solche Menschen doch zum Element ständen und wie zerstört dagegen unsere Nerven wären, als etwas Unerwartetes geschah: Wie nämlich dieser lachende Mensch noch einmal seine Löckchen zurecht gestrichelt hatte mit der flachen Hand und ans Wasser trat, spritzte ihm die nächste Welle nur ganz leise bis an den Knöchel; er aber, der leichenblaß wurde, zog den Fuß zurück, sah noch einmal, wie wenn ihn jetzt erst die Todesfurcht packte, in die still wogende Ferne hinaus und kleidete sich fast rascher, als er die Kleider ausgezogen hatte, wieder an. Nicht einmal den Hut schwenkte er nach mir, als er in seinen gelben Schuhen davon ging. Ich schwamm mit Überwindung hinein, aber ich badete seit dem

Tag allein; der Italiener kam nicht mehr, bis ich ihm nach Wochen sonderbar in Tivoli wieder begegnete.

Als ich nämlich Anfang Oktober wieder zurück kam, schien ganz Rom verrückt geworden zu sein, weil der deutsche Kaiser ankommen sollte, der selbe Prinz Wilhelm, dem ich zur Hochzeit damals bei Anton von Werner den Fächer gemalt hatte, und der nun den Italienern seinen Antrittsbesuch als Kaiser machte. Es ging damals der Scherz, die Römer hätten ihm zuliebe die Albanerberge angestrichen, wenn nicht ein willkommener Regen den Staub davon gewaschen hätte; jedenfalls sah ich sie die Ruinen jäten und das Kolosseum blank wie einen preußischen Kasernenhof fegen. Gleichzeitig traf für mich ein anderer Besuch in Rom ein, der alte Bundesrat aus Bern, dem ich ein Cicerone zu sein brieflich versprochen hatte. So kam ich noch nicht an die Arbeit; denn obwohl der alte Herr an dem schweizerischen Gesandten Bavier den pünktlichsten Betreuer hatte: wenn ein solcher Mann nach Rom kommt, will er Kunst sehen, und es gibt mehr als einen Künstler in Rom, der solcherweise Fremdenführer für seine Landsleute geworden und schließlich bei dem Metier als dem fauleren geblieben ist. Ich brauchte es bloß drei

Wochen auszuhalten; daß ich dadurch noch ein wenig im bummeln erhalten wurde, war aber gut für mich, ich kam wieder einmal recht herum durch Rom und in die Umgebung.

Freilich auch zugleich in die Narrheit solcher Leute, mit dem Reisebuch in der Hand die Kunstwerke abzulaufen und überall Verständnis oder Begeisterung zu heucheln; wo unsereins, durch eine natürliche Begabung, durch die Erfahrungen seines Metiers diesen Betrachtern um Jahrzehnte voraus, manchmal erst nach Monaten zum Genuß durchdringt, da sind die reisenden Kunstfreunde schon nach einer Viertelstunde mitten drin. Ich mochte nicht entscheiden, wer lächerlicher war, die englischen Jungfrauen, die sich von einem bebrillten Drachen stundenlang die Kunstgeschichte zu den Bildern vorlesen ließen, oder der deutsche Professor im Jägerrock, der in der Sixtina seinen Strohkopf kühn nach hinten werfend mit einem Bleistift die großen Geberden Michelangelos auf einen Bogen Zeichenpapier bannte, indessen seine rundliche Gattin im hochgeschürzten Wetterrock daneben saß und ihn entzückt anstaunte. Gegen den englischen Drachen half ich mir eines Tages, indem ich mein Skizzenbuch heraus holte und vor den kichernden Jungfrauen das dozierende Untier unverfroren abzu-

zeichnen begann, bis es meine Absicht merkend zornrot davon sauste; aber gegen einen zeichnenden deutschen Professor ist im Himmel und in der Hölle kein Schreckmittel zu finden. Er ist das schlimmste Ungemach, was einem deutschen Künstler begegnen kann; denn weil man selber als tedesco von den Italienern mit ihm in einen Topf geworfen wird, bringt man die Lächerlichkeit nicht von sich los, solange man noch blond gefärbt wie solch ein Mensch ist. Wo ich auch hinkam in den drei Wochen mit meinem Bundesrat — es war gerade die Fremdenzeit des Herbstes — überall waren die mit einem Stern im Baedecker berühmten Kunstwerken von Bildungshorden belagert, und es ist mir damals recht aufgegangen, wie lächerlich dies alles auf die Italiener wirken muß, die zu den Dingen der Kunst ein viel naiveres Verhältnis haben.

Wie ich nun eines Tages mit dem alten Herrn zum Mittag draußen in Rocca di Papa war, auf einer Wagenfahrt über Castel Gandolfo, Albano und den Nemisee, wurde er mir müde und wollte gern bis in den Nachmittag ein paar Stündchen ruhen. Ich wußte nichts anderes mit meiner Zeit anzufangen, als durch das aufgetürmte Steinhöhlenwerk der Gassen bis an den Sommerübungsplatz der römischen Soldaten und

von da die alte Feldherrnstraße hinauf zum Monte Cavo zu gehn. Es ist ein wehmütig feierliches Gefühl, das man nicht leicht vergißt, auf den zweitausendjährigen Platten dieses Weges in einer schön geschwungenen Spirale den Gipfel des Berges zu erreichen, der zu Roms Zeiten eine Art Heiligtum seiner militärischen Weltmacht vorstellte: Das Meer war weithin zu sehen in einem gleißenden Streifen, die weißlichen Sabinerberge, und rundum dieser Klang von braun und blau, der für die Campagna bezeichnend und von so seltsamer Schönheit ist.

Oben bei dem Observatorium ging es weniger feierlich zu; ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern waren mit Eseln herauf geritten und vergnügten sich nun im Schatten der uralten Bäume nach dem mühsamen Trott auch noch mit einem Trab, wobei die Treiber nach italienischer Art wild schreiend und ihre Stöcke schwingend nebenher sprangen. Ich wollte mich schon, wie ich es in dieser Vita d'Inglese gewohnt war, schweigend vorbei drücken, als es mir schien, wie wenn die jungen Damen über den Tedesco kicherten. Darüber ärgerlich aus der Stimmung dieser Wochen sprang ich mit dem Entschluß einer Sekunde dem Esel nach, der gerade vorbei kam, riß dem Bengel Stock und Zügel aus der

Hand und begann, ebenso schreiend, nur mit meinen großen Beinen schneller springend die Reiterin auf dem Rasen herum zu führen. Sie erfaßte nach dem ersten Schrecken den Scherz und lachte mich mit ihren Glasperlenaugen an, als ich im schönsten Straßenitalienisch — wie ichs von Domenico kannte — ihren Eseljungen machte. Als es mir genug schien, lenkte ich den Esel aus dem grünen Rasen in den steinichten Weg hinunter; sogleich sprangen alle Bengel mit ihren Stöcken hinter mir her; ich ließ sie erst ein gutes Stück laufen, bevor ich den Esel anhielt und der Schönen meine gefalteten Hände zum Steigbügel bot. Sie trat auch richtig hinein, noch blaß von der Entführung; dem Esel aber gab ich einen Klapps, daß er mit aufgeregten Sätzen hinunter lief, von seinem schreienden Herrn verfolgt.

Bekanntlich sieht der Fremde in Rom auf der Straße selten eine schöne Römerin, weil sich die Damen sehr zurück halten. Dies aber war wirklich ein feiner schwarzer Teufel, und weil ich einmal mit ihr angebendelt hatte, blieb ich dabei, den Cavalier zu machen, und führte sie schließlich, weil die Genossinnen abreiten wollten und ihr Esel fort war, immer vor denen her — anders wollte sie es nicht — nach Rocca di Papa hinunter. Es gab dabei Ge-

legenheiten genug zu Anspielungen, und da es mir wirklich schien, als hätte ich bei der Kleinen ganz unitalienisch Glück, ließ ich mich verleiten, in Erinnerung vergangener Waldfesttage an der Havel für den nächsten Sonntag ein Stelldichein in Tivoli zu verabreden, das sie auch schließlich zusagte.

Den Bundesrat traf ich schon ungeduldig vor dem angespannten Wagen auf und ab spazierend; doch war es Zeit genug, noch durch die Campagna nach Rom zu kommen, da wir acht flinke Pferdebeine statt der unsern hatten. Wir speisten an dem Abend wie meist bei dem Gesandten Bavier, der mich schon vorher manchmal auf dem Atelier besucht hatte. Beim Abschied am dritten Tag danach ließ mir der Bundesrat seinen Cicerone als Andenken zurück; Herr Bavier und sein Sekretär Rochette waren mit mir auf der Bahn, um ihm nachzuwinken. Es mußte für den Italiener fast wie eine Familienscene aussehen, so herzlich gab es sich, was nicht einmal eine Freundschaft, kaum eine Bekanntschaft war, wie ich danach erfahren sollte.

So kam mir sieben Wochen lang kein Modellierholz in die Hand; ich hatte meinem äußeren Menschen wieder einmal täglich die Bartstoppeln abrasieren lassen und gesellschaftlichen Umgang gepflegt;

nun war ich froh, daß der Herbst zu Ende ging, weil mir die Hitze zugesetzt hatte. Ich suchte mir einen schönen Ofen aus und bestellte die Anstreicher in mein Atelier, um besser als im vergangenen Jahr für den Winter gerüstet zu sein. Darüber kam schon wieder der Sonntag und weil ich gewohnt war, den draußen zu verbringen, gab ich mir nach und fuhr wirklich hinaus nach Tivoli. Während der Dampfzug über die staubige Landstraße ratterte und nachher mit vielen Umständlichkeiten an der Villa Adriani vorbei durch die Ölbaumhänge nach Tivoli hinauf kletterte, mußte ich an mein tragikomisches Erlebnis denken, wie ich zum erstenmal dahin kam und die Villa d'Este nicht fand. Ich hatte mir den späten Nachmittag dafür vorbehalten, der glutvollen Stimmung wegen, war zunächst an den kuriosen Löchern der Wasserfälle herum geklettert und hatte mich nach einem vergeblichen Versuch, in dem Grand-Restaurant Thee zu bekommen, endlich nach der Villa aufgemacht. Ich konnte damals nur ein paar Worte italienisch und fragte deshalb nicht gern, ging nach der Karte und verirrte mich ein paamal in dem konfusen Nest, umsomehr, als auf dem Markt konzertiert wurde und also die Gassen mit sonntäglichen Menschen überfüllt waren. Ich wurde darüber eigensinnig,

ging an die große Brücke zurück und versuchte es zum vierten- oder fünftenmal, wie es so gehen kann; weil die Dämmerung rasch einfiel, mußte ich mir schließlich, um nur wieder aus den Gassen heraus zu kommen, doch einen Bengel für ein paar Soldi als Führer nehmen, und kam gerade auf dem kleinen Platz vor dem Portal an, als die Tür geschlossen wurde.

Ich war seitdem oftmals dort und auch genügend in der Villa d'Este gewesen, und ich hätte meinen Sonntag gescheiter anwenden können als zwischen den Cypressen gleich einem entzündeten Tasso hin und her zu wandern. Meine Schönheit vom Monte Cavo ließ mich nämlich warten und als sie endlich kam, war sie fast feierlich; sie ließ sich von mir alle möglichen Phrasen in meinem noch ungewandten Italienisch vormachen, lachte ein einziges Mal, als ein Fehler zu drollig herauskam, war aber gleich wieder bitterernst und wollte ins Hotel hinauf geführt sein. Es war der selbe Garten, wo ich mich damals gewundert hatte, daß man Erinnerungstafeln an fürstliche Gäste, aber keinen Thee bereit hielt, neben dem Sybillentempel über der großen Schlucht. Es saßen Fremde und Römer dort im Durcheinander eines schönen Sonntags, und für uns beide schien kein Platz mehr frei. Meine Begleiterin aber ging mir voran

an einen Tisch, wo ein ältliches Ehepaar anscheinend mit einem erwachsenen Sohn saß. Der Alte war ein gebräunter Herr mit einem weißen Bart und gelben Handschuhen; sie hatte ein lilafarbenes Seidenkleid an mit wahren Kaskaden von Spitzen: weglaufen wie ein ertappter Schüler konnte ich nicht, und so saß ich nach wenigen Minuten ehrbar in einer römischen Familie, von dem Alten mit verkniffenen Nasenflügeln, von der Mutter aber mit sorgfältiger Taxierung betrachtet, während der Herr Bruder mir keinen Blick gönnte, wie wenn er sich in der Erwartung irgend einer Affaire die volle Aktionsfreiheit bewahren wollte. Es war eine dämliche Angelegenheit; ich mußte an meine Professur in München und die dazu gehörige Frau, an die majestätische Madame Böcklin und an die Nana von Feuerbach denken, kam mit den Schlagwörtern vom Domenico nicht mehr zurecht und wäre am liebsten mit dem großen Wasserfall drüben nach Rom hinunter gerutscht.

Als die Situation über die erste Verlegenheit in eine Art von Lähmung geraten war, half mir kein anderer heraus als mein Schwimmfreund aus Terracina, der augenscheinlich als Sicherheitswache hinter den Cypressen der Villa d'Este gestanden hatte; denn garnicht verdutzt, kam der — wie wenn er sich über

die Sachlage freute — zur offenbaren Verwunderung der Seinigen als ältester Sohn dieser vortrefflichen Familie dazu, schüttelte mir herzlich die Hand, stellte mich als seinen Lebensretter vor und erlöste mich endlich mit seiner komischen Feierlichkeit. Da wußte ich, warum mir diese schwarze Schönheit vom Monte Cavo gleich so bekannt gewesen war; zugleich aber sah ich, daß nicht nur die Straßenhändler in Italien geschickte Leute waren. Es wäre übrigens für einen deutschen Maler, dem das Geld zur Rückreise fehlte, keine üble Partie gewesen; die Tochter war wirklich schön in ihrer gesunden Bronze und gerade arm schienen die Leute auch nicht zu sein. Weil es mir damals noch nicht an Reisegeld fehlte und die häusliche Liebe nicht in meiner Sehnsucht stand, feierte ich das Wiedersehn mit gutem Wein von Orvieto, fuhr mit in ihrem Wagen zurück nach Rom, befreite mich aber schon an der Via Cavour aus ihrer familienhaften Herzlichkeit; beim Abschied sah ich mir die Tochter noch einmal an, die mit einem ungewissen Blick errötete, und dachte garnicht einmal unzufrieden über diesen Nachmittag, indem ich mich gleich links hinauf zum Quirinal schlug, ob ich dem Senet diese Familie empfehlen sollte. Er war aber so schwarz und klein, wie ich blond und lang war,

und also hätte der Hinweis einen Hinkfuß gehabt; denn daß die Vorzüge meiner Persönlichkeit mitgesprochen hatten, das mußte ich mir doch wohl einbilden.

Im Ganzen brachte mir diese scherzhafte Erfahrung jedoch zum Bewußtsein, in was für Torheiten ein Bummelleben führte, wie ich es sieben Wochen lang getrieben hatte. Als ich an dem Abend von einer guten Mahlzeit nach dem Schrecken wieder in mein Atelier kam und die Spritzer der Anstreicher sah, von denen der Padrone behauptete, daß sie nicht weggingen, würgte mich mein schweizerisches Reinlichkeitsgefühl derart, daß ich andern Morgens früh aufstand und eigenhändig anfing, den ganzen Boden nicht nur von den Farbspritzern sondern überhaupt von dem verkrusteten Dreck einiger Jahrzehnte zu reinigen. Es ging nicht so rasch, wie ich dachte, und ich rutschte wirklich zwei Tage lang auf den Knieen herum; dabei fiel mir ein, wie wir uns früher in München, als ich noch selber den Stubenmaler spielte, ein Vergnügen daraus gemacht hatten, die Farben recht am Boden herum zu spritzen. So büßte ich buchstäblich im Schweiße meines Angesichts zwei Tage lang die Sünden meiner Anstreicherjugend ab. Einmal im Werk, vernagelte ich noch alle Tür- und

Fensterspalten mit Wollenden und legte alles reinlich mit Cocos und Teppichen aus. Darüber war Allerseelen gekommen und nun endlich hatte ich wieder mein Modell.

Ich war mutig geworden über meinem Adoranten und wollte es nun gleich mit einer lebensgroßen Figur versuchen, einem Speerwerfer, wie ich ihn nennen wollte, einen Jüngling, der auf seinen Speer gestützt, die Würfe der andern beobachtet, bis die Reihe im Wettkampf an ihn kommt. Es glückte mir mit der ersten Anlage gleich viel besser als damals, weil ich nebenbei doch etwas Handwerk gelernt hatte. Als ich aber glaubte, recht im Zug zu sein, so gegen Ende November, fiel die erste Kälte ein und ich ließ heizen, ein bißchen früh vielleicht aus Stolz darauf, daß ich nun einen richtigen Ofen hatte. Es war aber nicht wie in der Heimat, daß nach dem ersten Qualm
sie sagen, bis die Feuchtigkeit aus dem Schornstein sei — der Gestank aufhörte, sondern es ging so Tage fort mit dem scharfen Kohlendunst, daß ans arbeiten nicht mehr zu denken war. Ich mußte schließlich den Ofen wieder abreißen und untersuchen lassen; doch war nur der Kamin seit Jahren irgendwie in sich zusammen gestürzt, ein Gemengsel von Ruß und Steinen, durch das natürlich der Rauch nicht abzog. Bis

es in Ordnung kam und mein Atelier wieder sauber wurde, diesmal unter scharfem Kommando, war es längst Dezember.

Dann ging die Arbeit endlich wieder voran und gab mir bald die ersten Nüsse zu knacken. Was ich bei dem Adoranten erkannt hatte, daß — wie der Maler darstellt, was man nicht photographieren kann — auch der Bildhauer geben müßte, was der Naturabguß nicht bietet, nämlich die organische Erscheinung der menschlichen Bewegung in der Ruhe seiner Figur, also kein Stilleben, sondern im Sinn der Antike den wundervollen Aufbau und die Mechanik eines Körpers: das erwies sich nun als eine leichte Erkenntnis aber als eine schwierigere Aufgabe. War ich mir in den ersten Monaten vorgekommen wie ins Wasser geschmissen, so fühlte ich mich endlich nun am festen Land, weil meine praktische Arbeit auf dem Boden einer Einsicht ein handgreifliches Ziel hatte. Am glücklichsten machte es mich, daß ich wieder oder eigentlich zum erstenmal in meiner Kunst das spürte, was man den langen Atem nennt; ich wußte nun, daß ich dergleichen nicht wie eine Radierung oder eine gemalte Studie in ein paar Tagen hinwerfen konnte, vielmehr wie an einem Bauwerk Tag für Tag meine Steine schichten müsse. Die Kunst war

immer weniger eine rastlose Leidenschaft für mich und wurde eine schöne ruhige Liebe.

Ich kam mir so geborgen vor, daß es mir nicht mehr richtig schien mit meinem Schlafzimmerprovisorium im Atelier; ich mochte nicht mehr Nacht für Nacht, wie ein Tier seinen Raub behütet, an der Arbeitsstelle schlafen, mietete mir also nicht allzuweit eine kleine Wohnung mit zwei Balkonen im sechsten Stock, wo ich nach der einen Seite die Gärten am Pincio, nach der andern halb Rom als Aussicht hatte. Wenn ich dann morgens aufstand und die Sonne von allen Gebäuden Roms zuerst die Kuppel am Petersdom bescheinen sah, gab mir das einen andern Eindruck vom Tag und meiner Arbeit darin, als wenn ich gleich im Tongeruch meiner Figur erwachte.

Auch sonst lebte ich mich mit dem zweiten Winter endlich ein. Klinger sah ich nicht mehr soviel, weil ich in den italienischen Alpenklub eingetreten war und ziemlich jeden Samstag zu einer Wanderung oder Besteigung ausrückte. Es waren einfache Menschen, mit denen ich da ging, wenig Künstler und fast nur Italiener; ich lernte sprechen bei ihnen, lernte den besseren Italiener in seiner bescheidenen Tüchtigkeit lieben und das Land an Stellen kennen, in die selten ein Fremder kommt — weil wir überall Ribasso

hatten, noch dazu auf die billigste Weise. Ich bin so ziemlich auf allen größeren Gipfeln in den Abruzzen gewesen, auch auf dem höchsten, dem Gran Sasso d'Italia; es waren im Winter bei Eis und Schneegestöber Bergtouren wie bei uns im Sommer etwa aufs Wetterhorn, mit Seil und Eispickel, und manchmal herrlicher Aussicht nach beiden Meeren hin.

Am lebhaftesten ist mir trotzdem die ungefährliche Wanderung auf den Monte Soracte im Gedächtnis geblieben, weil sie zum erstenmal die Klostergedanken in mir anregte, mit denen ich erst in den Tagen dieser Niederschrift ganz auseinander kam. Auf der Spitze des schönen Berges steht nach italienischer Art ein kleines Kloster, zu dem man durch einen Wald von uralten Ahornbäumen und noch älteren Steineichen hinauf steigt; nur einigemale sinkt der Blick aus den Blattgewölben in die Tiefen der dunstigen Ferne. Oben aber lag auf einmal das mittelländische Meer vor uns und eine Rundsicht übers Sabinergebirge und die Höhen um Viterbo, auf die Campagna und die Abruzzen, wie ich sie aus den Alpen kaum von einem Berg so schön kannte, weil der Monte Soracte ganz isoliert steht.

Die Patres kamen uns entgegen und freuten sich in ihrer Einsamkeit wie Kinder über unsern Besuch.

Wir durften mit ins Refektorium, wo der mitgebrachte Proviant verzehrt wurde, nicht ohne daß die Mönche mit ihrer Nahrung, Oliven, Brot und Kastanien nachhalfen; selbst einen sauren Klosterbergwein hatten sie. Es wurde ein freundliches und helles Klosterfest auf der Berghöhe, und als ich bei der Besichtigung des meteorlogischen Observatoriums das dem Pater Cölestin sagte, zeigte sich der auf einmal als ein gebildeter Mann Mitte der Dreißiger mit einem fein gebauten Kopf, der garnicht lächelte, als er entgegnete: wenn ich es einmal in Rom von Herzen satt hätte, sollte ich hinauf zu ihnen kommen; ich könnte es noch immer mit der Kutte versuchen, man befände sich darin viel besser, als die Leute da unten in ihrem Werktag dächten. Aber als ich ihn verdutzt und auch wohl in der Vermutung eines bitteren Schicksals ein wenig mitleidig ansah, lächelte er schon wieder und strich mir mit einer milden Bewegung über den Arm: Ich spreche nicht von mir, es weiß keiner, wie ihm das Rad am Lebenswagen einmal zerbricht; bevor sich einer nutzlos ans flicken gibt, soll er sich fragen, ob es nicht besser wäre, still beiseit zu gehn.

X.

Wenn ich mir nachträglich die Fäden meines Lebens zusammen suche und dabei den Fehler finden will, aus dem sich alles zu einem Knäuel verwickelte, so kann ich darin den Ärzten nicht recht geben, daß ich mich überarbeitet hätte. Das mag im Sommer 1888 so gewesen sein, als ich mir das Handwerk der Bildhauerei von Grund auf aneignen mußte und im September wirklich mit meinen Kräften zu Ende war. In diesem Winter, Frühjahr und Sommer blieb ich zwar unbeirrt wie vorher bei meiner Arbeit, aber ich wohnte gut und gönnte mir jeden Samstag bis Sonntag die Erholung in den Bergen. Weil ich mir nichts geschenkt hatte beim Adoranten, kam nun die Sicherheit, die mir vieles unter den Händen gelingen ließ, ohne daß ich es mühsam an dem Modell absuchen mußte. Mein Jüngling mit dem Speer wuchs mit dem Frühjahr in den Sommer, wie eine Staude wächst, langsam doch stetig, sie setzte Knospen und Blätter an und

war so recht dabei, ganz aufzublühen, als das Gewitter sie in den Boden schlug.

Freilich darf ich nicht vergessen, daß gegen den Brutofen dieses Sommers der vergangene nur ein warmer Frühling gewesen war; drei Monate lang nachts in seinem Schlafzimmer trotz der luftigen Höhe eine Temperatur von 21 bis 24 Grad Reaumur zu haben, dazu den lähmenden Sirocco und tagsüber wochenlang Hitzegrade, wie sie selbst für die Römer Seltenheiten waren: das ist kein Wetter, um mit dem entscheidenden Lebenswerk täglich angestrengt beschäftigt zu sein.

Ich hätte im Juni fortgemußt, als die erfahrenen Römer anfingen, in Scharen ans Meer und in die Berge auszuwandern; doch litt das meine Arbeit schon aus äußeren Gründen nicht. Ich hatte nämlich nicht bedacht, daß der schlechte römische Ton mit der größten Sorgfalt gleichmäßig feucht gehalten werden muß, weil er sonst Risse bekommt. Dazu stand die Figur aus handwerklicher Unerfahrenheit nicht mustergültig armiert, und als ich schließlich nachgeholfen hatte, waren die Eisen nicht überfirnißt und mußten deshalb einmal durchrosten. Es half mir diesmal nichts, daß ich mir für später Porzellanerde vornahm: bevor ich den Speerwerfer abgießen ließ in Gips,

mußte ich ihn endgültig fertig stellen. So saß ich denn den ganzen fürchterlichen Sommer in Rom, zwar schließlich nur noch morgens arbeitend, weil mittags keine Bewegung mehr ohne Schweißausbrüche möglich war, doch stets in Angst, daß mir ein Mißgeschick noch im letzten Augenblick die Arbeit von fast dreiviertel Jahren zerstören könnte, in der ich mich näher als jemals ans Ziel gekommen glaubte.

Daß ich den Speerwerfer trotz dieser zähen Geduld und Arbeit nicht bis zur Gipsform fertig brachte, daß ich mich mit den letzten Monaten an der in allen Einzelheiten klar gestellten Figur zerrieb, weil das Gefühl der Vollendung nicht mit jenem starken Strom einfließen wollte, wie ich es früher doch ein paarmal bei meinen letzten Stichen empfunden hatte: das war — wie ich nun eingesehen habe — die Grenze meiner Begabung, an die ich damals schon mit den Händen rührte, ohne daß sie mein Geist erkannte, weil der im Feuer neuer Leidenschaften entzündet war:

Sie hatten schon Anfang August zuhause und im Belvoir auf mich gerechnet; nun fingen im September die dringenden Rufe an. Frau Lydia war krank und schlaflos, fast seitdem ich fort war; sie hatte im Jahr vorher zweimal die Kur in Baden gebraucht

und war den Sommer über nur noch wie eine Kranke zuhaus gewesen. Ich wehrte ab; ich glaubte, den Sieg noch immer in der Hand zu haben, wenn ich nur unbeirrt in meiner Werkstatt blieb. Verbissen in meine Arbeit und verbohrt in die Schriften Lionardos hielt ich hartnäckig aus, bis mir statt einer Einladung aus dem Belvoir der Ruf nach Hülfe kam, dem ich folgen mußte.

Sie hat mir später eingestanden, daß die Erkrankung ihres Mannes im Grunde nur ein Vorwand der gequälten Frau war, die mit dem eigenen Dasein nicht mehr fertig wurde und nun meinte, daß ich ihr helfen könnte, der doch nichts nötiger gebraucht hätte, als seinen wilden und überhitzten Kopf für einige Wochen still in Mutters Schoß zu bringen. Doch war es keine Schlinge, die sie mir legte; es war noch alles uneingestanden in ihr und sie glaubte als treue Gattin zu handeln, indem sie den gemeinsamen Freund dringend herbei rief, ihren Mann aufzuheitern, der durch die geistige Erkrankung seiner Mutter in Untätigkeit und Melancholie verfallen wäre. Sie mochte noch das Bild von mir im Sinn haben, wie ich den ersten Sommer im Belvoir gewesen war, zwar strapaziert von meiner Arbeit, doch äußerlich noch ziemlich der Kerl aus meinen Mün-

chener Tagen, zu Spott und prahlendem Gespräch geneigt, den Kopf voller Pläne und die Hände zappelnd vor Tatenlust. Statt dessen kam nun — nicht wie sie mir einmal geschrieben hatte, ein Mann in seinen besten Jahren zu einer unterdessen ergrauten Matrone — sondern ein Schatten meiner selbst, der seine Kräfte überspannt hatte und an der Grenze war, wo ihm die Drähte reißen mußten. Der römische Sommer erzeugt Fieber, aus dem der Klinger sich nach einem bösen Anfall im August schon in die Berge geflüchtet hatte; ich trug es mit mir herum, als ich nach einer fürchterlichen Bahnfahrt im Belvoir ankam.

Wenn ich mich auf die Einzelheiten besinnen will, weiß ich kaum noch, mit welchem Zug ich reiste; nur daß mir unterwegs vielmals das Meer in meinen Wagen gleißte und daß ich meinen Speerwerfer nicht vergessen konnte, den ich wie ein treuloser Bruder in der fremden Stadt zurück ließ; obwohl ich strenge Vorschrift gegeben hatte, ihn täglich einzufeuchten, saß doch die Sorge um sein Schicksal im Wagen neben mir und stieg auch noch in Zürich mit mir aus.

Ich fand die beiden Menschen im Belvoir verwüstet wie mich selber, die Frau bis zu Weinkrämpfen überreizt und ihn von diesem täglichen Elend so angesteckt, daß er wahrhaftig der kränkere schien.

Sie hatten mit dem Belvoir vielen Verdruß gehabt, weil eine Straße den Park, der schon durch die Bahn in zwei Teile zerschnitten war, nun ganz vom See abtrennen sollte. Innen war das schöne Haus durch die Rastlosigkeit der Frau schon umgeändert; auch für den Park war vieles anders geplant und sollte unter der Leitung eines kürzlich verschriebenen Gärtners neu hergerichtet werden. Dem Mann war dies alles nicht nur durch das Schicksal seiner Mutter überdrüssig geworden; er schien müde und so bekam ich das Ganze in die Hände. Ich war seit Jahren der Kunstbeirat der Familie, der ihnen Teppiche und Schmuck besorgte und jede Veränderung brieflich begutachtete, soweit die Kunst in Frage kam: so fand mein Bruder Eduard, der mich im Belvoir besuchte, statt einem Bildhauer einen Obergärtner, der sich mit dem Widerstand störrischer Arbeiter herum schlug.

Inwendig aber war ich wie eine Mutter, der man ihr Kind genommen hat, weil mein Speerwerfer unterdessen in Rom durch tägliche Benetzung künstlich am Leben gehalten wurde. Hier hatte ich von meinem römischen Leben nichts als den Lionardo, den Laokoon und meine Hefte mit Notizen; so warf sich mein versengter Geist in eine neue Leidenschaft, an der wohl andere Künstler vor mir nicht weniger tief gelitten

hatten, nur daß sie ihnen nicht zum Verhängnis wurde.

Wie mich der Hopfen in seinem Buch als Schweizerkarl darstellte, ein solcher Rüpel war ich wohl nicht und auch kein solcher Schwadronneur. In der Stille die Gedanken wachsen lassen und dann alle durch einen Ausbruch überraschen, wie der Kispert damals in Schäftlern, konnte ich auch nicht, weil ich von Anfang an auf Lärm und Leidenschaften eingestellt war. Und wer bedenkt, daß für uns Künstler die Kunst nicht wie den Kunstgelehrten nur ein Objekt der Wissenschaft sondern der eigene Lebensboden ist, daß wir unsere Ansichten darin nicht ändern können, ohne auch den Absichten einen Stoß zu versetzen, also unser eigentliches Leben zu erschüttern: wer will da noch von uns verlangen, daß wir wie jene alles in die saubere Ordnung von Forschungsresultaten brächten! Bei uns ist jede Ansicht auch ein Kampf mit uns selber, und es kommt bloß auf die Natur des Einzelnen an, ob dieser Kampf laut oder still vorgeht: bei mir war er laut.

Alle die großen Künstler, welche Geschriebenes hinterließen, wie Lionardo, Dürer, Goethe, Herder: gaben sich über die Ziele ihrer Arbeit genaue Rechenschaft und arbeiteten nicht aus irgend einer rätsel-

haften Begabung in den Tag hinein. Wenn ich durchaus nicht solch ein Prahler bin, mich Jenen anzureihen, vielmehr mir selber wohl dieses Zeugnis angesichts des Todes geben darf, daß ich bescheiden wie einer vor ihren Meisterwerken stand und mich in dieser Demut durch meine fortschreitende Erkenntnis nur manchmal bis zur Hoffnungslosigkeit bedrücken ließ: so hab ich doch mein Lebtag nach dem Ausspruch Goethes gehandelt, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Für die Zukunft entscheiden zwar nur die Resultate, solange aber einer — wie ich Zeit meines Lebens — darin noch nichts oder wenig gültiges vorzeigen kann: ist es allein die Gesinnung, die ihn im Bereich der großen Werke und ihrer Meister einen Freibrief gibt.

In dieser Gesinnung bin ich vielleicht ein lärmender Apostel, aber dafür auch ein ehrlicher gewesen, der sich nie eine Einsicht ersparte, weil sie seine kaum gesicherte Existenz gefährdete. Daß ich mir dann in jenen Tagen Sinn und Wirkung dieser Leidenschaft verwechselte, daß ich mich in dem Ueberschwall drängender Einsichten — ihren Zweck für mich vergessend — berufen fühlte, ein Verkünder neuer Kunstwahrheiten, eine Art Messias zu sein, der die Barbarei moderner Kunstwirtschaft in die Geschlossenheit früherer Kulturzeiten zurückführen will, für diese Selbstüber-

schätzung meiner Fähigkeiten bin ich genügend ans Kreuz geschlagen worden.

Doch weil ich hier keine Buße tun, nur Zeugnis ablegen will von meinem Leben und also selbst die Gründe zu meinen Narrheiten aufdecken muß, darf ich wohl sagen, daß ich in meiner Römerzeit eine Entdekkung machte, die auch für andere wertvoll war: Seitdem Goethe, der doch im Alter Eckermann beichtete, von bildender Kunst nichts verstanden zu haben, die Lehren Winckelmanns durch das Ansehen seines Genies unterstützte, war eine schwächliche Idealvorstellung der griechischen Plastik in die Welt gekommen, die einen Kanon als ihre Schönheit begriff und dadurch eine vergipste Anschauung der Kunst überhaupt befördert hatte. Als ich dagegen einmal die zuckende Natur in der griechischen Kunst und die berühmten Meisterwerke des Vatikans zumeist als Epigonenarbeiten, Fälschungen und Kopien erkannt hatte, kam ganz von selber der Taumel über mich, das auch mit Worten darzustellen, zumal ich sah, daß selbst Köpfe wie der Jakob Burkhardt von der letzten Kunsteinsicht durch die Kluft ihres unkünstlerischen Temperaments getrennt waren.

Ich fing an, nach dem naiven Polyklet des Schadow den herrlichen Traktat von Lionardo und zu-

letzt den Lessingschen Laokoon zu lesen; nicht zum Genuß, sondern um mich bis in meine Träume hinein leidenschaftlich damit herum zu schlagen; denn weil ich außer Klinger – und den zuletzt immer seltener – niemand sah, mit dem ich meine Leidenschaft in diesen Gedanken aussprechen konnte, vielmehr sich alles in einem wilden Streit der ungeklärten Meinungen in meinem Kopf vollzog, der schließlich dafür doch wohl zu klein war, kam es von selber, daß ich, einmal von meiner Hände Arbeit abgebracht, hier meine Gase verzischen lassen mußte. Es war ein böser Traum, der erste von den vielen, die nun folgten, wie ich da Nacht für Nacht im Belvoir flackernd bei meinen Niederschriften saß und von dem Werk fantasierte, in dem das Wesen aller Kunst deutlicher als im Laokoon gefaßt sein sollte.

* * *

Er dauerte nicht lange, dieser Traum; denn unterdessen verlor die Lydia, die durch mein graues Haar und mein verirrtes Wesen, wie sie sagte, erschüttert war, die letzte Lust am Belvoir und kam nun plötzlich mit dem Plan heraus, Haus und Park zu verkaufen und auch nach Rom zu ziehen, das mir zur zweiten Heimat geworden war. So wurde der Haushalt aufgelöst, der mir durch Jahre ein Sinnbild

heimatlicher Ordnung gewesen war und den sie längst als eine unerträgliche Belästigung empfand. Doch wehrte ich ängstlich ab, als sie in Rom haushalten wollten, weil ich für meine Arbeit die Störung befürchtete, und riet Florenz, was auch gebilligt wurde.

Wenn ich den Emil in dieser Zeit bedenke, so schien er von allem Willen verlassen zu sein; als ob die Pest im Belvoir ausgebrochen wäre, so eilig wurde alles liquidiert und aufgelöst bis in das letzte Stück, und er gab alles zu. Wir hatten schließlich im Hotel Viktoria in Zürich Wohnung genommen, weil keiner von uns das unaufhörliche Gehämmer noch ertragen konnte, das wir doch selber angeordnet hatten. Wie wenn die Krankheit der Lydia sich uns beiden übertragen hätte, so schartig waren wir, und als ich vor der Abfahrt noch einmal rasch die Meinigen in Biel besuchte, war eine böse Zeit. Sie wollten mich in letzter Stunde bestimmen, mein Verhältnis zu den Leuten vom Belvoir zu lösen und wie früher, wenn auch nicht mehr so unbesorgt, mein eigener Herr zu sein. Sie sahen wohl, daß mich die Krankheit dieser Frau erfaßt und meine Unrast bis zur Verrücktheit gesteigert hatte, und fühlten das lang geahnte Unheil kommen. Ich ging zum erstenmal nicht recht im Frieden

von Hause fort und ließ die ängstliche Sorge um mich zurück; es saß mir aber inwendig wie ein Teufel eine Stimme, daß mir nun andere Dinge zuständen, als um die Sorge der Meinigen bekümmert zu sein.

Meinem Speerwerfer zuliebe drängte ich zur Abreise und fuhr schließlich Ende Oktober nach Florenz voraus, den beiden dort vorläufig Quartier zu machen und dann in Rom nach der Figur zu sehen. Sie stand noch leidlich gut und war von neuem besser versorgt, als ich zurück fuhr nach Florenz, um da die beiden zu empfangen und in die Pension Bonciani oben an der Viale dei Colli zu geleiten. Ich selber wohnte drunten im Albergo Bonciani; doch sahen wir uns täglich und machten Pläne, wie ihre nächste Zukunft nun einzurichten sei. Wenn ich mich heute in die Rolle zurück denken will, wie ich sie damals spielte, als ich im Namen dieser Leute unterhandelte, Landhäuser ansah und verwarf, so ist es fast, als könnte ich die einzelnen Erinnerungen nicht greifen, obwohl ich weiß, daß sie vorhanden sind — im Wasser ist es so, beim tauchen, wenn man mit offenen Augen dicht überm Grund hinschwimmt, ihn manchmal weich in den Händen fühlend und von oben drängt das fahle Licht. Ich hatte in meiner Münchener Zeit einmal einen Magnetiseur gesehen,

der Menschen aus dem Publikum, mit Kopf und Füßen nur aufgestützt, als Bretter auf zwei Stühle legte und sich auch richtig auf ihren Bauch stellte, ohne daß sie sich um einen Zoll verbogen; der andere zum Gelächter des Publikums oder auch zum Grauen wie Hühner gackern oder wie Esel brüllen ließ: Nicht anders muß es damals mit mir gewesen sein, als ich der Frau Lydia bis in die schlimmsten Unwirklichkeiten verfallen war, obwohl ich doch im Äußerlichen ein Mensch gleich allen andern gewesen sein muß — wie hätten sie uns sonst so gleichmütig mit diesen Dingen gewähren lassen.

Plötzlich war es so, daß der Emil für ein paar Tage zurück mußte nach Zürich und mir zehntausend Franken daließ, die ich als Angeld gebrauchen sollte, falls ein Ankauf zustande käme. Wenn ich heute die schäbige Villa da oben an dem Hügelweg ansehe, mit ihrer Rosafarbe und den kümmerlichen Eisengittern, kann ich nicht begreifen, daß die Lydia ein Besitztum wie den Belvoir verlassen und so etwas erwerben und daß ich selbst in der schlimmen Verirrung meiner Sinne dazu raten konnte. Es kam aber richtig soweit, und ich zahlte dem Besitzer Bonciani neuntausend Franken an. Gleichzeitig waren größere Pläne im Gang: ich hatte Klinger aus Rom gerufen,

der auch kam, und mit ihm einen Tempelbau in Paestum besprochen für eine Million, den ich erbauen und den er ausmalen sollte; innen wollte ich eine sitzende Göttin thronen lassen, deren Augen mit eingesetzten Diamanten aus der Finsternis heraus den Ankömmling anstrahlten.

Wer je Fieberträume gehabt hat, wie da die Vorstellungen mit Flammen aus dem Boden brechen, wie das Blut in den Schläfen hungrig nach Bildern ist und in Sekundenschnelle Neues ins flackernde Bewußtsein jagt: dem kann ich sagen, wie furchtbar diese Novembertage in Florenz für mich gewesen sind. Und dazu immer die Frau neben mir mit ihren Schicksalsaugen, die nicht die meine war und deren Mann — ich wußte längst nicht mehr warum — zurück nach Zürich gefahren war. Nun saß ich nicht mehr, wie so viele Jahre, an meinem Schreibtisch, ihr die langen Briefe zu schreiben, nun fuhr sie mit mir im Wagen durch die schöne Landschaft um Florenz, in der trotz dem November immer noch ein rostroter Herbst war, nun gingen wir miteinander an der Loggia vorbei, wo der Perseus mit dem blutigen Haupt in der hochgehobenen Hand dastand, oder sahen in Santa Croce die vergilbten Fresken von Giotto und wußten nicht, ob wir selber nicht nur ein

paar Gestalten aus seinen Schilderungen waren. Sie gab sich dankbar und froh, das alles selber zu sehen, wovon ich ihr in soviel Briefen geschrieben hatte, die sie auswendig wußte: wie wenn da alles aus meinen Buchstaben lebendige Gestalt annähme und sich als ein unendliches Gefolge um uns drängte, so füllten sich die Stunden.

Auch als wir an einem gleißend hellen Nachmittag durch die enge Gasse nach der Porta Romana und dann über die sonnige Landstraße talaufwärts nach der Certosa fuhren, die oben im Val d' Ema wie eine verlassene Bergfestung steht: Man kann mit dem Wagen nicht ganz hinauf, weil der Weg am Ende steil und holprig wird; man geht das kurze Stück zur äußeren Pforte, die auf der Rückseite liegt, und steigt dann zwischen Mauern auf dem Pflasterweg zum ersten kleinen Hof, wo man dem Pförtner schellt, der einen Führer holt. Es war ein schneeweißer Mönch, so alt, daß er den blanken und kahlen Kopf nicht recht erheben konnte, doch lächelte er uns milde an, wie auf den alten Bildern die Heiligen lächeln. Auch wußte er von allen Dingen gut Bescheid, von dem schmiedeeisernen Brunnengitter mitten im Garten, der zwischen Säulengängen auf den Dächern der unteren Gebäude lag, das sie dem

Michelangelo zuschrieben, von den Bildern in der Kirche und den Grabmälern in den marmornen Gewölben, wo so Viele schliefen, die gleich diesem Alten gelächelt und den Sinn der Welt in einem milden müden Lächeln erkannt hatten. Wir waren auch im Refektorium, wo alles sauber, aber mit grober Leinwand für die Brüder gedeckt war, das Mahl schweigend einzunehmen. Es war in allen Gängen und Höfen still wie in einer einzigen Kirche durch dieses Schweigegebot, sodaß wir selber nichts mehr sprachen, uns nur ein paarmal mit tiefen Blicken der Verwunderung ansahen, daß wir nun wirklich miteinander durch diese Traumwelt gingen.

Als letztes zeigte uns der Alte noch seine Zelle, die garnicht kahl war sondern eine saubere Greisenwohnung zeigte mit einem Gärtchen daran und von der Balustrade einen schönen Blick ins Tal, wo aus dem Saft der Erde schwarzgrüne Cypressen wuchsen und im steinichten Bach das Wasser hinunter floß, das diesmal im Stoffwechsel nicht gebraucht wurde, um vom Meer wieder zu kommen und in weißen Wölkchen über den Cypressen zu schweben. Die Lydia, die im Umstand eines großen Reichtums aufgewachsen war und danach selber an diesem Umstand gelitten hatte, wurde bewegt von

solcher lächelnden Bescheidenheit, die keine Armut, nur die Befreiung von den Lasten des Lebens war. Sie wollte gleich diesem Alten in ein Kloster gehen, um später auch einmal mit weißen Haaren so lächelnd in der Welt zu sein; doch nahm sie hülflos meinen Arm, als wir hinaus gingen, von dem Alten in der rauhen Kutte mit schneeweißen Wollstrümpfen nicht spöttisch oder demütig, nur lächelnd entlassen. Die Steine auf dem holprigen Weg hinunter taten ihren Füßen durch die dünnen Sohlen weh, sie mußte sich aufstützen und fast wie eine Kranke führen lassen. Danach im Wagen, als wir den Berg hinunter rollten und uns noch einmal umsahen nach der Certosa, die nun wieder wie eine verlassene Bergfestung am Hügel lag mit ihren zierlichen Altmännerhäuschen, gab sie mir nach einem Seufzer fast still lächelnd wie der Alte ihre Hand und ließ sie mir auch. Unten wollte sie den Friedhof der deutschen Protestanten sehen, die da draußen an der Landstraße fern von der Heimat und als Fremde ausgeschlossen, dennoch in Gott ruhten, wie auf den Steinen zu lesen war. Sie weinte heftig und konnte lange nicht fort, obwohl die Gräberwege kahl und nüchtern lagen, zuhause endlich bei dem Nachtmahl saß sie noch in den Tränen vom Kirchhof doch wieder lächelnd wie der

Alte von der Certosa und sagte mir, daß sie dann lieber auch bei den Landfremden daliegen wollte, als wieder in der Heimat ohne mich zu sein. Sie habe mich gern gewonnen in dem ersten Sommer und heimlich lieb gehabt seit dem zweiten und ihr Nervenzustand sei nur daher gekommen, daß sie die Neigung Monat für Monat zurück gehalten hätte.

Mein armer Kopf war viel zu wild und wund, um etwas anderes als ein Glück in dieser Wendung zu finden, die mir mein bürgerliches Dasein verwirkte. Wenn ich der Glücksritter gewesen wäre, als den sie mich danach verfolgten, ich hätte es bei der Gemütsart der Lydia wohl klüger angefangen, mir die Vorteile ihrer entbrannten Leidenschaft zu sichern, statt nach dieser ersten Nacht mit ihr nach Rom zu flüchten. Denn so sinnlos wie alles in den Tagen war dies auch, daß wir andern Tags von einem Spaziergang ohne Gepäck, die Lydia selbst ohne Mantel, wie ein verfolgtes Paar auf den Bahnhof gingen; bevor der Mittagszug abfuhr, hatten wir uns ein paar Stunden lang in den Kreuzgängen hinter S. Maria Novella versteckt gehalten in einer bösen Angst. In Rom brachte ich sie ins Albergo Aliberti, das dicht bei meiner Wohnung in der Via Margutta lag. Noch im Dunkeln ging sie dann mit

ins Atelier, wo mein Speerwerfer mit nassen Tüchern verbunden stand; wie ein am ganzen Leib Verletzter sagte sie, die nicht haben wollte, daß ich ihn bei Licht auswickelte, die dafür aber wie ein Kind, das endlich seinen Willen hat – die große Frau — in meinem Atelier umher ging, alles in ihre Hände nahm und streichelte und an meinem Schreibtisch sitzen wollte die ganze Nacht, weil ich da soviel Stunden schreibend an sie gesessen hatte.

Da schrieb sie auch am selben Tag den Tochterbrief an meine Mutter, daß sie mich glücklich machen wollte.

„Liebe Mama!

Gestatte, daß ich Dich so nenne, denn, obgleich wir uns noch nie gesehen haben, ist es mir als stehen wir uns schon nahe. Sehnlich hoffe ich, daß Du bald in unser schönes italienisches Heim einziehen werdest und will ich mit meinem Manne wetteifern, Dir das Leben angenehm zu machen.

Ich kann Dir versichern, daß ich Deinen Karl so glücklich machen werde, als er es verdient.

Deine Lydia Stauffer."

Wenn ich den Brief nicht hätte mit ihrer Handschrift, ich müßte glauben, das alles nur im Fieber dieser Tage geträumt zu haben. Ein Fieber

war es auch, mehr ein Gewitter, das mit Blitz und Donner und Wasserstürzen über mich kam, bis mir mein ganzes schönes Leben mit Geröll und trüben Bächen überflutet war. Am andern Morgen fing es schon an, als ich zu Klinger kam. Erst war sie wieder bei mir im Atelier gewesen und hatte nun meinen Jüngling gesehen, wie er auf seinen Speer gestützt abwartete, daß auch an ihn die Reihe zu werfen käme. So hätte ihre Liebe vier Jahre lang auf mich gewartet sagte sie und kniete vor dem Speerwerfer, wie wenn sie beten wollte. Ich wischte ihm mit bloßen Händen die Nässe ab und fand auf einmal, daß er fertig genug war, in Gips geformt zu werden. Nur müßten nun ganz andere Dinge kommen; es gälte nicht mehr das einzelne Stück, nun müßten mit vereinigten Kräften ganze Werke statt solcher Einzelheiten geschaffen, nun müßten dem Gott der neuen Zeit wie den alten Göttern Tempel gebaut und wieder eine Kunstblüte eingerichtet werden wie bei den Griechen und bei denen um Donatello, daß nicht jeder so wie ich auf eigene Faust ein Jahrzehnt lang zu ringen habe, bis er zu seinem ersten freien Kunstwerk käme.

So war es nicht mehr der Tempelplan allein, mit dem ich zu Klinger kam, es sollte auch eine Akademie der neuen Kunst gegründet werden. Ich war seit An=

fang meiner Freundschaft unterrichtet, daß die Lydia garnicht die Millionen hatte, dergleichen auszuführen; damals schwoll mir alles, auch ihr Reichtum, ins Ungemessene an; und so mag ich dem Klinger wüstes Zeug vorgeprahlt haben. Er war in Florenz schon unwirsch geworden und kurzweg wieder zu seiner Arbeit abgereist; nun tat er mich hinaus wie einen, der unverschämt und lästig geworden ist, mich, dem er in diesen römischen Jahren sein vertrautester Umgang gewesen war. Wer erst einmal in solchen Dingen verstrickt ist, wer seine Gedanken nicht mehr am Zügel hält, sondern wem sie in jedem Augenblick nach allen Winden wie wild gewordene Pferde davon rennen: hat nicht Zeit, in anderen Köpfen herum zu denken. Ich sah nur, wie der rote Teufel — so ging er mir durch viele Träume meiner Kerkernächte — sich feindselig von mir wandte, wie er mich mit scharfen und verächtlichen Worten schlug. Gedemütigt und wie auf die Backen gezüchtigt, kam ich von ihm hinunter.

Ich holte die Lydia im Colosseum ab, wo sie im Schatten vor der noch immer zu warmen Novembersonne malerisch in den Trümmern saß und auf mich wartete. Wo ich so manche Mondscheinnacht hindurch in den Vorstellungen antiker Größe geschwärmt hatte,

sahen mich die leeren Fensteröffnungen in der klaren Herbstmorgenluft mit feindseligen Augen an. Ich nahm die Lydia wie ein Flüchtling bei der Hand und lief mit ihr — wie ich schon oft im Traum vor bösen Dingen geflohen war — zur Via Cavour hinunter und über die Treppen nach Pietro in vincoli hinauf, wo seitwärts in der marmorblanken Basilika der Moses von Michelangelo sitzt. Irgendwoher war die Furcht vor der heidnischen Welt über mich gekommen und daß ich wieder zu dem Gott meiner Väter müsse; aber wie ich Hand in Hand mit der Lydia, die blaß vor Angst und außer Atem vom laufen war, vor den steinernen Mann Gottes hintreten wollte, sah er mir schon von weitem zornmütig entgegen und stellte den Fuß mit einem Ruck zurück, um aufzuspringen. Mir graute, während wir flohen, daß ich meinte zu fühlen, wie mir die Haare weiß wurden vor Furcht.

Als ich heimkam, wollte ich meinen Speerwerfer mit dem Hammer zerschlagen, so fürchterlich war mir auf einmal alles geworden, wo ich mit der Welt der Kunst zusammen hing. Da hatte ich zwei Fiebersommer lang als Einsiedler Ton geknetet, um etwas hinzustellen, das so fremd in unserm Leben stand wie ich selber. Diesmal war es keine Verzweiflung an

meiner Kraft, nur die aufblitzende Einsicht, wie nutzlos dies alles für einen einzelnen Menschen war, in einer Welt von Händlern, Schustern und Photographen, die nur nachts aus ihren Kleidern kamen, Jahre meines Lebens daran zu setzen, ihnen einen nackten Griechenmenschen mit einem Speer dahin zu stellen, den doch niemals einer so ansehn würde, wie ich ihn sah. Die Müdigkeit fiel mich an, aus diesen weltfremden Kämpfen der Kunst fortzugehn und gleich allen andern ein Glied des wirklichen Lebens zu sein.

Als wir dann nachmittags in den Gärten der Villa Borghese waren, sprach die Lydia davon, daß sie mit mir hinaus ins Land wolle, damit ich mich erholte. Wir fuhren in der Frühe des andern Tages auch nach Frascati hinauf und als die Lydia, der immer noch die Schweizerfrau im Blut stak, die verwahrlosten Gärten gleich in Ordnung bringen wollte, kam von selber der Plan heraus, hier irgendwo statt unnützer Tempelbauten die Landwirtschaft in großem Stil zu treiben. Im Zwang unserer Einfälle zogen wir gleich ein paar Stunden herum, nach Preisen und Gelegenheiten zu fragen, und hatten schon die Firma in allen Einzelheiten organisiert, als wir spät nachmittags im Wagen durch die blaubraune Cam-

pagna mit den dunklen Mauerbogen der zerstörten Wasserleitung heimfuhren.

Es paßte zu unsern Plänen schlecht, daß wir ohne Geldmittel waren; so schrieb ich mit dem Willen der Lydia an Bonciani nach Florenz um einen Teil der Anzahlung, nicht ahnend, daß ich mir selber dadurch die Schlinge um den Hals legte. Denn unterdessen war der Gatte der Lydia durch den Bonciani von unserer Flucht benachrichtigt in Florenz, auch der Minister Bavier schon telegraphisch instruiert. Ich merkte, daß wir auf Schritt und Tritt beobachtet wurden und blieb nun mit der Lydia im Hotel; nur dem Minister schrieb ich in der Ahnung meines bösen Schicksals einen Drohbrief. Das war der letzte von den Streichen, mit denen ein schweizerischer Bildhauer in Rom sich, auf die Geltung seines Namens gestützt, gegen andere Mächte seiner Heimat zu wehren gedachte.

Es war eine ungewöhnliche Art, Familienverhältnisse zu ordnen, die nun anfing. Aber so ist das Leben wohl, daß jeder hart auf hart die Macht anwendet, die er hat; ich hatte nach Kräften das meinige getan, die andern Mächte aber waren stärker: dahinter saß ein Bundesrat in Bern, der viermal Präsident der Schweiz gewesen war und den Minister Bavier

an Gehorsam gewöhnt hatte. Der brauchte als Gesandter einer Staatsmacht nur zu winken, und ich war den Gesetzen des Landes ein fremder Untertan, noch dazu ein verdächtiger. Was mir der Alte damals vor dem Bärenzwinger in Bern gedroht hatte, bekam ich nun zu fühlen; ich war dem Machtgewaltigen meiner Heimat zum zweitenmal empfindlich in den Weg gelaufen, und diesmal griff er zu.

XI.

Am fünfzehnten November wurden wir beide mit der dringenden Einladung bedacht, die es den Staatsgewalten aller Länder erlaubt, irgendwen aus seiner Wohnung oder von der Straße fortzuholen und hinter Gitter zu setzen; nicht, weil ihm rechtlich ein Urteil gesprochen ist, sondern weil er nach dem Wunsch einer Beschuldigung verurteilt werden soll, wird er vorläufig schon in einen Käfig eingesperrt. Der meine waren die Carceri nuovi in der Via Giulia, von den schlimmsten Papstzeiten her berüchtigt und seitdem nicht gerade modernisiert. Man kommt durch ein Portal hinein, das einen Blick in einen sonnigen Hof hat; auch wird man aufmerksam und mit einigem Umstand empfangen durch Beamte, die in Leinen gekleidet sind; wenn man aber einmal durch den kleinen Hof in den dunklen Gang dahinter gekommen ist, wo rechts und links wie für wilde Tiere die gemauerten Käfige sind, und wenn sich erst hinter einem die Tür geschlossen hat, die

nicht mehr aufgeht, bis ein neuer herein kommt — das Essen wird durch eine Klappe in Näpfen herein geschoben — wenn man sich erst daran gewöhnt hat, wie der dumpfe Schritt der Wache durch das Gemurmel der zwanzig Zellenbewohner als Takt in die Flut der rastlosen Gedanken eingeht: dann schwinden die letzten Eindrücke von der Sonne draußen an den Hauswänden, den Menschen und Wagen auf der Straße, wie wenn man durch einen Tunnel in die Erde hinein gefahren wäre.

Das letzte ziemlich, was ich von Rom gesehen hatte, war der Giordano Bruno auf dem Campo di Fiore, wie er zwischen den Gemüseweibern an der Stelle stand, auf der sie ihn vor dreihundert Jahren verbrannt hatten. Die Einweihung der Statue im Juni war ein großer Spektakel mit mehr als zweitausend Fahnen gewesen; ich war selber mitgezogen. Nun saß ich wie er in dem alten Papstgefängnis, und keiner von den zweitausend Fahnenträgern der modernen Freiheit war mächtig genug, mir ein Zipfelchen davon zu bringen. Der Untersuchungsrichter sagte mir freilich, daß die Sache mehr lächerlich als gefährlich wäre, weil ich der Unterschlagung von tausend Franken beschuldigt würde; es schien mir auch nicht möglich, den Karl Stauffer deshalb

gleich mit Dieben und Straßenräubern einzulochen, aber vorläufig saß ich in denselben Mauern mit ihnen, und bis mein Bruder Eduard aus Biel herreisen und die Freilassung bewirken konnte, war mir die erste Woche beigebracht.

Als ich den lieben Kerl dahatte, der seinen Bruder nun im römischen Kerker wiedersah und den Sekretär Rochette von der Gesandtschaft dazu, der mich um meiner freundschaftlichen Beziehungen zum Minister willen stets mit Respekt begrüßt hatte und nun schweigsam daneben stand: da hatte ich Grund genug, an die Warnungen der Mutter zu denken. Die Tränen traten mir doch in die Augen, obwohl ich mich halten wollte; die acht Nächte hatten mich mürbe gemacht in dem gemeinen Loch, wo die Luft schon unerträglich stinkend und alles glitschig wie Seife war von Schmutz. Ich kam aber auch den nächsten Tag noch nicht frei, nur daß mein Bruder mir etwas zu lesen bringen durfte, Grimms Märchen und Eckermanns Gespräche mit Goethe, jedoch kein Papier zum schreiben. Das ging so eine Woche in böser Ungewißheit fort, bis ich endlich erfuhr, daß eine neue Anklage meiner Freilassung im Weg stand. Und nun war alles nur eine Spielerei gewesen, bevor der Ernst kam. Denn daß ich, der Karl Stauffer,

jemand um tausend Franken beschwindelt haben sollte, war ein häßlicher Spaß; aber daß ich eine Geisteskranke vergewaltigt hätte, und daß die Lydia im Irrenhause festgehalten wurde: das war nur durch den Richterspruch zu lösen. Jetzt hieß es, um ihretwillen mannhaft zu sein und zu ertragen, was auch käme; denn daß es lange und bitter werden würde, sah ich deutlich kommen.

Doch hatte auch diese neue Wendung eine Hoffnung bei sich: weil das Verbrechen in Florenz begangen sein sollte, mußte ich dahin befördert werden, wo ich mir — von der Schweizer Gesandtschaft fern — mildere Richter erhoffte. Aber mit Verbrechern geht es wie mit dem Schlachtvieh; ich mußte abwarten, bis der Transportwagen nach Florenz gefüllt war. Darüber ging es in den Dezember und die Weihnachtszeit kam heran. So Tag für Tag erwachen zwischen stets den selben Mauern, wenn die Augen morgens nach wildem Schlaf die Sonne suchen, auf faulen Holzgestellen liegen Nacht für Nacht und tagsüber die tausend Sekunden in den Schläfen klopfen hören: da hatte mein ruheloser Geist — von aller Händearbeit befreit — gründlich Gelegenheit, sich selber abzusuchen. Weil ich zu lesen nicht immer aushielt, und weil mir die Gesellschaft

nicht traute, in die ich zwangsweise geraten war, fing ich wieder an zu schreiben; auf die Ränder meiner Bücher, wie mirs einfiel. Aber nun warens keine Briefe mehr an die Lydia und auch keine Kunstepistel; von den Märchen war es wohl gekommen, daß mir aus der Jugend Verse herwehten. Wie wenn mich die Kunst noch einmal mit einer neuen Leidenschaft durchrütteln wollte, warf sich mein wunder Geist auf diese Dinge. Ich brauchte nicht wie früher die Reime mühsam zu suchen, ich war wie einer von den sumpfigen Brunnen, wo aus dem braunroten Boden die Blasen quellen, so Tag und Nacht brodelte das in mir; aus träumen und wachen schrieb ich die Bilder auf die weißen Bücherränder, bis sie bedeckt mit Niederschriften waren. Und so wild ververbiß ich mich darin, daß mir die Wochen schneller als die ersten Tage vergingen.

Dann kam der Nachmittag, wo ich auf Königs Kosten nach Florenz reisen konnte; aber eine Lustfahrt war es nicht. Ich bekam das an die Hände, was sie im Gefängnis des Königs Handschuhe nennen, eiserne Handschellen nämlich; so sah ich zwar nach grausigen Wochen den blauen Himmel wieder, aber so an einer Kette mit sieben Schwerverbrechern durch die Gaffer gezogen werden, das beeinträchtigte den Genuß.

Ich hoffte, mit dem Nachtzug fortzukommen; doch kamen wir nur ins Transit, um da gesammelt und für die einzelnen Routen eingeteilt zu werden. Es war ein schwarzer Steinkäfig, der statt der Fenster kaum handbreite Luftspalten hatte, mit steinernen Pritschen rechts und links, auf denen niemand schlafen, nur sitzen und die Nacht abwarten konnte. Wie dann die Tür aufging und noch dreiundzwanzig — ich habe sie gezählt — noch dreiundzwanzig Strolche zumteil in fürchterlichen Lumpen herein gelassen wurden, daß wir uns bedrängten, wie die Hühner an den Bahnstationen in Körben verpackt herum stehen, nur daß sie überall den Schnabel noch durch die Stäbe in die frische Luft stecken können, hier aber waren klebrige Mauern, die seit Jahrzehnten nichts beherbergt hatten als solches Raubgesindel: da verging meiner Hoffnung der letzte Stolz. Denn als im grauenden Morgen sich mein Nachbar zur linken gähnend nach mir umdrehte, wieviel Jahre ich gefaßt hätte? konnte ich nicht schweigen vor dieser Brüderschaft. Und du? — Er hatte um ein paar Franken seine Mutter am Hals erwürgt und grinste noch und ging nun zwanzig Jahre auf die Galeere, wie er sagte. In dieser Morgenstunde erfuhr ich, daß mein Leben verloren war; denn wen es so tief in den

Schlamm getaucht hat, den läßt man nicht mehr rein werden.

Am Morgen wieder zu acht Mann an einer Kette, zu zweien rechts und links verschränkt, den ganzen Bahnhof entlang durch den gaffenden Strom der Bädeckerreisenden, bis an den Wagen, der mit achtzehn Zellen für solche Fahrten nicht zur Bequemlichkeit der Passagiere eingerichtet und mir doch schon eine Erlösung war. Denn so schmal das Gitterfenster blickte, es konnte nicht verhindern, daß meine Augen einen Streifen der Landschaft vorüber ziehen sahen; die frischere Luft und daß ich die Bewegung der Räder in meinem Körper spürte, auch daß der Brigardier menschlich zu mir war, genügte schon, daß sich die Hoffnung zu mir auf die schmale Holzbank setzte. Und als wir endlich am späten Abend in Florenz ankamen und in den Hotelwagen der Carceri Muratti umgeladen wurden, als wir unter dem lustigen Peitschenknall des Kutschers — was kümmerte den die Stimmung seiner Passagiere — am Dom vorüber fuhren, dessen Marmorplatten noch den vergangenen Tag auszuleuchten schienen, als ich endlich eine Zelle für mich bekam mit einem Gitterfenster, durch das ich Santa Croce und Santa Maria del Fiore dunkel in dem dunstig erhellten Himmel sah:

da war fast weniger Mißmut in mir als damals, wo ich mit beiden Taschen voll Geld durch schlechtes Wetter verstimmt zuerst diese Herrlichkeiten erblickte.

Ich habe in den Carceri Muratti noch sitzen müssen bis in den Januar. Obwohl der Prokurator mir gleich zugab, daß ich auf eine solche Anklage hin nicht eingekerkert hätte werden dürfen nach italienischem Gesetz, war es, wie wenn man einen ins Wasser geschmissen hat: ihn nicht hinein zu stoßen, wäre einfacher gewesen als ihn hinaus zu fischen. Doch bekam ich endlich Papier, große Bogen mit dem Gefängnisstempel; und was in Rom nur eine Art Verrücktheit gewesen war in meiner verfluchten Not, das wurde nun die selbe zähe Arbeit, wie wenn ich wieder an meinen Kupferplatten säße. Tag für Tag war ich nun bei den sauberen Bogen und machte einen Band Gedichte in Reinschrift fertig, all die Versstücke aus meinen Buchrändern zusammen suchend; und wenn nachts beim trüben Laternenlicht nichts mehr zu lesen war, lag ich manchmal bis in den Morgen, starrte in den Spinnenschatten der Laterne an der Decke und hämmerte mir schon einen Versvorrat für den nächsten Tag zurecht.

Wenn es auch nichts mit meinem Buch geworden ist, wie mit den Kunsttraktaten und so vielen stolzen

Plänen nicht, so ist es doch ein Glück für mich gewesen, daß ich damals noch einen Dichter in mir fand, daß mir, als ich kein Modellierholz, keine Platten und keinen Pinsel hatte, eine Kunst zurhilfe kam, die ihre Modelle in der Erinnerung und alles Handwerkszeug in Worten der Sprache hat, die selbst eine Gefängnisdirektion nicht konfiszieren kann. Und weil ich nie, auch früher nicht, bei meiner Arbeit nach der Verwertung fragte, weil mir alles ein Kampf auf Tod und Leben wurde mit dem Gegenstand, den ich bezwingen wollte, und weil ich mich in diesem Kampf lieber zerrieb, als daß ich müßig ging: ist mir mein Band Gedichte, mit Bleistift auf Gefängnisbogen geschrieben, nicht einmal eine zu bittere Erinnerung.

Als aber endlich Sylvester kam, an dem ich viele hundert Menschen im Kreis der Ihrigen feiernd wußte, mit denen ich vormals fröhlich beim Punsch gewesen war, als ich selber in meiner Zelle nur die Glocken läuten hörte durch die vielerleuchtete Nacht: da packte mich die Angst, daß dies mein Schicksal bleiben könnte bis in den Frühling und noch länger, vielleicht mein ganzes Leben; so schrieb ich noch in der Neujahrsnacht den Zettel, der mich aus meiner Haft so einfach befreite, wie wenn alles nur ein Irrtum gewesen wäre.

Ich kannte den Bildhauer Adolf Hildebrand kaum, war nur für eine Stunde bei ihm gewesen, bevor die Lydia mit ihrem Gatten nach Florenz kam; so war es nicht die Freundschaft, die ich anrief. Aber nachdem mich alle Freundschaft am Portal der Carceri nuovi verlassen hatte, nachdem mir selbst die Meinigen nicht helfen konnten, weil die Mächte meiner Heimat die Feinde und Verfolger waren, mußten meine Hände nach dem Entfernten greifen. Als ich in der Nacht mit Tränen bedachte, ob denn nicht einen unter allen, die in Florenz Sylvester feierten, mein Schicksal rühren könnte, fiel mir der Mann in San Francesco da Paola ein, wie helläugig und sicher mir sein Wesen bei dem flüchtigen Besuch gewesen war. Der so frei und selbständig auf einer solchen Besitzung schalten konnte, mußte Geltung in der Stadt genug besitzen, mir zu helfen.

Als er meinen Zettel nach ein paar Tagen auf sonderbaren Umwegen erhielt, war er am Tor, um auszugehen und nahm ihn so dem Boten selber ab. Und weil bei ihm Einfall und Wesen nicht Schabernack spielten miteinander wie bei mir, sodaß sich auch die schwierigen Dinge bei ihm mit einer Geberde zu erledigen schienen, nahm er sogleich den Umweg über die Gefängnisdirektion, die ihn natürlich höflich emp-

fing. So grausam es für mich ist, daß ich zwei lange Monate hindurch in schwerer Kerkerhaft gepeinigt wurde um einer Sache willen, die dieser Mann wie einen Einkauf im Vorbeigehen rasch erledigte: so dankbar muß ich ihm um der Gesinnung willen sein, aus der er dies und später, als er mich kannte, noch vieles andere für mich tat. Dreihundert Lire, das war die ganze Kaution, die man ihm abverlangte, dreihundert Lire, kaum genug, um einen Anhänger für eine Dame oder einen Spitzenumhang von geringem Wert zu kaufen. Dafür bin ich dem Ungeziefer italienischer Gefängnisse ausgeliefert und dafür ist mein Name aus der Liste derer gestrichen worden, vor denen man den Hut mit Achtung zieht.

Wem ich die Stimmung beschreiben sollte, in der ich mit dem blonden Hildebrand, dem die Augen blank vor Freude waren, zum erstenmal seit zwei Monaten wieder mit meinen Berner Beinen über die Straße ging, die Tagesluft einatmen und den Himmel sehen konnte, der damals freilich wie ein geflicktes Wolltuch über Florenz hing: der müßte wenigstens einen Tag und eine Nacht lang in einem dieser Löcher gesessen haben. Daß sich rasch wieder alles ins Leben verkehrte, daß mir die flüchtigen Minuten mit dem Hildebrand gleich

wichtiger wurden als die überstandenen Kerkerstunden, das war wohl das Verhängnis meiner Natur, die immer noch ein Ziel erreichen wollte. Wie hätte ich denn wissen können, daß ich noch immer erst am Anfang dessen stand, was ein Mensch in seiner kurzen Lebenszeit erleiden kann.

Ich weiß nicht viel aus diesen Tagen; ich war meist draußen bei Hildebrands in ihrem Klostergarten, obwohl ich wieder in der Casa Nardini wohnte. Sie gingen nicht in meiner Pflege auf, weil ich in ihrem mit eigener Wichtigkeit erfüllten Leben doch nur ein Fremder war; doch ließen sie mich auch mit keinem Blick oder Wort den Hochmut fühlen, einem schlimm Verdächtigten beizustehen; denn ständig hing die Klage über mir, eine Irrsinnige vergewaltigt zu haben, und der Leumund, ein gestrauchelter Glücksritter zu sein. Daß sie neugierig auf ein Leben waren, wo sich mit zweiunddreißig Jahren schon die Achsen heiß gelaufen hatten, daß ich ihnen die Narben von den Handschellen zeigte und fast noch damit prahlte — wenn beides nicht mehr ist, Neugier der andern und eigene Gesprächigkeit, kommt erst das Ende, was ich noch bitter erleben sollte.

Ich war kaum aus dem Gefängnis befreit, als mich die Furcht anfiel, daß wieder wie damals in Rom Verfolger um mich wären. Solange ich bei

den gütigen Menschen in San Francesco saß und ging, war ich behütet; nur wenn ich allein nach Hause durch die Straßen mußte, über den Ponte vecchio nach dem Dom hinunter, wo das Albergo Nardini lag, und immer wieder mir einer folgte und durch eine Seitengasse verschwand, sobald ich stehen blieb; wenn ich in meinem Hotelzimmer war, wo rechts und und links von mir die Gäste nicht fortgingen, während sonst um diese Zeit die meisten Zimmer leer standen: ich hatte das Unmögliche zu bitter erlebt, um nicht argwöhnisch zu sein. So verschloß ich eines Tages heimlich die Nachbarzimmer und trug die Schlüssel in den Arno. Als ich abends wiederkam, waren beide Türen aufgesperrt und in einer stand ein schwarzgekleideter Herr mit einem Kneifer, der mich höhnisch anlächelte. Bei seinem Anblick überlief mich die Wut so, daß ich dem Menschen — wie damals in München dem Vollenweider — an die Kehle fuhr und ihn würgte. Sein Kneifer flog in Stücke, als ich ihn auf den Boden warf wie einen Sack, und der Kerl wäre mir auch krepiert, wenn nicht ein Zimmermädchen das ganze Haus zusammen geschrieen hätte. Mit Stöcken und Pistolen kamen sie; bis sie mich von ihm losbrachten, war mir der Rock in Stücken vom Leib gerissen. Wenn es auch

viele gegen mich einen waren, endlich hatte ich doch einen meiner Peiniger in Händen und so hörte meine Raserei erst auf, als sie mich in der Zwangsjacke nach dem Narrenhaus von San Bonifacio gebracht hatten.

Da haben sie mir beigebracht, wie machtlos der Einzelne ist, wenn er sich mit Gewalt auflehnen will; sie hatten ein Brett mit Riemen, fest eingebaut: wenn man darauf erst festgeschnallt war, verging einem das Vergnügen an der Raserei von selber; man lag auf eine harte Art wieder in den Windeln, und wenn ich es auch erst mit Geschrei versuchte, stundenlang: kein Wärter kam, bevor ich nicht von selber still geworden war. Es wäre eine Roßkur für alle, die noch am eigenen Willen leiden, die jähen Gemütes sind und aufbrausen; man sollte in jedem Stadtviertel oder in jeder Straße ein solches Ding zum öffentlichen Gebrauch haben, dann würden die Streithähne bald matt gemacht. Wenn später nur das Geschrei der andern nicht gewesen wäre, diese fürchterlichen Töne von Männern stundenlang, als ob sie in Geburtswehen lägen: und immer die Erinnerung, an meine ersten Tage im Narrenhaus, wo ich selber so geschrieen hatte, weil ich noch glaubte, ein Mensch könnte mit seinem Willen an der Welt doch einen, seinen eigenen Schlüssel umdrehen.

Was ich sonst in San Bonifacio gelitten habe, dagegen kommen die Carceri nuovi und Muratti nicht auf; ich saß, weil keiner für mich eintrat und keiner den Meinigen Nachricht gab, zu Anfang in der dritten Klasse, und was das für ein Saustall war, glaubt keiner. Die Hälfte der Krankenkost stand den Wärtern als Hauptteil ihrer Löhnung zu, und wenn schon überhaupt nichts an die dritte Klasse verschwendet wurde, was sie für die Kranken übrig ließen, war so, als ob sie Hunde fütterten. So unsagbar eklig roch alles, daß mich der Hildebrand nach einigen Wochen halbverhungert und mit schneeweißen Haaren wiederfand.

Er war verreist gewesen und durch eigene Krankheit länger geblieben als er dachte, hatte mich in guter Laune geglaubt, bis er im Hotel erfuhr, was für eine Reise ich angetreten hatte. Er kam gleich zu mir, und wenn ihn vor dem Richter mein Rechtsfall warm gemacht hatte, war es nun mein armseliges Menschentum, dem er aufhalf. Er brachte mich in eine andere Klasse, gab den Meinigen Nachricht und war in allem der barmherzige Samariter für mich, der den Überfallenen in die Herberge brachte und — „so du mehr bedarfst, will ichs bezahlen, wenn ich wiederkomme“: auch das vergaß er nicht, als er, der

andere Dinge zu tun hatte, mit seiner unbeirrbaren Ruhe wieder an die Arbeit ging. Ich habe auch in diesen Wochen keinen Freund an ihm gefunden; es war nichts von meiner verwüsteten Leidenschaft in ihm, er stand in seiner Kunst wie im Leben als einer da, der eine glückliche Erbschaft angetreten hat, der seine Sehnsucht nicht an die Sterne hängt, weil die warme Sonne sein Teil ist; aber er hat mir davon reichlich in den Schatten meines Narrenhauses gebracht, sodaß auch meine Tage wieder lichter wurden.

Ich nahm allmählich meine Gedichte wieder vor und mußte mich wundern, wie prahlerisch die großen Bogen beschrieben waren. Irgendwo war ein Hahn an meiner Kraft aufgedreht gewesen und aller Überfluß abgelaufen; ich hatte nur noch soviel, wie ein bescheidener Narr zum täglichen Leben braucht, und was vorher noch einmal eine Leidenschaft gewesen war, das wurde eine stille häusliche Beschäftigung. Sie gaben mir statt einen Bleistift Tinte und ein hartes rauhes Papier, das ich mir in Bögelchen faltete und mit einer vorsichtig kleinen Schrift beschrieb. Die großen Fantasien kamen mir nicht mehr, ich mochte sie auch nicht, die Tempel und Kirchenhallen, ich dachte viel an meine Heimat im Sensetal und wie ich da in meinem Knabenzimmer

manchmal – wenn das Spiel auf der Gasse und im Wald vertobt war – auch so still bei meinen Blättern gesessen hatte. Zeichnen mochte ich nicht, was hätte ich auch zeichnen können? Die Wände von meiner Kammer? Die kläglichen Gesichter meiner Wärter? Aber so mit Worten an die Jugenddinge rühren, schien mir schön; so gab ich mich an die Laupenschlacht: wie sie der Vater beim Laupendenkmal erzählte, schrieb ich sie auf, schrieb auch den Tod von Bern und wurde allmählich wieder der Karl Stauffer von Neuenegg, nachdem ich wochenlang in meinen Fantasien der letzte Conradin von Stauffen gewesen war, der in Meersburg Abschied von seiner Mutter nahm und nun im italienischen Kerker auf das Fallbeil wartete.

Schließlich machte ich den ganzen Band meiner Gedichte, sorgfältig wie eine Schmetterlingssammlung, doch für den Druck zurecht, schrieb auch ein Vorwort in Versen dazu, und weil das so lustig war, die Leute für sich anzureden, noch eins zur zweiten und zur dritten Auflage.

Sie hatten einen Garten hinter der Anstalt, darin durfte ich mit dem ersten Frühjahr wieder spazieren gehn; ich mochte aber nicht, es machte mich müde, weil mir wie einem Kranken alles Mark der Knochen-

röhren ausgekocht war, weil mir aus den Düften immer wieder die gleiche Traurigkeit ans Herz flog, und weil mich die Mauern rundum bedrückten. Lieber saß ich am offenen Fenster — der Hildebrand hatte mir ein Zimmer zum Garten hin besorgt — sah über die Bäume und Dächer gegen Prato hinauf, wo die Berglinien das silbergrüne Tal mit einer blauschwarzen Kante einrahmten. Aus dem stolzen Conradino, der sich in Italien das angestammte Reich erobern wollte, war wirklich wieder der Knabe aus dem Sensetal geworden, nur daß er weiße Haare hatte.

Mitte März kam dann mein Bruder Eduard zum zweiten Mal, der liebe Kerl, und brachte den Doktor Vogt mit, einen Schwager vom Hildebrand, der den für ein paar Tage besuchen und dann mit uns heimreisen wollte, nach Biel wir beide und er nach Bern, wo er praktizierte. Sie waren alle gütig, wie man gegen Kranke ist und sorgten auf der Fahrt für mich, die merkwürdig genug über Pisa an der Levante und ihren blauen Meerblicken vorbei nach Genua ging, wo wir eine Nacht blieben, in einem Schweizerhotel, das wie ein Pfarrhaus sauber und christlich war. Von da aus früh am andern Morgen über die Brücken und Viadukte im Polcéveratal hinauf zum Roncotunnel und dann hinunter in die Felsen

der Bocchetta. Es ist mir eine Erinnerung an diese Landschaft in der Morgenfrühe geblieben, wie wenn wir aus dem neunzehnten Jahrhundert durch ein Wunder ins Land der Primitiven führen, das uns zu beiden Seiten mit seinen zackigen Bergen und dünnen Bäumen stand. Ich dachte mir auf Knabenart, wie die Menschen daständen und vor Staunen fast vergingen, daß wir vor ihnen so vorüber fuhren; ich lächelte bis auf die Stockzähne, aber als wir nach einigen Stunden schon über den Po und durch den rauchigen Bahnhof von Mailand gekommen waren und nun wirklich mit unserem Zug aus dem Mittelalter gegen das Altertum und die Urwelt der Alpen fuhren, mußten wir in Chiasso hinaus in die Wirklichkeit der Zollrevision.

War es die mißtrauische Schnüffelei dieser Beamten, ihre Uniform oder die schweizerischen Laute ihrer Sprache: mich überfiel die Furcht, daß sie mich aus Italien als Verbrecher heimholten ins Schweizerland, daß ich nur über die Grenze zu gehen brauchte und schon fingen die Leiden wieder an. Wenn mein Bruder mir nicht gütig von der Mutter gesprochen hätte, mit welcher Sehnsucht sie auf mich, ihren Ältesten wartete, ich wäre nicht mutig genug gewesen, die Grenze meiner Hei-

mat, die mich dem italienischen Kerker ausgeliefert hatte, zu überschreiten.

So kamen wir an den beschneiten Gotthard und durch das große Loch hinunter nach Luzern an den verzipfelten See unserer Väter. Sie wollten mit mir da noch über Nacht bleiben, aber mich litt es nicht mehr, bis ich bei den Meinigen war; so fuhren wir noch spät nach Bern und mit dem letzten Nachtzug das kurze Stück nach Biel hinüber. Es war eine rauhe Frühlingsnacht, wie wir ankamen, das Mondlicht lief wie Sturzwellen übers Land, aber die Bäume waren noch kahl und der Sturm hing in den Kronen: kein Wetter mehr für mich, dem die letzten Herbststürme den Stamm schon aus der Wurzel gebrochen hatten. Sie hatte alle Pädagogik in den alten Sekretär geschlossen, sie war ein fließender Bach der Güte zu mir, die Mutter, der ich zu dem Kummer um den Vater in ihrem Alter auch noch die Schande ins Haus brachte, vor den Leuten ein Verbrecher zu sein. Nicht ein Wort bekam ich zu hören, daß nun all ihre Warnungen die bittere Bestätigung erhalten hätten, und wenn ich manchmal in ihren kummervollen Blicken etwas zu lesen glaubte, was daran erinnerte, war es mein Mißtrauen, das die Erinnerung aufweckte.

Merkwürdig aber blieb, wie ich in diesen Tagen rasch wieder in die Wirklichkeit eintrat; ich konnte auf den Wegen um Biel den Narren von San Bonifacio nicht weiterspielen; nun, wo ich bei der Mutter saß, sah ich gleich, daß ich der Knabe aus dem Sensetal nicht mehr war, sondern der Maler Karl Stauffer-Bern, dem die Liebe einer Frau so übel angeschlagen war. Aber die Frau lebte noch und saß, wie ich nun endlich erfuhr, noch immer zu Rom als geisteskrank im Manicomio; ich verstand nicht, wie ich so gutwillig mit den beiden über die Alpen gekommen war, wo sie auf meine Hülfe rechnen mußte. Da hielten mich zum zweitenmal die Bitten und die Tränen der Meinigen nicht mehr, als ich Anfang April kaum angekommen schon wieder die Romfahrt antrat. Ich nahm den Nachtzug über den Gotthard und reiste über Genua mit der Maremmenbahn in einem durch nach Rom; ich sah, wie der Frühling in Italien sich schon fast als Sommer breitmachte, während bei uns noch überall Schneefetzen in die Täler hingen. Das blaue Meer und die prangende Üppigkeit des Landes, zuletzt die Frühlingsweite der Campagna: das alles gab mir unmerklich meine Knabenstimmung wieder; doch war ein Jüngling daraus geworden, den die Heimat nicht ohne

Absicht in die Welt aussandte. Was ich in fünf schrecklichen Monaten gelitten hatte, gab nur noch den wehmütigen Grundton zu einer Hoffnung ab, die zwar nicht überquellend aber doch mit neuem Mut ihre ersten sichern Schritte ging. Mir war die Liebe dieser Frau in den Schoß gefallen, aber als ich sie genießen wollte, hatte mich das Schicksal gelehrt, daß nichts im Leben geschenkt wird, auch solche Liebe nicht, daß alles irgendwie bezahlt sein muß. Nun hatte ich bezahlt, hatte fast ein halbes Jahr meines Lebens in Schrecklichkeiten zugebracht, war vor der Welt ein Geächteter geworden und hatte selbst meine Kunst geopfert. Wenn ich vor diese Frau trat, hatte ich gelitten wie sie, mit unsern Händen, unsern Blicken legte sich ein Schicksal ineinander, das uns beiden vorbestimmt gewesen war. So mit der Stimmung eines Ritters, der um die Liebe seiner Frau im Feld gelegen und in Verließen geschmachtet hatte: sah ich die Kuppel der Peterskirche aus dem matten Geleucht der fernen Dächer steigen und kam endlich als ein freier Mann in den Bahnhof hinein, den ich mit Handschellen an den Händen verlassen hatte.

Eine dunkle Mahnung hielt mich ab, in mein Atelier zu gehen, bevor ich das Schicksal der Frau

erfahren hatte; wo sie zuletzt mit mir gewesen war, mochte ich nicht ohne sie sein. Ich blieb zaghaft im d'Azeglio dicht an der Bahn zum essen und schlief auch da zum erstenmal seit langem wieder eine volle Nacht. Des Morgens freilich trieb es mich schon früh herum; es war Gründonnerstag, der letzte Ölbergtag für Christus, bevor die strenggläubigen Juden an diesem Abtrünnling von der Lehre ihre und seine Mission erfüllten; es ist in Rom dann nicht wie sonst in der Welt, weil von hier aus seitdem Licht und Schatten über zwei Jahrtausende wechselten. Vor zehn Uhr konnte ich nicht bei der Direktion ankommen, so war ich schon drei Stunden lang durch die mir wohlbekannten Straßen gelaufen und fast müde, als ich in das Portal kam. Es war dem Eingang in die Carceri nuovi nicht allzu unähnlich, nur sauberer, und statt der Soldaten wachten bürgerlich gekleidete Menschen dort. Für einen Moment packte mich die Furcht der Erinnerung, dann war ich drinnen und stand vor meinem Schicksal:

Die Frau, die lieber bei den Landfremden in Florenz begraben liegen, als noch einmal ohne mich in der Heimat leben wollte, war seit vierzehn Tagen dahin abgereist, in der Gesellschaft ihres Gatten. Und als mein armer Geist sich nach dem ersten

Schlag noch aufheben wollte und eine neue Gewalttat vermutete: Sie sei in heiterer Stimmung als gesund entlassen und wie es scheine, völlig ausgesöhnt mit ihrem Mann.

Es mag dem Leser, wenn diese Zeilen einmal einen solchen finden, vielleicht als ein gerechtes Romanschicksal vorkommen, was mir da geschah; mir fielen in Sekunden alle Träume ab. So stand die Wirklichkeit: sie war die Frau von diesem Mann und war es immer noch; dazwischen war ein Abenteuer mit einem Künstler gewesen, davon der arme Teufel die Zeche bezahlen mußte, indessen sie verjüngt durch die Affaire nun weiter die ordentliche Hausfrau spielte. Ich war kein Greis trotz meinen weißen Haaren, doch mußte ich die Leute um die Erlaubnis bitten, mich zu setzen; ich ruhte mich vor ihren Augen ein Viertelstündchen von meiner Ermüdung aus und ging dann höflich dankend hinaus — wie gut, daß man die Umgangsworte nicht selber machen muß, daß sie von selber fließen, auch wenn der arme Kopf längst ohne Wasser ist.

Jetzt einen Spaziergang auf dem Pincio, fiel mir bei, wo man die Aussicht über alle Dächer der ewigen Stadt hat; ich ging auch hin, obwohl die Häuser mit ihren Wänden hinter mir gegeneinander sanken,

wo ich schritt. Auch die spanische Treppe kam ich hinauf mit ihren endlosen Stufen – was wird ein Berner Bursch nicht können, der im Oberland auf allen Bergen zuhaus ist – und oben sah ich dann in die Stadt, die garnicht wackelte, wie meine Sinne geglaubt hatten, die unbewegt mit ihren Türmen aufragte; unbewegt, wie auch die Menschen in Bern gewesen waren, die mich hämisch nach Rom reisen ließen, obwohl sie wußten, daß die Lydia nicht mehr dort und für mich viel bequemer zu erreichen gewesen wäre, wenn sie die Lydia noch war.

Der erste Schrecken bei diesem Schnitt war nicht das böseste gewesen, das Wundfieber brachte erst die Schmerzen; denn wie ich da oben stand und die Kuppel des Michelangelo sah, fielen mir alle Träume meiner Bildhauerei wieder bei, und wie ich als ein Einzelner das Herzblut der Bildhauerkunst hier hatte erneuern wollen. Ich sah das matt verstaubte Fenster meines Atelier nicht allzufern unter mir, und wußte nun, daß auf meinem Schmerzensweg die letzte und bitterlichste Station da unten wartete.

Ich zögerte nicht mehr, sie zu erleben, ging mit den Beinen, die ihren Dienst wie sonst verrichteten, den steilen Weg zur Piazza del Popolo hinunter und zum Atelier hinauf. Die Tür war kaum aufzubrin=

gen, wie wenn ihre Flügel sich ineinander gesenkt hätten, die Blendleinen waren zugezogen und der Staub wirbelte vor mir her, als ob ich ein Müller wäre. In der Mitte lag denn auch ein Häufchen Mehl, nur bröcklig und mit einzelnen Klumpen ins Zimmer gerollt. Wie an einem Wirthausschild hingen an der Armierung noch ein paar Brocken, von einem sprang ein Stückchen durch die Erschütterung ab und rollte mir zum Gruß entgegen: Das war mein Speerwerfer, an dem ich dreiviertel Jahr lang meine Kräfte gestachelt hatte wie niemals zuvor an einem Werk und der mir auch wie nichts zuvor gelungen gewesen war.

Da erst wußte ich, was diese Frau mir angetan hatte und was durch sie für immer verloren war; nicht nur mein Werk, das nun ein Haufen Ton für den Kehrbesen war, sondern auch meine Hände, die der Natur fast ein Sinnbild abgerungen und, um die Frucht so inständiger Arbeit betrogen, nicht mehr die Kraft hatten, noch einmal anzufangen.

Ich machte die Tür zu wie einer, der in Ruhe etwas überlegen will — wie seltsam, daß die Glieder für die Alltäglichkeiten gerade dann die treuesten Diener sind, wenn der Geist sie nicht mehr kommandiert — ich ging an den Schreibtisch und wischte mit

der flachen Hand eine große Spirale auf die Platte, nahm ein Papier auf, was da lag: es war ein Zettel vom Domenico, vor Monaten geschrieben. Ich ging, die Blenden aufzuziehen und hörte kopfschüttelnd wieder auf, nahm fast neugierig ein Stück von dem zerbröckelten Ton in die Hand und zerrieb es, bis ich mich erinnerte und im staubgeschützten Verschlag den Adoranten fand. Er stand noch immer betend mit den Handflächen nach vorn, unmenschlich fremd für mich mit seinen hochgewölbten Augen. Irgend etwas rief mir zu, ihn auch zu zerstören; es kam mir vor wie eine böse Rachsucht und ich tat es nicht. Auf einem Stuhl lag ein Buch mit einem Zeitungsfetzen als Lesezeichen; es waren Goethes Gedichte und als ich dem Zeichen nachschlug, las ich die Verse, die ich meiner Mutter an meinem letzten Geburtstag abgeschrieben hatte:

„Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ichs vollende.
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt noch Stangen diese Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten."

Nun war der Baum vertrocknet und konnte weder Frucht noch Schatten geben; ich hatte die rostigen Stangen der Armierung wie am Anfang. Sinnloser

Zorn im Kerker, Verzweiflung, Raserei und Ermattung im Narrenhaus: all das war durch mich hingerast und schien mir doch wie überstandene Verdrießlichkeiten, als ich mit dem stillen Kummer dieser Einsicht vor meinem zerstörten Werk saß und Charfreitag feierte. Denn an diesem Tag ging ich nicht mehr ans Licht und auch am andern erst, als ich noch eine Nacht nicht mehr darin erleben wollte und mit der Dämmerung sacht mein Atelier abschließend diesen Platz meiner Niederlage und, wie ich glaubte, meine Kunst für immer verließ.

XII.

Es gibt einen Nachtzug von Rom, mit dem man morgens in Florenz ist. Was ich da wollte, wußte ich noch nicht; ich konnte nicht mehr bleiben, wo der Speerwerfer mit den Trümmern meines Lebens im Kehricht lag. Bis Arezzo war es kein Schnellzug und ich fuhr in der dritten Klasse; hinter meinem Elend tauchte immer deutlicher die Sorge auf: was ich besessen hatte, war durch die Affaire aufgebraucht, und wie ich mir neuen Boden unter die Füße bringen sollte, wußte ich noch nicht. Es hatte in den Zeitungen gestanden, ich hätte Wechsel gefälscht und sei darum im Zuchthaus; das ist kein Ruf, der einen Porträtmaler empfiehlt. Meine Radierungen wollte keiner und der Adorant war noch nicht fertig; ich war über Nacht auch noch ein Bettler geworden, einer, der auf die Almosen guter Menschen gestellt und gerade denen durch die Verdächtigung einer gemeinen Anklage nicht empfohlen war. Wie ich da durch die trübe Nacht hinfuhr — es saß

ein altes Weibchen mit im Wagen, das immerzu seinen Rosenkranz betete, sowie es aus dem gestörten Schlaf aufschreckte — fiel mich ein paarmal die Sehnsucht an nach meiner Narrenstube in San Bonifacio, wo ich noch meiner Liebe gläubig wie die Alte mein knabenhaftes Wesen getrieben hatte.

Aber der Morgen läßt die Nacht nicht gelten; als wir im großen Bogen um Florenz in den Bahnhof einfuhren, hing seine blutrote Glut in dem schwärzlich bewölkten Nachthimmel. Es half mir nichts, den verträumten Narren zu spielen, die Wirklichkeit stand da mit ihren Notwendigkeiten und ich mußte sie auf meine Schultern nehmen. War ich als Bildhauer, Maler und Radierer unnütz, so blieb ich doch immer noch ein Kupferstecher, der sein Handwerk verstand wie einer. Es hatte mich schon früher gelockt, einmal das berühmte Papstporträt von Raffael zu stechen; nun schien es mir von allen Wegen, wieder zur Arbeit und Geltung zu kommen, der am wenigsten unsichere. Ich schlief ein paar Stunden im Hotel meine tote Müdigkeit aus und ging dann in die Gallerie — um etwas Schreckliches zu erfahren: Wo sich meine Augen bisher entzückt hatten, war alles leer und trüb geworden; das Bild schien mir so wenig ein Meisterwerk, wie das meiste, was da mit seiner angestaun=

ten Berühmtheit herum hing. Jemehr ich meine Augen suchen ließ, je öder wurden mir all diese bemalten Leinwandflächen; in meinem Leben hatte ich nicht daran gedacht, daß mir die Malerei einmal ein so überflüssiges und verlogenes Handwerk scheinen könnte. Gequält durch die Erscheinung lief ich alle Säle ab und fand mich schließlich vor dem Dürerschen Bildnis seines Vaters in einer traurigen Befangenheit, wie wenn es unter all diesen schmalzigen goldbräunlichen Bildern die einzige reelle Arbeit wäre. Der Schrecken über den Unsinn einer solchen Entdeckung – daß auch Wahrheit darin sein könnte, wagte ich damals noch nicht zu denken – trieb mich bald aus der Gallerie hinaus.

So einfach, wie ich dachte, war es nicht; meine Hände konnten nichts machen, wo nicht irgendwo innen eine entzündete Leidenschaft den Antrieb gab. Als ein König ohne Reich ging ich nach San Francesco di Paola hinaus, wo ein Mächtiger im Überfluß seiner Herrschaft saß, nicht um ihn anzubetteln, nur um zu fühlen, ob ich nicht seines Stammes sei trotz allem. Ich fand ihn nicht zuhause, den immer Glücklichen, aber seine Frau nahm mich gütig auf, die treue Sorgerin meiner Nöte in mancher bösen Stunde vordem und nachher. Sie hatte die Hand-

schellenmale an meinen Gelenken gesehen, sie war ein reifes, edles und schönes Menschenwesen, das mir auch jetzt den Mund zum sprechen brachte. Und wie sich endlich mein Charfreitagserlebnis in Rom zu Worten löste, wuchs in ihrem Schatten schon wieder die Hoffnung mit einem dünnen Stengel auf: Noch war es möglich, daß die Lydia über mein Schicksal falsch berichtet war; bevor ich sagen konnte, ob ich den Trümmerhaufen meines Speerwerfers allein wegbringen mußte, war mir noch bittere Gewißheit nötig.

So schrieb ich Samstag vor Ostern 1890 im Hotel Nardini zu Florenz den letzten meiner „Briefe an eine Frau", wie sie damals in Rom das Buch benennen wollte. Er paßte freilich nicht zu den andern, weil für die Nöte meiner Kunst das Schicksal meines zerstörten Lebens als Thema eingesetzt war, aber daß er weder von einem Verbrecher noch von einem Narren kam, stand immerhin darin.

Als ich ihn abschicken wollte, erkannte ich zwar schon die Kluft, die zwischen uns indessen von besorgten Händen eingerichtet war; denn ich wußte nicht einmal die Adresse. Ich schrieb also ans Irrenhaus in Rom, erwartend, daß sie den Brief von da am sichersten erhalten würde. Obwohl ich nach den letzten

Erfahrungen besorgen mußte, daß sie ihn trotzdem nicht selber zu lesen bekam, verlebte ich die Ostertage in der Pflege meiner dünnen Hoffnungspflanze zum wenigsten nicht stumpf hinbrütend wie den Charfreitag. Der Hildebrand war unterdessen auch zurück; die mannhafte Fröhlichkeit von seinem Wesen, die Heilkraft seines tiefblauen Auges, die herzliche Selbstverständlichkeit der Frau, die lachenden Kinder, das gackernde Federvieh in der blühenden Welt seines Landhauses nahm auch mich in diesen Ostertagen mit auf. Und ob ich mir wie ein aus dem Sturz der Verdammten versehentlich ins Paradies Gefallener vorkam: das störte nur mich selber, die andern waren derart von sich erfüllt, daß sie mein dunkles Wesen in ihre Helligkeit auffsogen.

So kam ich noch einmal leidlich über die Ostertage, und erst als nachher eine Woche lang keine Antwort kam, als es mir freistand anzunehmen, daß mein Brief im Manicomio zu Rom liegen geblieben wäre oder daß sie keine Antwort für nötig hielt: sank mir mein Hoffnungsbäumchen wieder um. Arbeiten konnte ich nicht mit meinen lahmen und verirrten Händen, so fuhr ich wieder nach Biel zurück, mein kaum noch ungewisses Schicksal abzuwarten. Nach einer Woche lief der Antwortbrief in

ihrer eigenen Handschrift ein; er war vom 19. April datiert und also genau am dreizehnten Tag nach meinem geschrieben. Er begnügte sich nicht mit einem Schlußpunkt, er machte einen Strich durch alles, was zwischen uns gewesen war:

„Herrn Karl Stauffer.

Ihr Brief vom 6. d. M. ist mir zugestellt worden. Sie behaupten in demselben, daß ich es gewesen sei, welche eine Änderung unserer früheren Beziehungen, ‚welche Ihnen für das ganze Leben genügt hätten‘, herbeigeführt habe. Sie sagen damit wie sie genau wissen, eine Unwahrheit. Tatsache ist, daß Sie damals in Florenz meinen Ihnen wohlbekannten, durch Krankheit überreizten Nervenzustand benützt und mich in der schändlichsten Weise getäuscht haben.

Dies allein habe ich hier zu konstatieren. Auf weitere Auseinandersetzungen mit Ihnen werde ich mich unter keinen Umständen einlassen.

Lydia Welti-Escher."

Ich sah sofort, daß er diktiert und also verlogen war; aber daß sie ihn so nachschreiben und mir senden konnte, das war doch mehr, als eine Frau einem Mann antun durfte, dem sie mit ihrer unruhigen Leidenschaft das Leben zertrümmert hatte.

Ich bin nicht darüber weg gekommen; ich war nun wirklich der verlorene Sohn, der bei seiner Mutter mit dreiunddreißig Jahren das Brot in Unehren aß. Es fehlte nicht an Vorschlägen, mir zu helfen, und namentlich die Schwester Hildebrands war mir mit einem Eifer behülflich, der von der zurückhaltenden Art des Bruders wie ihr schwarzes lebhaftes Wesen verschieden war. Sie besorgte mir auch schließlich in Bern Porträtaufträge, die mehr aus gutem Herzen als aus der Achtung meiner Kunst gegeben wurden und mir wenig Früchte brachten. Die Guten glaubten noch, daß mich die Arbeit heilen könnte, und sie bedachten nicht, wie traurig dies für mich war, der im Berliner Westen die Aufträge nach der goldenen Wage ablehnen oder annehmen konnte, daß ich mich nun in Bern um Gottes willen durchmalen sollte. Wie wenn mich auch die Malkunst noch strafen wollte, daß ich ihr untreu geworden wäre, so mußte ich nun zwangsweise den Pinsel wieder führen, der mir durch jahrelange Übung eines andern Handwerks entfremdet war. Wenn ich gesund gewesen, wenn nicht mein Nervenwerk losgerissen und nur notdürftig wieder festgebunden gewesen wäre: hätte es vielleicht gegangen; so stand ich nach der ersten Anlage stets mit der

gleichen hoffnungslosen Einsicht da, daß es nichts werden könnte.

Und diese innere Demütigung in Bern, wo mir die äußere nicht erspart wurde, wo ich nur eine Stunde auszugehen brauchte, um wie vor einem Pestkranken die Bekannten in den Nebengassen verschwinden oder in die Lauben flüchten zu sehen. Denn noch immer war die böse Anklage nicht zurück gezogen, und wenn sie es gewesen wäre, ich blieb für die Berner der Mann, dem ein Skandal zur Schande seiner Heimat passiert war, der entgleiste Glücksritter, den zu grüßen kein Mann von Würde sich herab lassen durfte.

Wenn ich trotzdem ein paar Bilder fertig brachte, war es ein letzter Rest verbrauchter Energie; kein Teufel der Vollendung mehr, aber immer noch der Zwang des Gewissens, nichts schlechtes zu machen, wenn es schon nichts gutes werden konnte. Wenn ich jetzt an den Bärengraben kam, und ich mußte einem Auftrag zuliebe täglich daran vorbei, war mir der Zwinger kein Sinnbild mehr von den Grenzen meiner Begabung, ich sah nur wie die Tiere, der Freiheit beraubt, an dem kahlen krüppligen Baum ihre ärmlichen Kletterkünste zum tausendsten Mal ausübten: solch eine klägliche Handwerkerei war

meine Kunst geworden, mit der ich mich einmal den Meistern zugesellen wollte. So ging es bis zum 1. Juni; weil der ein Sonntag war und weil ich namentlich bei einem unnützen Kinderbild weder mit der Ähnlichkeit noch sonst zurecht kam, gab ich die Sache auf und fuhr nach Haus.

Um freilich gleich einzusehen, wie grausam es für die Meinigen war, ihnen die Nutzlosigkeit meiner Existenz zum Gespött der kleinen Stadt vorzuführen. Sie wollten mich, die Lieben, die meinen Zustand bemerkten, mit Trostgründen halten, aber mir half kein Trost; wenn ich mir selber nicht durchhalf, war ich verloren, und so reiste ich am Montag früh nach Bern zurück, stand noch einmal einen ganzen Tag lang hartnäckig mit meiner Palette da; aber als ich am Dienstag wieder an dem Bärengraben vorbei hinunter zu den Leuten wollte, die mich aus Gründen der privaten Fürsorge eine Tante malen ließen mit jenem Kunstverständnis, das von einer verschrumpften Feige auf der Leinwand einen blühenden Pfirsich erwartet: schlug ich mich links hinunter an die Aare, wo ich die schmalen Uferwege aus meiner Schülerzeit noch alle kannte. Bei der hölzernen Kornhausbrücke unterm Waisenhaus ging ich hinüber und unten in dem feuchten Grund zum botanischen

Garten hinein. Ich fand eine Bank, wo ich das Waisenhaus und das Gymnasium wie das Kunsthaus vor Augen hatte, die Stätten, denen ich mit Unehren entwachsen, und den Platz, dem ich nicht so zur Ehre geworden war, wie ich wohl dachte. Da drüben war mein Name vergessen über dem neuen Leben, was in den zwanzig Jahren herein gewachsen war, und hier sprach noch kein Werk ihn vor den Mitbürgern aus: es mußte ein Fehler in meiner Rechnung gewesen sein, den ich nicht sah und den zu finden ich weder Kraft noch Neigung hatte. Mir hatte die Laune einer Frau die Zahlen ausgewischt; ich wußte, daß ihr Brief gelogen hatte und wenn mir etwas außer der Verzweiflung die Hand führte, war es die böse Rachsucht, ihr und der feindlichen Sippe mit meinem Tod die einzige öffentliche Antwort zu geben, die mir noch möglich war.

Das Herz sitzt höher, als man denkt; ich glaube doch genau gezielt zu haben, vielleicht auch, daß eine Brennessel von Hoffnung mir die Hand unsicher machte: ich schoß um einen knappen Zoll zu tief, den Herzbeutel nur in den Polstern streifend. So fiel ich von der Bank in eine Ohnmacht, aber als ein paar verkaterte Studenten mich fanden auf ihrem Morgenbummel und mit den Gartenarbeitern

meinen schweren Körper auf die Bank hoben, kam ich schon wieder zum Bewußtsein; ich spürte, wie mir der Atem nicht mehr kommen wollte, weil die Lunge angeschlagen war, und daß mein Blut endlos rann. Einer von den Studenten war ein Mediziner, der mir aus meinem Hemd und einem sauberen Taschentuch den ersten Notverband anlegte. Dann wurde ich auf einem Gerätewagen aus dem Garten fortgefahren, in den ich nicht gehörte, und sollte ins Inselspital. Aber weil das Leben auch noch diese Lächerlichkeit mit mir vorhatte, brach mitten auf der Straße ein trocken gestandenes Rad aus, sodaß sie mich in eine Turnhalle trugen, die zufällig nebenan war, und liegen ließen, bis nach Stunden der Krankenwagen kam.

Ich war fünf Tage lang ein Todeskandidat, jedoch von Ärzten bewacht, die mich auch in diesem Examen durchfallen lassen wollten; dann trat die Krisis ein und es hieß, daß ich gerettet sei. Ich blieb im Ganzen drei Wochen im Spital und wenn nicht die Schmerzen von der äußeren Wunde gewesen wären, hätte ich bei meinem wachen Bewußtsein kaum gewußt, warum ich da so still und kraftlos lag. Das Fieber machte wohl, daß ich viel sprach; mir steckte seit der Charfreitagnacht in Rom noch immer ein Klumpen

von unausgelösten Klagen in der Brust, die nun endlich Worte fanden. Ich hatte meinen Gegnern doch nichts angetan, nur den Meinigen, die mich kummervoll ansahen, daß ich ihnen Leid auf Leid zufügte; denn als die Nachricht endlich kam, daß laut Gerichtsbeschluß die Anklage als grundlos niederzuschlagen wäre, was half es ihnen oder mir, der sich vor den Augen der Welt selbst gerichtet hatte!

So kam mit dem Sommer ein Todwunder nach Biel zurück, einer, der seinen Namen selber aus den Blättern der Kunst gelöscht hatte. Ich wußte, daß mein Talent tot war; wenn es hoch kam, gingen die Pläne noch auf die alte Hoffnung, mit Kupferstichen nach bekannten Bildern Geld zu machen; meist aber rannen mir die Stunden in hoffnungslosen Grübeleien hin. Ich war fast zufrieden, daß mir die Schußwunde nicht heilen wollte, weil sie mit ihren Beschwerden mir einen Aufschub vor irgend einer trostlosen Entscheidung gab, die danach kommen mußte. Wie aber stets, wenn der Übermut fliegen zu können glaubt, ihn ein Sturz an seine Schwerkraft erinnert, so auch umgekehrt: es braucht nur einer ganz hülflos da zu liegen und schon treibt die Muttererde ihm neue Kräfte zu. Seitdem ich aufgegeben hatte, gegen mein Schicksal zu rasen, fing auch

das Selbstvertrauen ganz langsam wieder an zu wachsen.

Ich hatte mir gleich damals nach der zweiten Rückkehr durch den Senet mein Atelier ausräumen lassen; seitdem standen die Kisten ungeöffnet herum. Nun machte ich sie auf und obwohl es immer noch mehr knabenhafte Spielerei als der Ernst von irgend einer Absicht war, packte ich die Reste meiner Bildhauerzeiten aus. Das Arbeitszeug nahm ich nicht in die Hand; aber ein paar Marmorstücke, an denen ich gemeißelt hatte, stellte ich im Garten auf und an dem Gipsabguß des Adoranten flickte ich, was auf der Reise daran zerbrochen war. So hatte ich, als im September der Hildebrand nach Bern zu seiner Schwester kam und mich in Biel besuchte, doch etwas zurhand, ihm meine römischen Absichten zu beweisen. Ich wußte zu genau, daß es ihm unmöglich war, aus Wohlwollen eine Anerkennung auszusprechen: nun fand ich ihn fast überrascht; so sehr, daß er mir dringend zuredete, die Arbeit als Bildhauer wieder aufzunehmen.

Mir waren meine Niederlagen zu grausam im Gedächtnis, um gleich wieder Mut zu fassen, und so sprach ich ihm von meinen Absichten, ganz von eigenen Schöpfungen abzulassen und reproduzierender

Kupferstecher zu sein. Er hörte das an mit seiner Schweigsamkeit, mit der er unliebes von sich abzuwehren wußte; aber als er — anscheinend mehr, um mich wieder auf die Bildhauerei zu lenken — beiläufig fragte: was denn zum Beispiel ich zu stechen gedächte, und ich ihm von meinem Erlebnis vor dem Papstbildnis in Florenz und von der Holbeinschen Madonna in Darmstadt sprach, wurde er hellhörig und entwickelte mir eine Idee, die mich zuerst bestürzte. Ich hätte bei ihm die Blätter seines verstorbenen Freundes Hans von Marées gesehen, von denen der Dr. Fiedler in München die schöneren aufbewahre; sie wären in der räumlichen Disposition unübertrefflich und nur als Malerei unfertig und verdorben; ob ich mir nicht zutraue, diese Bilder in Stichen für die Zeitgenossen und vielleicht für die Nachwelt zu retten?

Ich sagte weder Ja noch Nein; aber schon in den nächsten Tagen fing der Gedanke an zu wachsen, weil ich eine Aufgabe spürte, die meinen zerstörten Kräften doch noch Möglichkeiten zur Entfaltung zugleich mit einer materiellen Grundlage gab; denn das Ganze war von ihm als honorierter Auftrag gedacht. Ich schrieb ihm schon darüber, als unerwartet für mich, der nun fast ein Jahr lang neben der Kunst gelebt hatte, ein Preisausschreiben der Stadt

Bern für ein Standbild des Adrian von Bubenberg kam. Das war der andere Volksheld der Berner, der bei Murten die berühmte Schlacht über Karl den Kühnen gewann und die Freiheit der Eidgenossen rettete. Und nun machte sich bemerklich, daß meinen Nerven die lange Ruhe gut bekommen war; meine Gedanken hakten sich gleich ein und schon am dritten Tag stand mir das Projekt inwendig fertig da. Ich wollte ihn darstellen, wie er bei Murten die berühmten Worte sprach, daß wer feige Reden führe, und wäre er es selber, dem Tod gehöre; und erdachte mir eine ritterliche Haltung dazu, die mit keiner Bewegung aus ihrer unerschütterlichen Ruhe hinaus ginge und doch ganz Bewegung wäre.

Daß ich zwar so rasch mit der Idee in Ordnung kam, waren doch wohl nicht die ausgeruhten Nerven allein, denen der Aderlaß von meinem Schuß fast gut getan zu haben schien: Es war einmal, daß ich mich hier vor einer meinen Fähigkeiten entsprechenden Gelegenheit sah, mich in der Frist einiger Monate wieder zur Geltung zu bringen. Auf die Ausführung wagte ich nicht zu hoffen, aber an einen der ausgesetzten Preise dachte ich doch sicher, und damit mußte mein Name dann auch wieder in Ehren genannt werden.

Zum andern erlebte ich hier zum zweitenmal, daß die italienische und griechische Welt wie eine Krankheit von mir abfiel; wie ich in Florenz von den Italienern zu Dürers Vater gekommen war: so hatte ich jetzt nach einem Adoranten und Speerwerfer einen Helden meiner Heimat vor mir; damit kam in die überstiegene Begeisterung für die griechische Plastik ein reeller Gegenstand, der Kraft, Natur und Haltung in gleichem Maß erforderte, aber eigenes Fleisch und Blut war. Es brauchte nicht gerade der Adrian von Bubenberg zu sein, ich hätte gerade so gut oder besser den Rudolf von Erlach darstellen können, und im Grunde war er es auch, der Held der Laupenschlacht, wie ich ihn aus hundert Erzählungen meines Vaters kannte, wie er durch die Träume meiner Jugend Gestalt bekommen hatte, den ich mir da — vorläufig in Gedanken — aufbaute. Ich war endlich auch mit meiner Kunst nach Hause gekommen und nun konnte ich mir selber und der Heimat zeigen, ob ich als ihr verlorener Sohn verachtet werden durfte.

Daß ich den Bubenberg nicht in Biel oder Bern machte, daß ich mit den Plänen voller Heimat nach Florenz fuhr, schien nur inkonsequent. Es wehte, solange ich nicht wieder gültig war, zuhause keine Ar-

beitsluft für mich; und dann trieb mich mein Instinkt zu dem blonden Mann, der nicht nur mein Schutzgeist geworden war, sondern in dem ich auch mein Gegenbild und die lichte Verkörperung dessen fühlte, was meiner bohrenden Leidenschaft fehlte. So fuhr ich schon wenige Tage, nachdem mir das Preisausschreiben bekannt geworden war, nach Florenz. Wohl auch durch Hildebrands Fürsprache waren mir vom Kunstmuseum meine Radierungen in je einem Abdruck gekauft worden, womit ich materiell fürs erste wieder Luft hatte und immerhin den Anfang meiner Rehabilitation spürte, auf die ich nun langsam doch zu rechnen begann.

Ich war nun wieder so bei der Sache, daß ich von Biel nach Florenz ohne irgend einen Eindruck der Landschaft kam, wie wenn ich in der Nacht schlafend gefahren wäre, es war aber Tag gewesen bis gegen Bologna. Der Hildebrand nahm meinen Plan günstig auf, und weil ich erst zum November ein Atelier mieten konnte, bot er mir an, solange bei ihm draußen zu arbeiten. Ob es falsch war, daß ich mich ganz in seinen Lebenskreis, in eine Art von Hörigkeit begab, weiß ich nicht. Jedenfalls verließ mich die glückliche Stimmung nicht, als ich nun mit der Arbeit begann, die sich natürlich in Gedanken leichter

formte, als mit den Händen. Zeit war keine zu verlieren, da die Jury zum ersten Dezember angesetzt war und also der Entwurf schon Mitte November abgesandt sein mußte.

Ein Modell fand ich bald; es schien mir fast, als hätte ich es garnicht nötig, so selbstverständlich wuchs die Gestalt sich aus, während ich bei dem Adoranten und Speerwerfer die Form mühsam aus der Einzelbeobachtung am Modell absuchen mußte. Es ging mir wie damals nach den Verzweiflungen der Kupferstecherei, als ich nach den unsäglichen Mühseligkeiten von drei Jahren den fast lebensgroßen Kopf vom Peter Halm in zwei Tagen fertig auf die Platte brachte. Jetzt merkte ich, was ich in den beiden römischen Jahren gelernt hatte, und daß es keine leere Weisheit war, eine plastische Figur allein aus ihren Gelenken als Mechanismus zu begreifen und hierin — in nichts anderem — auch die ewige Schönheit der griechischen Originalfiguren zu sehen. Die besondere Schwierigkeit war diesmal nur die, nicht den Mechanismus der Rüstung, sondern den der Figur darunter zu zeigen, keinen aufgestellten Panzer sondern drin einen straffen Kerl zu haben in einer Bewegung, daran jedes Panzerstück mit lebendig wurde.

Wie mir die Arbeit glückte, kam auch mein Nervenzustand wieder in Ordnung; ich bekam allmählich — die Erschöpfung mehr als eines Jahres war nachzuholen — einen Schlaf wie ein Murmeltier; abends um neun Uhr lag ich schon und schlief bis in den Morgen, wie es mir seit Jahren nicht mehr widerfahren war. Wenn ich mir eine Erholung machen wollte, ging ich in den Bargello, und es war merkwürdig, wie nahe mir auf einmal alles kam an den Bronzen der Frührennaissance, die mir während meiner Griechenzeit in Rom überstreng und hart erschienen waren. Sie kamen mir garnicht mehr italienisch, fast heimatlich vor und immer mehr entdeckte ich, wie gothisch sie empfunden waren, wie in der ersten Gothik überhaupt das griechische Naturgefühl sich viel stärker wiederholt hatte, als in der ganzen Renaissance, die mit dem Augenblick erledigt war, als die bewußte Nachahmung der antiken Formen begann.

Je weiter ich mit meiner Arbeit kam, umso größer wurden natürlich die Schwierigkeiten, und so lächelnd bei allem Ernst wie der Hildebrand überwand ich sie nicht. Trotzdem erwuchs mir eine Sorge gerade daraus, wie leicht mir alles gegen die Quälereien meiner römischen Zeit von der Hand ging; obwohl der Hilde-

brand mir niemals mit dem Modellierholz an die Figur rührte und trotzdem ich nur in den Bargello zu gehen brauchte, um die Genossen meines gepanzerten Ritters zu finden: wuchs mit der Vollendung ein häßliches Mißtrauen, das mir zuletzt doch wieder die Arbeitslust lähmte. Und als die Hausfrau mir eines Tages zusah, wie ich mich um etwas quälte an der Figur, was garnicht an ihr war, wie wenn ich mir selber Schwierigkeiten schaffen wollte, wo sich aus der Form meiner Plastik keine einstellten, wie ich mich da beklagte und sie mir zuredete mit einer herzlichen Anerkennung, brach es auf einmal heraus wie eine böse Eifersucht: Es ist doch alles nur von Hildebrand, was ich da mache!

Ich weiß heute genau, wieweit das falsch und richtig ist; damals war es wirklich fast eine Eifersucht und die Furcht vor einer Musik, die ich mir mein Leben lang für meine Dinge ersehnt hatte, die niemals darin gewesen war, und die mir nun vernehmlich aus meiner Arbeit klang, ein ungewohntes und verwirrendes Ereignis.

Mein Vorteil war, daß die Zeit zu keiner Grübelei mehr langte; ich mußte alles ungestört in der Vollendung lassen, wie sie mir rätselhaft gekommen war; nur dem Gesicht des Ritters gab ich noch etwas

Besonderes mit, das seine Kraft und Haltung nicht störte, aber mir selber eine Art Freibrief war, den die Figur den wenigsten sichtbar von mir trug. Ich gab dem Mann, der seine Heimat vor der Fremdherrschaft rettete, eine Bitterkeit in die Augen, um den grausam geschlossenen Mund und in die abgezehrten Wangen, die den Siegern nach der landläufigen Vorstellung sonst nicht anhaftet. Wenn mich Jemand danach gefragt hätte — aber wer sieht außer uns Künstlern etwas so an, daß er dergleichen fragen könnte — ich hätte ihm gesagt: daß der Feind damals nicht vor, sondern hinter dem Bubenberg gestanden habe, sonst wären seine Worte von den feigen Reden wohl nicht nötig gewesen. Es hätte das aber nur eine Maske vorgestellt; nicht anders, als der Ritter eine Maske für mich selber sein sollte, dem die Mächtigen seiner Heimat in den Rücken gefallen waren wie Jenem, der so bittere Worte sagen mußte, der auch nicht schon als Sieger, sondern erst vor der Schlacht als Kämpfer dastand, ungewiß des Ausgangs, doch seiner eigenen Sache sicher.

Es war nur ein Denkmal, was ich entworfen hatte, aber ich fühlte mich doch als der einzige in meiner Heimat, der es den Bernern und Schweizern so machen konnte; und wenn dieser Ritter mit dem

Schwert und dem Plan in der Hand, als Sinnbildern seiner Fähigkeit und überlegten Absicht, zur Konkurrenz nach Bern kam, war er mein Abgesandter, der für mich stehen und für die Mißhandlung dieses Jahres Genugtuung fordern sollte.

Wenn das für den Pfarrerssohn aus Neuenegg ein unpassender Stolz war, ich glaubte damals und glaube es noch heute, daß ich mir den erlauben durfte. Nicht, weil ich meinen Schweizernamen draußen im Reich zur Geltung gebracht hatte, bevor mir eine häßliche Anklage aus der Heimat ein Schandmal daran klebte, sondern weil ich allzeit so zu leben und zu arbeiten versuchte, daß ich mir sagen kann, ich hätte mich noch so plagen können, in der Spanne Zeit, die mir vergönnt war, wäre es nicht möglich gewesen, mehr zu lernen. Was für Mißhelligkeiten in der Kunst überwunden werden müssen, um nur das kleinste Stück von sich aus ehrlich zu machen, weiß keiner, der nicht selber in den unaufhörlichen Kämpfen gestanden hat. Ob meine Dinge gelungen oder mißraten waren, galt mir gleich: aber daß mir keiner ein unehrliches Mittel darin aufzeigen konnte, daß ich niemals darin gemogelt hatte, dies war mein Stolz gerade jetzt, wo die Meinung über mich verbreitet war, als ob einer in der Kunst ehrlich

und sonst ein Schurke sein könnte. Die Schlachtfelder der Kunst liegen der bürgerlichen Geschäftigkeit soweit ab wie der andere Krieg auch; wenn die Schlacht aus war, mußte der Bubenberg den Panzer ausziehen und war im bürgerlichen Leben wieder der Diener der Mächtigen, der jetzt ihr Führer war. Solange meine Figur aber auf ihren gepanzerten Beinen stand, war Krieg; und solange war der Karl Stauffer trotz Narrenhaus und Kerker ein ehrlicher Mann vor Gott und auch vor der Welt.

Die Berner haben mir auch diesen Hochmut ausgebündelt. Mein Ritter war zur Stelle, als die Schlacht losgehen sollte, und wenn mein eigener Freibrief ihm nicht genügte, so hatte ihm der Hildebrand mit seiner Anerkennung ein Losungswort mit auf den Weg gegeben, das er in einem feinen und gläubigen Herzen behalten konnte bis auf den Tag der Schlacht. Aber als solch ein Ritter anrückte, paßte es den Bernern nicht, daß Kampf sein sollte: der Sieger saß wo anders und war von ihrer Staatsklugheit schon ausgesucht; sein Bubenberg war dem meinen noch nicht gerüstet, und so wurde die Entscheidung abgesagt, auf unbestimmte Zeit, acht Tage vor dem Termin.

Was half es meinem Ritter nun, daß er für jeden

Wettkampf gerüstet in seinem Panzer dastand und für den Karl Stauffer aus Neuenegg Zeugnis ablegen wollte, daß der sich in Italien einiger anderen Dinge als der Hochstapelei beflissen hätte? Sie zogen von hinten her an ihren Drähten, und wo Soldaten gestanden hatten, waren Puppen, die nach Belieben der Herren rasch nach Hause marschierten. Da sah ich, daß das Schicksal sich nicht nur der Mittel einer Feldschlacht bedient, daß es den Meuchelmord und andere Hinterlist gleich wie die ehrlichen Mittel benutzt. Wen es aufsteigen lassen will, dem bläst es die starken Winde von allen Seiten zu, doch wer herunter soll, dem bricht es das Rückgrat durch mit einem sanften Hauch.

Epilog

XIII.

So hab ich also die zwölf Kapitel meines Lebens aufgeschrieben; denn was das dreizehnte mir noch bringen kann: das ist kein Leben mehr, das ist die Abrechnung, die ich in der letzten Stunde bezahlen muß. Ich habe noch ein paar Wochen lang töricht auf einen neuen Termin gewartet und dann auch meinen Bubenberg verloren gegeben. Ob er mir hätte helfen können? Es scheint mir, daß ich selber erst sterben muß, damit sie meine Sachen gelten lassen, so wenig oder viel sie sind; jetzt ist es so, daß sich die Türen schließen, wo auch mein Name fällt.

Wenn ich es heute bedenke, scheint es mir fast ein Wunder, wie ich das Stück noch fertig brachte in der kurzen Zeit; denn wenn mich auch die Brustwunde, die sich nicht völlig schließen will, weniger quält, als noch im Herbst in Biel, und wenn ich vor mir selber im Spiegel noch dastehe als der gleiche große Kerl mit roten Backen – nur das Haar ist wie

bei einem Greis – wenn ich auch mit den Leuten noch beim Wein dasitze und manchmal lachen kann, als ob ich noch der Kunstschüler von München wäre: irgendwie ist mir inwendig die Kraft nun gänzlich ausgelaufen.

Ich hatte noch eine neue Figur geplant, wie mir das mit dem Bubenberg so glückte, und der Hildebrand hat mir geraten, sie auch bei ihm zu machen; nun liegt sie mir so fern wie eine Absicht meiner törichten Jugend, wo ich den Erlkönig malen wollte. Den Adoranten freilich hab ich mir wieder vorgeholt und schnitzle manchmal an dem Gips herum; es ist, wie wenn er mir von einem Fremden hinterlassen worden wäre, und so mag ich nichts ändern, und die Hände vollenden kann ich nicht. Wenn mich der Guß nicht sieben- bis acht hundert Lire kostete, ließ ich ihn mir in Bronze gießen, um einmal wenigstens ein Stück von mir im Material zu haben.

Doch sind das nur so Wünsche, die unerfüllt mich auch nicht traurig machen. Es fragt sich nur, was aus mir selber wird? Das mit dem Marées geht nicht so, wie ich mirs dachte, und sonst noch Kupferstiche machen? Nach wem? für wen? Wenn ich an einen Verleger schreibe, gibt er mir keine Antwort, wie wenn ich auch die Stiche noch fälschen könnte.

Vielleicht, daß ich noch einen Arbeiter in der Majolikafabrik abgäbe? Da wird nicht nach dem Leumund gefragt, wenn er geschickte Hände hat.

Das beste wäre, in ein Kloster zu gehen, und schweigend lächeln lernen wie der Weißkopf oben in der Certosa, oder ein Observatorium besorgen wie der Pater Cölestin auf dem Soracte. Mir ist ja nun ein Rad am Lebenswagen gebrochen, wie er sagte, und die Frage stand schon vor mir, ob ich es flicken oder still beiseit gehen sollte? Ich scheue mich nicht mehr, auch das Geständnis abzulegen: ich habe es versucht, gleich ihm mit meiner Kunst abzuschließen und irgendwo das Leben der Enttäuschten zu beginnen, das kein Leben, nur noch ein Dasein in Demut und Unterwerfung ist, ganz ohne Wunsch und Willen. Ich bin zu den Franziskanern von Quarrachi hinaus gekommen, wo ein paar Rheinländer sind, die einen Schluck Wein mit ihrer Frömmigkeit verbinden. Ich möchte ihn nicht lassen, den roten warmen Trunk; der den Gesunden Glanz und Schwung in ihre festlichen Stunden bringt, er täuscht uns Kranken ein Leben vor, wo die Minuten still aus Vergessenheit in Vergessenheiten fließen. Sie fragten nicht nach meinem Leumund, die braunen Franziskaner; nur beichten sollte ich, und vorher eine see-

lische Rückschau antreten, in der ich mir selber nichts verhehlen sollte, damit die Ufer meines Lebens mit der Beichte auch leer und rein gewaschen wären. Es ist kein schlechter Rat, sich einmal nach den vielen Modellen selber als Gegenstand zu sitzen mit allen Rünzelchen; jedoch die Brücke zum Atelier gefällt mir nicht:

Ich müßte katholisch werden und bin ein Pfarrerssohn, dem seine Mutter, die Pfarrerwitwe noch am Leben ist und um den Ältesten bangt, der nach vielem Ärger für ein paar Jahre der Stolz von ihren Kindern war und der ihr nun zum Unglück und zur Schande geworden ist; es könnte sein, daß es ausginge wie der Schuß damals in Bern. Ich darf ihr nichts mehr zufügen, weil in dem strengen, lieben Gesicht kein Platz mehr für die neue Sorgenfalte ist; der arme Vater und sein mißratener Sohn, sie habens ihr ganz vollgezeichnet, daß die blanken Augen immer wie zwei Tränen darin stehen.

Wenn schon gebeichtet werden soll, dann will ichs tun als Protestant auf diesen Blättern. Nicht so, daß ich die Welt abschwöre, wie sie ist, und in dem Lebensgang, den Gott in letzter Hand regierte, nach Sünden suche, die aus der Welt, wenn alle so beichten würden, eine Mistgrube machten: Ich habe mir den

Lärm nicht selber in mein Leben gelegt, er lag darin seit meinem ersten Tag, wie auch die Leidenschaft darin war. Wo eine Lebensmühle geht, dreht sie die Steine mit einem Mühlrad, das vom Wasser Gottes getrieben wird, und was der Müller eingießt, das malt sie, Buchweizenkleie oder Roggen, je nachdem, und knirscht, wenn Sand darunter ist.

Die Fertigen im Urteil werden sagen, daß ich als Mensch auf eine schiefe Bahn geraten und dadurch für die Kunst verloren gewesen wäre. Sie stellen sich den Künstler wie einen Garten vor, darin die Blumen aus sich selber wachsen und nur der stillen Wartung seiner Hand bedürfen; wenn dann seine Leidenschaft die Beete verwüste, sei er selber schuld daran. Denen muß ich antworten, daß die Kunst, wie ich sie erlebte, keinen Krautstiel ohne Schmerzen wachsen läßt; solange ich ihr ernsthaft diente, war sie eine Brandstätte der Leidenschaft: die ist mir schließlich auch ins Leben eingebrochen — nicht umgekehrt — und hat die Knabensorglosigkeit darin verwüstet.

Daß ich aus einem Maler ein Radierer und Kupferstecher, danach ein Bildhauer geworden bin, das hat man mir als Unrast meiner zügellosen Natur moralisch vorgehalten. Wer hat denn von meinen

Zeitgenossen die Zügel fester in der Hand gehabt als ich, wo ich den Peter Halm ganz mit dem Stichel in zwei Tagen fertig machte? Und wer hat einen größeren Verbrauch an Energie im Kampf mit seiner spröden Natur geleistet als ich, der nun mit dreiunddreißig Jahren schon ausgebeutelt ist? Ich hätte freilich — wie der glücklichere Hildebrand — das alles in Gelassenheit erledigen können, wenn meine Natur danach gewesen wäre. Die war auf Lärm und Leidenschaften eingestellt und ohne das Gewitter ein taubes Feld, darauf von selber nichts gewachsen wäre.

Ich warf mich auf die Kupferstecherei dann erst, als ich nach der Wühlarbeit von zehn Jahren die Hoffnungslosigkeit von meiner Malerei einsah. Ich konnte niemals einen Pinsel Farbe hinstreichen ohne Sorge, ob er nicht mehr verdürbe, als gutmachte, weil ich unmusikalisch, nicht nur im Konzertsaal sondern auch für die Musik der Farben war. Als ich aus den Bilderträumen meiner unnützen Jugend in die strenge Lehre der Akademie gekommen war — aus eigener Kraft, nicht wie die andern, die bequemen Muttersöhnchen; und wer von meinen Mitschülern oder Lehrern könnte sagen, daß irgendeiner sein Studium ernstlicher betrieben hätte, als ich — da sah ich erst mit einer Kette von Enttäuschungen ein, daß

ich mir mühsam erarbeiten mußte, was andern leicht von der Hand ging. Solange ich beim alten Raab die Lichter und Schatten nur mit Kreide schwarzweiß vorzutäuschen brauchte, kam ich zuletzt mit angespannter Energie noch über meinen Mangel an natürlicher Begabung weg: wie aber danach beim Löfftz die Musik der Farben selber kommen sollte, saß ich mit meinen tauben kurzsichtigen Augen da. Was man mit Energie und Selbstzucht lernen kann, hab ich geleistet; oder will mir einer sagen, die Berliner Herren hätten einem unbekannten Schweizerbub die goldene Medaille gegeben, wenn seine Bilder Schlamperei gewesen wären?

Ich hab es damals wie heute gewußt, es war die strenge Schule, was mir den ersten Erfolg machte; als nachher die Begabung einsetzen wollte, war sie nicht da. Weil die Natur bei mir den Musikanten vergessen hatte, blieb mir als einziges Erbteil die Form der Dinge, wo ich beobachten und also mit Fleiß ersetzen konnte, was der Begabung fehlte. Wenn ich schon einmal schrieb, daß ich zwölf Jahre lang einen Verzweiflungskampf auf einem verlorenen Posten kämpfte — wie Dürer gegen Holbein oder Rubens genommen auch — so halte ich das heute als mein Künstlerschicksal aufrecht. Denn wer mir sagen

wollte, ich hätte es mir mit dem Stichel bequemer gemacht, kennt das Handwerk und meine Blätter nicht. Daß ich der Form bis in die letzten Schwierigkeiten nachging und niemals ein malerisches Durcheinander vortäuschte, davon will ich nicht sprechen, weil ich damit trotz allem Fleiß immer noch in den Grenzen meiner Begabung blieb. Aber daß ich mit der Nadel und dem Stichel versuchte, was mir als Maler versagt war, die Stofflichkeit der Gegenstände und ihre farbige Erscheinung schwarzweiß umzusetzen: dessen will ich mich rühmen.

Wenn ich schon in Berlin die Grenzen meiner Begabung oder den Mangel meiner unmusikalischen Natur erkannt hätte: vielleicht, daß ich bei der Stecherei geblieben und dabei halbwegs ein ordentlicher Bürger geworden wäre, wie es den meisten Künstlern nach dem ersten Aufschwung geht und wie es auch der Lauf der Welt ist, daß einer sich in seiner Jugend sein Stückchen Ideal ausrodet, um darauf später die Familie zu ernähren. Einsichten aber ohne Erfahrung können Faulheiten sein, und Faulheit lag meinem Wesen nicht, das sich rühren mußte, um nicht fett zu werden. Ich sah nur, daß die Form mein Teil war und glaubte, daß ich dadurch auf die Plastik gewiesen und der geborene Bildhauer wäre

— Dürer hat es auch nicht bloß mit der Kupferstecherei und dem Holzschnitt versucht.

Daß in der Plastik, wie überhaupt in aller Kunst, Musik so gut wie in der Malerei vonnöten ist, und ich somit für alle Künste unbegabt, weil unmusikalisch war: das mußte ich erst noch in Rom erfahren. Wenn ich bei dem Adoranten wie bei dem Speerwerfer an der Vollendung zuletzt durch eine Grenze gehindert wurde, die ich mit aller Leidenschaft der aufgeregten und überangestrengten Energie nicht überschreiten konnte, war es nur dies; wie auch mein Mißtrauen gegen den Bubenberg in Hildebrands Atelier hieraus kam. Der Ritter hatte die Musik, um die ich mir meine Kunst und auch mein Leben zerrieben hatte, aber sie kam aus der Luft eines Hauses, das mit Musik erfüllt war. Trotzdem bin ich dem Schicksal dankbar, daß es mich einmal gesegnet hat, und wenn ich auch das Hochgefühl daraus in keinem Augenblick genießen konnte: das wußte ich doch, daß ohne meine Jugend und die Erzählungen des Vaters am Laupendenkmal die Musik in dem Ritter nicht zum Klingen gekommen wäre, der somit, nachdem er nicht als mein Abgesandter für mich zeugen konnte, doch einen Dank und Herzensgruß an meine bernische Heimat auf seinen gepanzerten Schultern

trägt, solange mir nicht böse Hände auch den Gips von diesem letzten Heimatstolz zerschlagen.

So hat mir die Begabung nicht geholfen wie dem Glücklichen da drüben in San Francesco di Paola; ich habe mir wie ein Schwyzer Landsknecht auf fremden Straßen alles mit Narben erhauen müssen. Nur durch die Leidenschaft meiner Natur, mit der ich meine Energie für eine Sache jedesmal aufreißen und ballen konnte — wie ein Brennglas die Sonnenstrahlen bis zur Entzündung zu sammeln vermag, mehr noch, wie eine Stichflamme die Gase der ganzen Maschine an einem Punkt zischen läßt — bin ich zu meinen Kupferstichen gekommen, die strengere Gebilde sind, als sich die Künstlerträume der Jugend je etwas erdenken können; denen der letzte Hauch der Weltmusik fehlt, die aber so rechtschaffen und treu gebildet sind, daß sie ihn tragen könnten.

Drum war die Leidenschaft, an der ich nach der Meinung meiner Kritiker an der reinen Kunst gehindert war, die bittere Notwendigkeit meiner tauben Natur. Vielleicht, daß ich damit klüger etwas anderes als ein Künstler geworden wäre; doch ist es auch für diese Einsicht zu spät; was hilft es, einem knorrigen und vernarbten Eichbaum zu sagen: warum bist du auf diesem Erdreich keine schlanke Tanne geworden,

was viel richtiger gewesen wäre? Ich weiß nun, daß sich alles mit Notwendigkeit vollzie en mußte, bei jedem wie bei mir, wie es gekommen ist, und daß der Irrtum die untrennbare Rückseite an der Medaille der Wahrheit ist. So wie ich war und werden mußte und auch geworden bin mit meinem Blut und Kopf, die mir die Eltern gaben, bin ich der Stauffer, der hier am Borgo San Jakopo zwölf den Lungarno drüben und die Kuppel des Brunelleschi zwar mit der We mut betrachtet, daß seine drei Sachen keine solche Kuppel geworden sind und auch nicht werden konnten, doch mit dem Stolz, daß sie aus einer schwächlichen und verwilderten Zeit von einem angeblich zügellosen Menschen als ein achtbares Erbteil und Beispiel dessen bleiben werden, was die Willenskraft auch bei einer spröden Natur vermag.

Freilich ist mit den drei Sachen auch die Energie eines kräftigen Körpers und eines ganzen Lebens frühzeitig aufgebraucht, sodaß ich wie ein Greis mit dreiunddreißig Jahren statt zu schaffen schon geschwätzig bei meinen Memoiren sitze; das Gehirn verträgt die dauernden Entzündungen nicht. Und obwohl die Lydia mir den Rest in einem Brand verpulvert hat, der mich mit seinen üblen Dünsten nicht mehr verläßt: es kann mir manchmal durchs Gehirn

wie eine Ahnung fliegen, als ob auch ohne sie alles zum gleichen Ende gekommen, als ob der rasche Brand besser, als langsam zu verkohlen gewesen wäre.

Es war zu früh, als ich mir damals selber den Gnadenschuß geben wollte; ich mußte erst noch meinen Bubenberg aussenden, durch den ich nicht mehr der verlorene Sohn der Heimat bin; auch war ich mit der Einsicht in mein Leben nicht so weit, um diese Beichte abzulegen, die niemand auch mich selber nicht mehr anklagt. Nun aber sehe ich nichts mehr, was meinen Händen auf dieser Erde noch erreichbar wäre: Vielleicht die einmal erhoffte Professur in München und die Frau dazu – ich könnte mir die Schwarze vom Monte Cavo holen – zuletzt gar Kinder? Es hat schon keine Gefahr, daß mir dergleichen noch geschieht; ich bin von jener Fehme getroffen, wie sie nicht nur bei den Westfalen damals gebräuchlich war; mir haben die Anklage und der Kerker den Leumund genommen, der das Gesellschaftskleid des öffentlichen Umgangs ist; ich bin mit meiner nackten Menschlichkeit übrig geblieben, und so etwas kann nicht Professor werden.

Ich war von Anfang an, wie ich nach München als Stubenmaler kam, etwas ein Schweizer Landsknecht auf fremden Straßen, weil in der engen Hei-

mat höchstens Platz für kleinliche Bürgerkriege ist. Nun Landfrieden um mich geworden ist, hab ich es nicht soweit für meinen Beutel gebracht, um mich auf meinen Altenteil in Schwyz anzusiedeln wie dort die Edelinge. Was könnte mirs auch nützen? Ich bin mehr auf die Ehre als auf den fetten Beutel ausgezogen und kann nicht nachher doch wieder wie ein reich gewordener Krämer das meinige verzehren, wie das die alten Söldnerführer taten. Mein Leben war nun einmal auf Presto eingestellt, wie die Musikanten sagen, das geruhsame Andante liegt mir nicht. Es ist gespielt und abgerechnet, auch was ich mehr als andere genossen habe, mit Leidenstalern bis auf die letzten Kummerpfennige, die ich dem Tod als Trinkgeld übrig lassen will.

Es bleibt mir nur der Sprung ins Rätsel, aus dem mich eine Laune des Schicksals rief, um einmal die Gleichung von Kunst und Leben auch ohne die Bequemlichkeit von einem hinreißenden oder ausreichenden Talent zu machen. Wenn ich nun ein Chinese wäre, es wäre Zeit, dem teuren Sargtransport durch eine billige Reise dritter Klasse zuvor zu kommen; aber noch darf ich nicht, noch hat mein ritterlicher Freund, der Bubenberg, das Wort nicht für mich ausgesprochen. Ich kann es auch nicht ab=

warten, und weil ich nun einmal ein Landsknecht auf fremden Straßen gewesen bin, will ich auch bei den Landfremden auf der römischen Landstraße begraben sein, wo die Lydia liegen wollte, die nachher wieder mit ihrem Gatten in die Schweizer Heimat gefahren ist, wohin sie als ordentliche Hausfrau gehörte, nachdem die kranke Neigung ihr auskuriert war.

Wie wird es sein? Den Schuß hab ich mir selber vorweg genommen. Es wäre auch zuviel Lärm um mich, und Lärm darf nicht mehr sein, weil du ihn, liebe Mutter, nicht mehr ertragen kannst. Mir hat der Doktor Erwin Kurz Chloral verschrieben, damit die wunden Nerven Nacht für Nacht in einen sanften Tod eingehen, der immer nur bis zum Morgen reicht. Es scheint, daß mir mein Berner Landsknechtskörper zu gut gehalten hat; er war mit seinen Armen und Beinen mehr fürs Lanzen- als fürs Kupferstechen gemacht: Ich nehme längst das fünffache der Dosis, damit ich meinen Körper in den Schlaf hinein betrüge. Wenn ich nun einmal das zehnfache nähme, ob er die Fälschung merken würde?

Seis drum: die Blätter dieses Lebens sind vollgeschrieben. Es war mein Erbteil — und ich weiß nicht einmal, ob es so schlecht war, wie es dem armen

Kopf beim ersten Schrecken schien – nicht meine Wahl, die keinem zusteht, der mit den Säften der Natur geboren nur das Gefäß um ihr Geheimnis bildet: daß sie bei mir zur Chronik der Leidenschaft geworden ist.

Von Wilhelm Schäfer erschienen:

Anekdoten (1908 5. Auflage 1911)
Der verlorene Sarg und andere Anekdoten (1911 3. Auflage 1911)
Dreiunddreißig Anekdoten (1911 3. Auflage 1911)
(Die vorgenannten beiden Bände in einem vereinigt)
Der Niederrhein und das bayrische Land (1907)
Rheinsagen (1908)
Die Mißgeschickten (1909 2. Auflage 1910)
Die Halsbandgeschichte (1910 2. Auflage 1911)

Urteile über Wilhelm Schäfers Anekdoten:

Dreiunddreißig Anekdoten

Geheftet Mk. 4.–, gebunden Mk. 5.50,
in Ganzleder Mk. 16.–.

Daraus einzeln: **Anekdoten.** Erste Folge.
Der verlorene Sarg, der Anekdoten zweite Folge.
Je geheftet Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.–.

Es ist eine fast neue literarische Gattung, die Wilhelm Schäfer hier entdeckt hat: die kleine Anekdote, wie der Chronist sie zu überliefern pflegt, nachdenklich von allen Seiten betrachtet, philosophisch und historisch motiviert, auf ein würdiges Niveau der Form erhoben. Bisher erzählte solche Miszellen nur der gute Kalendermann, der alte Hebel oder der Zeitgenosse Rosegger. Bei Schäfer werden diese kondensierten Historien Rankenwerk der Kulturgeschichte – vorgetragen für den verwöhntesten Geschmack. Seine persönliche Sprache, knapp, plastisch, von starkem Rhythmus, verbürgt allein schon erlesenen Genuß .... Miniaturkunstwerke, Bijouterien aus kostbarem Material, von feinster Arbeit.

Kurt Martens in „Die Zeit".

Man hat es schon lange gewußt, daß Wilhelm Schäfer schlechtweg der Anekdotenerzähler in Deutschland ist. Nun gibt er ein Drittel der Geschichten, die er in seinem Leben zu fabulieren hofft, bei Georg Müller in München unter dem Titel „33 Anekdoten" heraus; wer sich ein Fest machen will, greift zu .... Soll man hervorheben, was ihm besonders geglückt ist, die Wahl tut einem weh; „Der Student aus Salzburg", „Der Bäcker von Limburg", „Der tapfere Maruck" oder die lustige „Bearnaise". Wer an diesen Anekdoten Geschmack bekommen hat, wird sich mit Vergnügen auch „Die Halsbandgeschichte" von Schäfer erzählen lassen.

„Die Propyläen."

Vor allem sind es echte kleine Meisterwerke der Erzählerkunst, die jedem Leser nicht nur um ihrer präzisen

und sachlichen Art willen gefallen müssen, sondern ihn auch durch ihre feine künstlerische Abrundung und psychische Tiefe gefangennehmen werden. Diese kleinen Federzeichnungen sind Musterstücke deutscher Prosa, umwoben sowohl von der goldenen Sonne des Humors, wie von den dunkelblauen Schattentiefen rätselvoller Ausblicke. Schäfer hat mit diesen köstlich ziselierten Stücken einen neuen Typus in die deutsche Literatur eingeführt, geeignet, das Gewaltigste und Gewagteste mit Grazie und Treffsicherheit zu sagen.

„Neue Badische Landeszeitung."

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.



